Digitized by Google

48552.10

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND GIVEN
IN MEMORY OF
GEORGE SILSBEE HALE
AND
ELLEN SEVER HALE

Google

Digitized by Google

Digitized by Google

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

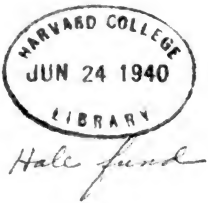
Einunddreißigster Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Digitized by Google

18552.10



Digitized by Google

Clio's Blumenkörbchen.

Von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Digitized by Google

Digitized by Google

Clio's

Blumenkörbchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bruchstücke aus den Memoiren der Madame de Motteville.

Italien und Spanien fürchteten Erschütterungen, wenn Frankreichs Ruhe getrübt würde. Dem vorzubeugen, ließ der Gesandte des Großherzogs von Toskana am Hofe zu Madrid die ersten Worte von einem Doppel-Bündniß zwischen den beiden Prinzen und Prinzessinnen von Frankreich und Spanien fallen. Sie wurden wohl aufgenommen, und besonders in Frankreich mit solcher Freude, daß man zu Paris, schon drei Jahre früher, als die Vermählung wirklich vollzogen wurde, ein prächtiges Carrousel veranstaltete. Es war zu Burgos, wo die französische Prinzessin Elisabeth ihre Hand Philipp dem Vierten reichte (1615), und zu Bordeaux vermählte sich Ludwig XIII. mit der Infantin von Spanien, Anne von Oesterreich, damals fünfzehn Jahre alt und fünf Tage älter als ihr Gemahl. Daß die Prinzessin außerordentlich schön war, habe ich von der alten Marquise von Moray, die, als sie ihr zum ersten Male vorgestellt wurde, sie, nach spanischer Sitte, mitten unter ihren zahlreichen Damen auf einem Polster sitzend fand. Sie trug ein spanisches Kleid von grünem Atlas mit Gold und Silber gestickt, ihre hängenden Ermel waren auf der Schulter mit großen Diamanten aufgeknöpft; ein kleiner Hut, von gleicher Farbe wie das Kleid, schmückte ihr

Digitized by Google

Haupt, und eine schwarze Reiher-Feder, die von diesem Hute herab nickte, erhob die Schönheit ihres blonden, in großen Locken wallenden Haares. Der König, ein brünetter, wohl gebauter Jüngling, mißfiel der jungen Königin nicht und ich habe sagen hören, daß sie ihn geliebt haben würde, wenn ein trauriges Verhängniß, dem besonders Fürsten so selten ausweichen können, nicht über beiden gewaltet hätte.

Bald nachher entfernte man von ihr alle die spanischen Damen, ihre Begleiterinnen, das schmerzte sie tief. Niemand blieb ihr übrig, als eine gewisse Donna Estefania, ihre Erzieherin, jetzt ihre erste Kammerfrau, und zärtlich von ihr geliebt. Auch an meine Mutter schloß sie sich mit Liebe, weil sie lange in Spanien gewesen war, und das Spanische sehr gut sprach und schrieb; denn in den ersten Jahren ihres Aufenthalts in Frankreich machte der Prinzessin nichts Freude, als was sie an ihr Vaterland erinnerte. Meine Mutter wurde ihre Vertraute in dem zwar unschuldigen, aber doch geheimen Briefwechsel mit ihrem Bruder, dem Könige, der ihr einziges Vergnügen und auch ihr einziges Verbrechen war. Des Königs Günstling, der Herzog von Luines, machte ihr auch trübe Stunden, in welchen sie Trost am Busen meiner Mutter suchte. Man sagt, er habe sogar die Kühnheit gehabt, den König von seiner Gemahlin trennen zu wollen, um eine seiner Verwandtinnen auf den Thron zu setzen, die nachmalige Prinzessin von Guimené, das schönste Weib am Hofe. Doch mag ihm der Gedanke wohl nur durch den Kopf geflogen

Digitized by Google

sein, denn die Herzogin von Luines, die sehr gut mit ihrem Manne lebte, wurde bald darauf eine Favorite der Königin, die anfangs, wegen des Abscheues gegen den Herzog, sie wenig leiden konnte, und nur aus Gefälligkeit für den König an ihren Umgang sich gewöhnte.

Wenn man damals am Hofe die Klugheit bisweilen vermißte, so fehlte doch die Lustigkeit nicht, die sich an Jugend und Schönheit schmiegte. Das beweist der kleine Zufall, daß die Königin, welche schwanger zu sein glaubte, sich Schaden zufügte, weil sie mit Frau von Luines um die Wette lief und sie haschen wollte. Dieses Reich des Vergnügens endete mit dem Tode des Günstlings, nach welchem Marie von Medicis, die mit ihrem Sohne entzweite Mutter, sich mit ihm aussöhnte, und dieser Friede brachte Unfrieden in die königliche Ehe; denn die Mutter meinte, um ihren Sohn ganz zu beherrschen, dürfe er seine Frau nicht lieben. Jetzt blieb der jungen fremden Fürstin keine andere Freude als der Umgang mit der Herzogin von Luines — die sich auf's neue mit dem Herzog von Chevreuse vermählt hatte — eine stets heitere Frau, welche den ernstesten Dingen eine lustige Seite abzugewinnen wußte.

Einige Jahre verstrichen, ohne daß man eigentlich sagen könnte wie? wenn man auch dabei gewesen wäre. Ich weiß davon weiter nichts, als was die Königin selbst mir später bisweilen erzählt hat. Doch das darf ich sagen: sie wurde geliebt; die Ehrfurcht, welche die Majestät einflößt, wurde von dem Eindrucke überwogen, den ihre

Digitized by Google

Schönheit machte, und es gab Leute, die es wagten, ihre Leidenschaft nicht zu verbergen. Zu diesem gehörte der Herzog von Monmorency, ein schöner, tapferer, prachtliebender Mann. Er hatte zuvor die Marquise de Sablé geliebt, eine der schönsten Damen des Hofes, ehe die Königin erschien. Aber sie wußte es auch, daß sie schön und liebenswürdig war, und ihre Eigenliebe machte sie ein wenig zu empfänglich für die Liebe der Männer. Damals gab es in Frankreich noch Ueberreste von jener Artigkeit, welche Katharina von Medicis aus Italien dahin gebracht hatte. Alle die neuen Lustspiele und Gedichte, die aus Spanien kamen, athmeten eine so große Zartheit, daß sie sich eine hohe Idee von der Galanterie machte, welche die Spanier den Mauren verdankten. Sie war überzeugt, daß die Männer, ohne ein Verbrechen zu begehen, den Damen zärtlich huldigen dürfen; daß der Wunsch, ihnen zu gefallen, große, schöne Handlungen erzeugt, den Geist erweckt, Freigebigkeit und manche andere Tugend einflößt; daß hingegen die Damen, geschaffen um die Welt zu zieren, und von den Männern angebetet zu werden, nur deren Verehrung dulden dürfen. Ich habe sie sagen hören, ihr Stolz gegen den Herzog von Monmorency sei so groß gewesen, daß im ersten Augenblicke, als sie dessen neue Liebe bemerkte, sie allen Umgang mit ihm aufgehoben, und seine Huldigung auch mit keiner Königin theilen wollen. Die Letztere hat mir nachher gesagt, indem sie sich selbst über ihre vormalige Eitelkeit lustig machte, sie habe über die Empfindungen

Digitized by Google

des Herzogs für sie nie nachgedacht, und gemeint, sein Betragen sei blos ein ihrer Schönheit gebührender Zoll; auch sei des Herzogs Leidenschaft eben nicht heftig gewesen.

Der Herzog von Bellegarde, obgleich schon alt, zählte sich auch zu ihren Liebhabern. Er war Günstling zweier Könige gewesen, und stand noch in so großem Ansehen, daß die Königin einen Weihrauch nicht verschmähte, dessen Dampf ihren Ruf nicht beflecken konnte. Sie litt es, daß er mit ihr umging, wie es zu seiner Zeit Mode gewesen, den Damen zu huldigen. Er wagte es wirklich, seine Liebe zu erklären. Man sagt, die Königin habe gezürnt, es wurde bald ein Scherz daraus gemacht, an dem selbst der König Theil nahm, obschon er sonst ziemlich eifersüchtig war.

Nur der Herzog von Buckingham war so verwegen, einen Angriff auf ihr Herz zu wagen. Er kam im Namen des Königs von England, um Madame, des Königs Schwester, für seinen Herrn sich antrauen zu lassen. Er war schön, wohl gebaut, prächtig, freigebig, besaß Größe der Seele und galt für den Günstling eines großen Monarchen, dessen Schätze er verschwenden, mit dessen Diamanten er sich schmücken durfte. Was Wunder, daß er gefiel und sich dessen bewußt war. Allein die Königin hat mir erzählt, daß, ob sie gleich nicht läugnen könne, Gefallen an ihm gefunden zu haben, sie doch in aller Unschuld geglaubt, es bedeute nichts mehr und nichts weniger als eine honnete Galanterie. Die spanischen Damen, sagte sie, leben am Hofe wie die Nonnen, und sprechen mit Männern

Digitized by Google

nur in Gegenwart des Königs und der Königin; dennoch rühmen sie sich recht gern ihrer Eroberungen, die, statt ihrem Rufe zu schaden, ihnen Ehre bringen. Die Herzogin von Chevreuse that freilich alles Mögliche für solche Zeitvertreibe ihrer erhabenen Freundin, deren Eitelkeit geschmeichelt wurde, deren Tugend aber unbefleckt blieb. Man hat viel von einem Spazirgang der Königin gesprochen, als sie ihre Schwägerin nach Amiens begleitete. Er geschah mit ihrem gewöhnlichen Gefolge. Personen, welche sich darunter befanden, haben mir die Wahrheit erzählt. Der Herzog von Buckingham sprach mit ihr, Putange, ihr Stallmeister, entfernte sich ein wenig, um nicht unbescheiden zuzuhören. Da führte sie der Zufall in einen gekrümmten Gang des Gartens, wo ein Pfosten sie den Blicken des Publikums entzog. Die Königin, erschrocken, sich allein zu finden, vielleicht auch durch die Leidenschaft des Herzogs ein wenig gedrängt, rief den Stallmeister, und verwies ihm seine Entfernung. — Als der Herzog ihr beim Abschied den Rock zu küssen kam, befand sie sich im Wagen neben der Prinzessin von Conti. Er verbarg sein Gesicht hinter dem Vorhang, gleichsam um ihr einige Worte zu sagen, eigentlich um seine Thränen zu trocknen. Die Prinzessin von Conti, eine geistreich scherzende Frau, sagte nachher: sie wolle dem Könige wohl die Tugend der Königin verbürgen, aber nicht ihre Grausamkeit, denn es habe sich, bei den Thränen des schönen Engländers, eine Spur von Mitleid in ihren Augen blicken lassen.

Digitized by Google

Den Herzog verleitete die Liebe noch zu einem kühnen Schritt, den ich aus dem Munde der Königin habe, und den die Königin von England mir nachher bestätigt hat. Er war schon von Amiens abgereist mit Madame Henriette, die er seinem Könige zuführen sollte, er war schon nicht fern mehr von Calais, als er — um die Königin noch einmal zu sehen, wäre es auch nur ein Augenblick — plötzlich vorgab, Befehle aus England erhalten zu haben, die ihn nöthigten, nach Hofe zu gehen. Er ließ Madame Henriette zu Boulogne, eilte zurück, sprach mit der Königin Mutter von seinen vorgeblichen Geschäften, und begab sich dann zu der jungen Königin, die er im Bette ziemlich allein fand. Durch einen Brief der Herzogin von Chevreuse, welche Henrietten begleitete, war sie auf diesen Besuch vorbereitet und sprach lachend davon. Aber sie erstaunte, als er nun hereintrat, sich neben ihrem Bette auf die Knie warf, und mit allen Zeichen einer die Vernunft besiegenden Leidenschaft das Bettlaken an seine Lippen drückte. Die Königin hat mir selbst gesagt, sie sei sehr verlegen geworden, und habe lange nicht reden können. Die Gräfin von Lannoi, ihre alte, strenge Ehrendame, die neben ihrem Kopfkissen stand, fand des Herzogs Stellung sehr anstößig, und sagte ihm mit großem Ernst, das sei nicht Sitte in Frankreich. Er aber, ohne aus der Fassung zu kommen, behauptete, er sei ein Fremder, und brauche nicht alle Gesetze der französischen Etikette zu beobachten. Dann wandte er sich an die Königin und sagte ihr ganz laut die

zärtlichsten Dinge von der Welt. Im Grunde war sie wohl nicht erzürnt darüber, allein sie nahm sich zusammen, klagte über seine Kühnheit, und befahl ihm zu gehen. Er gehorchte, und nachdem er sie am andern Morgen noch einmal in Gegenwart des ganzen Hofes gesehen, reiste er ab, fest entschlossen, so bald als möglich wieder nach Frankreich zu kommen.

Dem Könige wurde alles dies zum Nachtheil seiner Gemahlin hinterbracht. Er nahm es sehr übel auf. Ihr Stallmeister, ihr Arzt und mehrere ihrer Höflinge wurden exilirt. Durch seinen Beichtvater ließ er ihr solches zu wissen thun, wobei Donna Epefania sich nicht enthalten konnte, ihm diese Bitterkeiten zu sagen.

Einige Zeit nachher wünschte die Königin von England ihre Mutter zu besuchen, allein ohne Buckingham's Begleitung konnte sie die Einwilligung ihres Gemahls zu dieser Reise nicht erhalten. Das schrieb sie ihrer Mutter und bat um Erlaubniß den Herzog mitzubringen. Es wurde abgeschlagen, und nun beschloß die Wuth des Verliebten, beide Kronen zu entzweien, damit wenigstens die Nothwendigkeit eines Friedens-Traktats ihn einst nach Frankreich zurückführen möchte. Er wollte Siege erfechten; er kam dem, von Ludwig XIII. belagerten Rochelle mit einer mächtigen Flotte zu Hilfe; er berühmte sich öffentlich seiner Leidenschaft für die Königin; aber seine stolzen Entwürfe mißlangen.

Die Königin hat mir selbst gestanden, daß die Her-

Digitized by Google

zogin von Chevreuse (vielleicht auch ihr Herz) sie damals verleitet haben, sich Wünsche für die englischen Waffen zu erlauben, doch meinte sie, diese Wünsche wären nur aus Haß gegen den Kardinal Richelieu entsprungen, der, als eine Kreatur ihrer Schwiegermutter, ihren Gemahl gegen sie einnahm.

Ein anderes, ernsteres Abenteuer begegnete der jungen Königin auf Anstiften des Kardinals und ihrer Schwiegermutter. Der Ober-Garderobemeister, Chalais, wurde einer Verschwörung gegen den Staat und gegen das Leben des Königs angeklagt, die Königin selber als dessen Mitschuldige genannt. Die, mit den Begebenheiten jener Zeit Vertrauten haben mich versichert, Chalais sei unschuldig gewesen, und habe höchstens eine Intrigue gegen den Kardinal geleitet, an der des Königs Bruder Theil nahm, dessen Vermählung mit Mademoiselle Monpensier man zu hindern wünschte. Wahr ist es, daß auch die Königin diese Vermählung gern hintertrieben hätte, wie sie mir selbst gesagt hat, aber nur weil sie glaubte, wenn jene Prinzessin Kinder bekäme, so würde sie, die Kinderlose, nicht mehr geachtet werden.

Von andern habe ich gehört, gewisse Sterndeuter hätten dem Könige prophezeit, er werde nicht lange leben, und, um das Märchen zu verschönern, habe man die Königin beschuldigt, sie wolle nach dem Tode ihres Gemahls den Bruder desselben heirathen, und darum sei jene Verbindung ihr so mißfällig. Um sie gänzlich zu verderben, ließ

Digitized by Google

der Kardinal den Gefangenen Chalais Begnadigung, wenigſtens Rettung ſeines Lebens hoffen, wenn er ausſagen würde, die Königin ſei mit ihm einverſtanden geweſen. Da er aber nicht alles ſagte, was man zu hören verlangte, ſo erweiterte der Kardinal nach ſeinem Gefallen die mangelhafte Ausſage und hinterbrachte ſie dem Könige, der ſich darob entſetzte. Er ließ ſeine Gemahlin im Geheimenrath erſcheinen, wo er ihr geradezu vorwarf, ſie habe gegen ſein Leben ſich verſchworen, um einen andern Mann zu nehmen. Die Königin — zwar vom tiefſten Schmerz über eine ſolche Anklage ergriffen, aber ſtark im Bewußtſein ihrer Unſchuld — ſprach mit Feſtigkeit und edler Kühnheit: »warum ein ſo ſchwarzes Verbrechen?« ſagte ſie ihm (wie ich von ihr ſelbſt weiß) »ich würde bei dem Tauſch zu wenig gewonnen haben.« Dann wandte ſie ſich an ihre Schwiegermutter, und, mit dem ganzen Stolz einer ſpaniſchen Prinzeſſin beſchwerte ſie ſich über die Verfolgungen, welche ſie von ihr und dem Kardinal erdulden müſſe. Doch weder der König noch das Publikum würden von ihrer Unſchuld überzeugt worden ſein, wenn nicht glücklicherweiſe Chalais ſelbſt, da er, das Schaffot beſteigend, von Richelieu ſich betrogen ſah, es laut bereut hätte, durch zweideutige Aeußerungen den Ruf der Königin in Gefahr geſetzt zu haben. Er trug ſeinem Beichtvater auf, ſie in ſeinem Namen um Verzeihung zu bitten, und dem Könige die Wahrheit zu hinterbringen. Auch Chalais Mutter kam in gleicher Abſicht zu der Königin.

Digitized by Google

Indessen entfernte man doch die Herzogin von Chevreuse von ihr, die Chalais Geliebte, und gewiß auch die einzige Ursache alles Unheils gewesen war. Allein die Königin, die mit großer Zärtlichkeit an ihr hing, wurde durch diesen Verlust tief gekränkt und gegen ihren Gemahl erbittert.

Manche wollen, der Kardinal habe im Grunde mehr Liebe als Haß für die Königin gehegt, und, als er sich verschmäht gesehen, aus Rache gehandelt. Gewiß ist, daß er ihr, bis an seinen Tod, keine andere Merkmahle seiner Liebe gegeben, als Verfolgung und Störung ihrer Ruhe. Aber sie selber hat mir erzählt, daß er eines Tages, in ihrem Kabinet, wirklich sehr galant und sogar leidenschaftlich mit ihr gesprochen; sie sei eben im Begriff gewesen, ihren Zorn und Verachtung zu äußern, als der König herein getreten und ihr Gespräch unterbrochen. Nachher habe sie ihre Empfindungen nicht wieder äußern wollen, weil sie geglaubt habe, ihm zu viel Ehre anzuthun, wenn sie zeige, daß sie jenes Augenblickes sich noch erinnere. Aber ihr verachtendes Stillschweigen antwortete ihm hinlänglich. Sie gab sich gar nicht die Mühe ihren Haß zu verbergen, und erwarb sich dadurch eine Menge Anhänger, nämlich alle die Feinde des Kardinals, deren er unzählige hatte (eigentlich wohl nicht Feinde, sondern Neider). Er verdiente dieses Schicksal nicht, denn er war der größte Mann seiner Zeit, und auch die verflossenen Jahrhunderte haben nichts, ihn Uebertreffendes, aufzuweisen. Er hatte die Grundsätze aller berühmten Tirannen; seine Entwürfe, Gedanken und Be-

Digitized by Google

schlüsse waren sämmtlich auf Heil des Staats und öffentliches Wohl berechnet, nur daß er das letztere blos dann beförderte, wenn des Königs Ansehen und Schätze dadurch vermehrt wurden. Der König sollte das Volk regieren aber er wollte den König beherrschen. Leben und Tod der Menschen interessirten ihn blos in Rücksicht auf sein Vermögen und seine Größe, von welchen beiden, nach seiner Meinung, Reichthum und Größe des Staates abhingen. Unter dem Vorwande, eins durch das andere zu schützen, trug er gar kein Bedenken, seiner eigenen Erhaltung alles aufzuopfern, und die evangelischen Grundsätze waren ihm fremd, ob er gleich ein Buch geschrieben hat, das Leben des Christen betitelt. Daß er jene nicht befolgte, brachte seinen Feinden Unheil, dem Staate Heil, so wie Kinder ein erwuchertes Vermögen froh genießen, für welches der Vater vielleicht in der Hölle brennt.

Die Königin war sehr liebenswürdig, der König zur Frömmigkeit geneigt; es ist daher sehr wahrscheinlich, daß wenn der Minister nicht als ein böser Dämon zwischen sie getreten wäre, Ludwig mehr Anhänglichkeit an eine Gemahlin bewiesen haben würde, die deren in jeder Rücksicht so würdig war. Manche behaupten, er habe sie nie geliebt, und die Königin selbst glaubte es, da er sie so gleichgiltig behandelte; allein ich weiß, aus dem Munde eines seiner Günstlinge, daß er sie schön fand, und daß er eines Tages, von ihrer Schönheit im Vertrauen sprechend, hinzufügte: er wage es nicht, Zärtlichkeit gegen sie zu äußern, aus

Digitized by Google

Furcht, ſeine Mutter und den Kardinal beleidigen, deren Rath und Dienſte ihm nöthiger wären, als das Vergnügen mit ſeiner Frau in zärtlicher Eintracht zu leben.

Der Königin Anhänglichkeit an das Vaterland und an ihren Bruder waren auch Gefühle, die man ihr zum Verbrechen machte. Sie hatte in der That Grund zu fürchten, daß ihr Gemahl ſie verſtoßen werde, und auf dieſen Fall hoffte ſie, nach dem Tode ihrer Tante, der Infantin Klara Eugenia, die Regierung der Niederlande zu erhalten.

Ich war ſieben Jahre alt, als die Königin mir, um meiner Mutter willen, eine Penſion von ſechshundert Livres gab, bald darauf fügte ſie einen Gnadenbrief (brevêt) hinzu, durch welchen mein Schickſal auf immer an das ihrige gefeſſelt wurde. Ihre Freundſchaft für meine Mutter, und das Vergnügen, welches ich ihr zu machen ſchien, weil ich ſchon ſpaniſch mit ihr plaudern konnte, mißfielen dem Herrn Kardinal, und ich erhielt einen königlichen Befehl, mich von ihr zu trennen. Schon hatte Madame du Fargis, ihre Dame d'atour, einen ähnlichen Befehl empfangen, und das war der Königin minder aufgefallen, aber daß man ihr nun gar ein Kind wegnahm (denn ich war höchſtens zehn Jahre alt), das ſchmerzte ſie tief. Meine Mutter führte mich in die Normandie, von wo aus ich doch einmal mit einer Verwandtin zurückkam und der Königin insgeheim vorgeſtellt wurde.

Im Jahre 1624 hatte ſie die Abtei Val de Grace geſtiftet, um dort bisweilen, in Abgeſchiedenheit von der

Digitized by Google

Welt, sich zu erbauen. Der Kardinal, welcher wußte, daß sie so oft als möglich an ihren Bruder schrieb, war so boshaft dem Könige zu rathen, daß er die Abtei plötzlich solle durchsuchen lassen, weil man vermuthlich Beweise eines strafbaren Einverständnisses mit dem spanischen Hofe entdecken werde. Plötzlich erschienen, auf königlichen Befehl, der Erzbischof von Paris und der Kanzler Seguier an der Klosterpforte; sobald sie eingetreten waren, geboten sie den erstaunten Nonnen, bei Strafe des Bannes, kein Wort miteinander zu sprechen, dann forderten sie alle Schlüssel, durchsuchten alle Zellen und jeden Ort, wo sich Papiere vermuthen ließen, vor allen Dingen die Zelle der Königin; aber sie fanden nichts als Bußwerkzeuge, Gürtel mit eisernen Spitzen, und härene Hemden, bei deren Anblick der Kanzler sich nicht enthalten konnte, ehrfurchtsvoll auszurufen: wir haben gerade das Gegentheil von dem gefunden, was wir suchten. Es hieß, ein Mädchen der Königin habe dem Kardinal hinterbracht, daß ein verschlossenes Kästchen in der Zelle der Königin stehe. Dies Kästchen fand sich auch, aber es war angefüllt mit — englischen Handschuhen, die ihre Schwägerin ihr geschickt hatte. Es ist sehr begreiflich, daß ein solches Verfahren das Gemüth der Königin äußerst empören mußte. Sie konnte noch lange nachher nicht ohne große Bewegung davon reden hören.

Gleich nach dem Tode des Kardinals Richelieu sandte sie mir einen Befehl zu, an den Hof zurück zu kehren, den ich mit Freuden erfüllte. Ich eilte mit meinem Bruder nach

Digitized by Google

Paris, die Königin empfing uns sehr gnädig und sagte: die Kinder meiner Freundin sind zurück gekommen. Sie war noch immer so schön als irgend eine Dame von ihrer Umgebung. Damals, als ich sie verlassen mußte, trug sie, nach damaliger Mode, ein rundes klares Kopfzeug und viel Puder, nachher ging sie blos in Locken. Ihr sehr starkes Haar war ein wenig brauner geworden. Ihre Gesichtsfarbe war nicht zart, ihre Nase auch wohl zu groß, und nach spanischer Sitte schminkte sie sich ein wenig zu stark; aber sie war weiß und nie gab es eine schönere Haut als die ihrige. In ihren schönen Augen vereinten sich Sanftmuth und Würde. Die Farbe derselben fiel etwas in's Grünliche, allein das machte ihren Blick nur lebhafter. Ihr Mund war klein und rosenroth, ihr Lächeln außerordentlich einnehmend und ihre Lippen hatten von dem Hause Oesterreich nur so viel als nöthig war, um sie zu verschönern. Ihre Stirn war wohl gebildet, so wie der ganze Schnitt ihres Gesichts. Der Ruf der Schönheit ihrer Hände und Arme ist durch ganz Europa erschollen; sie waren wirklich weiß wie Schnee und die Dichter konnten das Lob derselben nicht übertreiben. Ihr Busen war schön, obschon nicht vollkommen, ihr Wuchs hoch, ihre Miene majestätisch ohne Stolz. Ihre ganze, mit so vielen Reizen begabte Gestalt flößte Jedem, der sie sah, Liebe und Ehrfurcht ein. Ihre Seele war nicht minder geschmückt, und von ihrer Mutter hatte sie den Hang zur Frömmigkeit eingesogen.

Es gab der schönen Damen viele am Hofe. Eine der

Digitized by Google

ſchönſten war noch immer Madame de Guiméné, zumal da ſie es kaum zu wiſſen ſchien. Die Königin hat mir lange nachher erzählt, daß ſie an Balltagen, mit ihrer Favorite, der Herzogin von Chevreuſe, alle mögliche Künſte der Toilette aufgeboten, um von der Prinzeſſin Guiméné nicht verdunkelt zu werden; wenn aber nun dieſe erſchien, und die eiferſüchtigen Damen ſich ſelber geſtehen mußten, ſie ſei doch die Schönſte, ſo gingen ſie, eine nach der andern, zu ihr hin und ſagten ihr: Ach mein Gott! wie ſehen Sie heute ſo übel aus! dann erſchrack die reizende Prinzeſſin, und ſtatt einen Blick in den Spiegel zu werfen, fuhr ſie nach Hauſe.

Unter Allen, die in ihrer erſten Jugendblüte erſchienen, erwarb ſich Mademoiſelle d'Hautefort, eine Hofdame der Königin, den Preis. Kaum ſah ſie der König, als er Neigung für ſie faßte. Die Königin bemerkte alſobald, was in dem Herzen dieſes Weiberfeindes vorging, und ſuchte den Funken anzufachen, weil ſie meinte, durch dieſe Gefälligkeit ihn zu gewinnen. Aber er war zu fromm, um ſich recht ernſtlich zu verlieben, und ich ſelbſt habe Mademoiſelle d'Hautefort ſagen hören: er ſpreche von ſonſt nichts als Hunden und Falken und Jagd mit ihr, und wage es gar nicht, ihr nahe zu kommen. Er ließ ſich auch darum nicht öfter als ſonſt in den Zimmern der Königin blicken.

Marie von Medicis herrſchte damals unumſchränkt. Richelieu war ihre Kreatur, von ihr erhoben. Ich weiß nicht, warum ſie unzufrieden mit ihm wurde, und we-

Digitized by Google

nige Personen haben es erfahren; aber auf einer Reise nach Lyon, wo der König so krank war, daß man für sein Leben fürchtete, und der Kardinal sich verloren glaubte, bat die Königin Mutter ihren Sohn, ihn zu verbannen. Ludwig versprach es, nur wünschte er noch einen kurzen Aufschub wegen seiner italienischen Angelegenheiten. Diesen gewährte die Mutter, auf des Sohnes Wort bauend, und dadurch wurde sie selbst ein Opfer von Richelieu's Ränken. Sie, die Frankreich einen König, Spanien und England Königinnen und Savoyen eine Fürstin gegeben hatte, sie, die Beherrscherin des Reichs, mußte plötzlich alle ihre Größe verschwinden sehen. Nach vollendeter Reise erinnerte sie den König an sein Versprechen, und war nicht wenig erstaunt, Widerstand zu finden, er bat sie sogar, dem Kardinal zu verzeihen. Vergebens machte sie dem Sohne Vorwürfe, vergebens bot sie Thränen auf, er war mit Richelieu einverstanden, der in demselben Augenblicke hereintrat, sich an beide wandte und ganz kalt sagte: er sei gekommen, weil er vermuthet habe, daß man von ihm spreche. Die gereizte Königin, noch mehr erbittert durch seine unvermuthete, von ihr nicht bewilligte Erscheinung, nannte ihn, in Thränen schwimmend, einen Verräther, und überließ sich dem heftigsten Ausbruche ihres Zorns. Noch bitterer behandelte sie dessen Nichte, die Herzogin von Aiguillon, die gegen das Ende der Unterredung dazu kam. Richelieu, ohne aus der Fassung zu kommen, warf sich zu ihren Füßen und bat dringend um Verzeihung. Auch der König,

Digitized by Google

den dieſer Auftritt ſehr zu bewegen ſchien, kniete vor ihr und vereinte ſeine Bitten mit denen des Günſtlings, allein vergebens. Der König, dadurch gekränkt, begab ſich nach Verſailles, der Kardinal folgte ihm dahin, und wußte ſich ſeiner ſo ganz zu bemächtigen daß er ohne Zweifel ſchon damals beſchloß, was er nachher zu Compiegne gegen ſeine Wohlthäterin ausführte. Viele, die mit der Königin Mutter im Einverſtändniß waren, und auf den Sturz des Kardinals ganz ſicher gezählt hatten, empfanden die traurigen Folgen dieſer Täuſchung, und darum nannte man jenen Tag la journée des dupes. Marie von Medicis verdarb Alles dadurch, daß ſie in Paris blieb, wo die Feinde des Kardinals eine große Rathsverſammlung hielten, und nachher von ihm gerade ſo behandelt wurden, als ſie ihn ſelber hatten behandeln wollen. Der Marſchall von Marillac zum Beiſpiel hatte für ſeinen Tod geſtimmt, ſobald der König ihn nicht mehr ſchützen würde; den ließ Richelieu ſehr ungerechter Weiſe hinrichten; der Marſchall Baſſompierre hatte gemeint, man ſolle ihn nur in's Gefängniß werfen; dafür brachte er ſelber zwölf Jahre im Kerker zu. Kurz, dieſe Begebenheit war der erſte Grund aller der Verfolgungen und Proſkriptionen, welche damals ſo viele Perſonen von großem Anſehen in's Unglück geſtürzt haben.

Einige Zeit nach dieſer journée des dupes begab ſich der Hof nach Compiegne, die beiden Königinnen in der beſten Eintracht, denn beide haßten nun den Kardinal, und ihr Schickſal fing an ſich zu gleichen. Der König, der mit

Digitized by Google

dem Vorsatz schwanger ging, seine Mutter verhaften zu lassen, war sehr unruhig, weil sein natürliches Gefühl sich noch empörte. Der Minister bot alles auf um seine Rache zu vollstrecken. Endlich — wenige Tage nach der Ankunft des Hofes — wurde plötzlich, sehr früh des Morgens, an das Zimmer der jungen Königin geklopft — (sie selbst hat mir das Folgende erzählt.) Erschrocken fuhr sie aus dem Schlafe und rief ihre Kammerfrauen. Sie meinte, der König sei an der Thür, da sonst wohl Niemand sich unterstehen könne, auf diese Weise bei ihr einzudringen. Als sie den Bettvorhang wegzog und sah, daß es kaum Tag wurde, durchkreuzten schnell trübe Ahnungen ihre Seele. Der Abneigung ihres Gemahls nur allzugewiß, fürchtete sie, man komme ihr anzukündigen, daß sie Frankreich verlassen solle. Sie raffte sich zusammen und bot alle ihre Standhaftigkeit auf. Die Thür wurde geöffnet. Da meldete ihr die erste Kammerfrau den Groß-Siegelbewahrer im Namen des Königs. Dieser ungewöhnliche Besuch bestärkte sie noch in ihrer Vermuthung. Allein er kündigte ihr blos an, daß der König, aus gewissen Staatsursachen, sich genöthigt gesehen, seine Mutter hier unter Aufsicht des Marschalls d'Etrées zu lassen; er bitte sie aufzustehen, die Gefangene aber nicht zu besuchen, sondern zu den Kapuzinern zu kommen, wo er sie erwarte. Man denke sich die Bestürzung der jungen Königin. Sie stand sogleich auf, aber es war ihr unmöglich sich hinweg zu begeben, ohne ihre Schwiegermutter noch einmal zu sehen. Um jedoch

Digitized by Google

nicht geradezu den Gehorsam gegen ihren Gemahl zu verletzen, ließ sie der Gefangenen sagen, sie wünsche sehr sie zu sprechen, allein aus gewissen Ursachen könne sie dieselbe nicht besuchen, ohne zuvor von ihr darum gebeten zu sein. Die alte Königin schickte augenblicklich ihre erste Kammerfrau mit der verlangten Bitte. Ihre mitleidige Schwiegertochter warf blos einen Schlafrock über das Hemd und eilte zu ihr. Sie saß im Bett, ihre Knie umfassend, und rief der Kommenden entgegen: Ach meine Tochter! ich bin todt oder eine Gefangene! was will der König mit mir machen? Die junge Königin warf sich sehr bewegt in ihre Arme, und vergaß in diesem Augenblick allen Verdruß, den sie ihr vormals angethan. Sie trennten sich als warme Freundinnen, sie hatten sich zum letzten Mal gesehen. Marie entfloh aus ihrem Kerker und ging nach Flandern, wo die Infantin Clara Eugenia sie sehr wohl aufnahm, und wohin auch ihr Sohn, des Königs einziger Bruder sich flüchtete, nachdem er Drohungen gegen den Kardinal ausgestoßen. Nach dem Tode der Infantin suchte Marie eine Zuflucht in England, wo die damaligen Volksbewegungen sie wiederum vertrieben. Sie ging nach Holland und von da nach Köln, wo sie bekanntlich zu Richelieu's ewigem Schimpfe, im tiefsten Elend starb.

Nach dem Besuche, den der jungen Königin ihr Herz geboten, begab sie sich zu den Kapuzinern, wo sie den König fand und mit ihm zurück nach Paris fuhr. Damals

Digitized by Google

war es, daß er ihr Madame d'Hautefort präsentirte, und sie bat, aus Liebe zu ihm, dieses schöne Mädchen zu lieben und gut zu behandeln. Solche Empfehlungen sind nicht allen Gattinnen angenehm; die Königin zwang sich zu einer freundlichen Aufnahme, liebte aber Madame d'Hautefort bald um ihrer selbst willen (denn sie verdiente es) und wurde von ihr herzlich wieder geliebt. Als der König das bemerkte, erkaltete nicht allein seine Neigung, sondern die täglich wärmer werdende Freundschaft zwischen seiner Gemahlin und seiner Geliebten war ihm so zuwider, daß die letztere endlich ganz in Ungnade fiel und in die Provinz zurückkehren mußte. Die erstere hingegen empfing jetzt mehrere und freundlichere Besuche von ihm als vormals, vielleicht um das Volk zu besänftigen, dem die Gefangenschaft der Königin Mutter sehr anstößig schien, so wie die gegen mehrere Personen verübte, grausame Strenge. Hingegen liebte es die junge Königin sehr, und sah mit Vergnügen das bessere Vernehmen zwischen ihr und ihrem Gemahl. Um sie zu gewinnen, rief der Kardinal auch die Herzogin von Chevreuse aus ihrer Verbannung zurück. Ohne Zweifel versprach sie ihm alles was er begehrte. Im Grunde hatte er sie nie gehaßt, ihre Reize hatten Eindruck auf ihn gemacht, und ihr Schicksal war eigentlich nur eine Folge des Hasses der Königin Mutter. Da er nun mit dieser zerfallen war, so wünschte er, durch Vermittlung der Favorite, sich mit der jungen Königin auszusöhnen. Auch den Chevalier de Jars, der gleichfalls ihret-

Digitized by Google

wegen entfernt worden war, ließ er aus England zurückkommen.

Madame de Chevreuse schien nunmehr in vertrauten Verhältnissen mit dem Kardinal zu stehen, blieb aber darum nicht minder der Königin ergeben, und warb auch für ihre Partei den Groß-Siegelbewahrer Chateauneuf, der in sie verliebt war.

Der schlaue Minister merkte aber bald, daß eine neue Verschwörung gegen ihn sich entspann. Er zerhieb den Knoten auf der Stelle. Madame de Chevreuse mußte abermals den Hof verlassen, und ging nach Spanien, wo sie ehrenvoll aufgenommen wurde, und wo sogar der König gegen ihre Reize nicht unempfindlich soll gewesen sein. Der Groß-Siegelbewahrer wurde nach Angoulême geschickt. Dem Chevalier de Jars ging es am schlimmsten. Er ist nachher einer meiner vertrautesten Freunde geworden, und daher kenne ich sein Schicksal genau, in welchem er einen so großen und biedern Charakter entwickelte. Eilf Monat saß er in der Bastille in ein Loch gesperrt. Es war im Winter als man ihn arretirte, und das schwarze Sammtkleid, welches er in diesem Augenblicke trug, kam während der schrecklichen eilf Monate nicht von seinem Leibe. Man verhörte ihn fünfzigmal mit der größten Strenge; er antwortete stets mit Verstand und Festigkeit, ohne sich je zu verwickeln oder zu irgend Jemandes Nachtheil zu sprechen. Man brachte ihn endlich nach Troyes wie einen Verbrecher, den man zum Tode führt. Als er durch den Hof der Bastille geschleppt

Digitized by Google

wurde, erblickte er den Marſchall Baſſompierre und einige andere Gefangene, die man gelinder behandelte. Er rief ihnen zu: »Lebt wohl! ich weiß nicht wohin ich gehe, aber ſeid verſichert, es möge mir auch begegnen was da wolle, ich bleibe ein Mann von Ehre, und werde nie, weder an meinen Freunden noch an mir ſelber zum Verräther werden.« Zu Troyes fand er in einem gewiſſen Laffemas denſelben Richter wieder, der ihn ſchon in der Baſtille gequält hatte, und den man nur des Kardinals Henkersknecht zu nennen pflegte. Man wollte falſche Zeugen erkaufen. Der Prévôt de l'Ile, der ihn auf der Reiſe von Paris nach Troyes begleitet hatte, ſollte ausſagen, der Chevalier habe unterwegs aufrühreriſche Reden gegen den Staat ausgeſtoßen, allein der ehrliche Mann verſtand ſich durchaus nicht dazu. Laffemas wußte, daß Richelieu den Tod des Gefangenen nicht wollte, weil er ihn ſelber für unſchuldig hielt und durchaus keine Beſchönigung eines Todesurtheils finden konnte, allein er hoffte durch die Furcht dafür, und durch alle ſonſt nur erſinnlichen Qualen, ihm die Geheimniſſe der Königin und ihrer Vertrauten abzulocken. Der Kardinal pflegte zu ſagen: man gebe mir nur zwei Zeilen, die der unſchuldigſte Menſch geſchrieben, ſo will ich ihm den Prozeß machen, denn in zwei Zeilen kann man Alles finden, was Einem beliebt.

Eines Tages, am Feſte aller Heiligen, begab ſich ein ſonderbarer Auftritt. Laffemas hatte dem Chevalier erlaubt, die Meſſe zu hören, und ihn unter ſtarker Bedeckung zu

Digitized by Google

den Jakobinern führen lassen. Da erblickte der Gefangene den Herrn Intendanten Laffemas, nebst seiner Frau, wie sie am Hochaltar das Abendmahl empfingen. Plötzlich riß er sich los von seiner Wache, stürzte hin zum Altare, packte den Schurken bei der Brust und schrie: »Mensch! du hast deinen Gott jetzt auf den Lippen! jetzt sage die Wahrheit vor Gott und den Menschen! bekenne meine Unschuld und deine Verfolgungswuth! bist du ein Christ, wie du in diesem Augenblick heuchelst, so bekenne laut, daß du ein Schurke gewesen! ich nehme diese ganze Versammlung zum Zeugen, daß ich dich nicht für meinen Richter erkenne!«

Man denke sich den bleichen, bebenden Sünder. Das Volk drängte herzu und fing an zu murren. Der Prévôt de l'Ile, der gegenwärtig war, wollte die Feinde trennen, aber der Chevalier ließ seinen Mann nicht los. »Du sollst antworten!« schrie er und schüttelte ihn. Da ermannte sich Laffemas endlich und sprach mit großer Kälte: »Mein Herr, worüber beklagen Sie sich? ich versichere Sie, daß der Herr Kardinal Sie liebt.« Und als der Chevalier fortfuhr, auf eine Antwort wegen seiner Unschuld zu dringen, sagte er: »Sie werden damit abkommen, nach Italien zu gehen. Indessen will ich Ihnen einige kleine Briefchen von Ihrer Hand geschrieben zeigen lassen, aus welchen Sie sehen werden, daß Sie schuldiger sind, als Sie sich einbilden.«

Nach dieser, in ihrer Art einzigen Scene glaubte der Chevalier sich verloren, und beschloß, seinem Tode muthig entgegen zu gehen. In der That führte man ihn auf den

Digitized by Google

Armen-Sünderstuhl, wo er abermals den Laffemas als seinen Richter verwarf, ihn wiederholentlich einen Böse-wicht nannte, und den übrigen Richtern dessen Schelmen-streiche erzählte. Bei einem zweiten Verhöre ließ man ihn drei Stunden auf jenem beschimpften Stuhle sitzen, allein er vertheidigte sich mit unerschütterlicher Standhaftigkeit, und man hoffte vergebens, daß er einen seiner Freunde verrathen werde. Beim Weggehen näherte sich ihm der Prévôt de l'Ile und flüsterte ihm zu: »fassen Sie Muth, ich hoffe das Beste, denn man hat mir befohlen, Sie in Ihr Gefängniß zurückzuführen, da man sonst diejenigen, die man zum Tode verdammen will, an einen andern Ort bringen läßt.«

Der Chevalier antwortete ihm in seinem gewöhnlichen Tone: »Mein Freund, diese Spitzbuben werden mich hin-richten lassen, ich sehe es an ihren Gesichtern. Man muß sich d'rein ergeben, und der Kardinal soll wüthend werden, wenn er hört, daß ich mich weder um ihn noch um seine Tortur bekümmere.« —

Sobald der Chevalier abgetreten war, zeigte Laffemas den Richtern einen Brief vom Kardinal, oder vielmehr vom Könige selber, in dem es hieß: »wird er zur Folter verurtheilt, so soll man ihm die Instrumente zeigen, aber ihn nicht foltern. Wird er zum Tode verdammt, so soll das Urtheil aufgeschoben werden.« — Das letztere geschah. Man führte ihn auf das Schaffot. Er erschien mit all dem Muthe, der einem solchen Ehrenmanne geziemt. Er sprach mit tie-

Digitized by Google

fer Verachtung von seinen Richtern und von seinen Feinden. Mir hat er nachher bekannt, daß er in seinem Innern viel gelitten habe, aber Gott habe ihm die Kraft verliehen, sich selbst getreu zu bleiben. Schon war er bereit, den Todesstreich zu empfangen, als man ihm seine Begnadigung ankündigte. Von Andern hab ich gehört, daß er lange nicht sprechen konnte, und fast ohnmächtig war; auch in dem Helden empört sich das Leben gegen die Vernichtung. Er ging nach Italien, wo er seine Zeit angenehm verlebte. Nach dem Tode des Kardinals war er so billig zu bekennen, daß er ihm das Leben verdanke, »denn,« sagte er, »wenn er gewollt hätte, die Schurken hätten mich wahrhaftig köpfen lassen.«

Der König überließ sich nun ganz seinem Günstling, und führte mehrere Jahre lang ein trauriges, einförmiges Leben zu St. Germain, und, während seine Armeen Schlachten gewannen und Städte eroberten, fing er Vögel. Er war ein unglücklicher Fürst, denn er liebte Niemanden, auch sich selbst nicht einmal. Auf die Größe seines Ministers war er eifersüchtig und konnte doch nicht ohne ihn leben. Die Königin gewöhnte sich an die Einsamkeit so gut sie konnte, war fromm und zerstreute sich höchstens durch einige Neuigkeiten, die ihre Vertrauten ihr zukommen ließen. Zwar versuchte sie noch mitunter gegen den Kardinal Intriguen zu spinnen, aber er machte sich nur lustig darüber und war mächtiger als jemals.

Aus langer Weile verliebte sich der König auf's neue in

Digitized by Google

Mademoiselle Lafayette, auch eine Hofdame der Königin, eine hübsche Brünette, wiewohl nicht so schön als Madame d'Hautefort. Sie war ein stolzes und doch liebenswürdiges Mädchen. Ihr vertraute auch der König seinen Verdruß über Richelieu's allzugroße Macht. Sie bestärkte ihn darin und ließ ihn fühlen, daß er sich dadurch entehre. Der Kardinal that alles Mögliche um sie zu gewinnen, aber sie zeigte mehr Charakter als die übrigen Schranzen, die ihm treulich Alles zutrugen, was der König gegen ihn sprach. Theils thaten sie das aus Eigennutz, theils weil sie befürchten mußten, daß der schwache König selber sie verrathen werde, und es daher besser sei, *ihn* zu verrathen. Mademoiselle Lafayette hingegen trotzte Allem und war heimlich entschlossen, im schlimmsten Falle eine Nonne zu werden. Da der König sie so zuverlässig fand, so liebte und achtete er sie wahrhaft, denn er hatte doch nun Jemanden auf der Welt, dem er sich vertrauen konnte, und ich weiß, daß er Gesinnungen für sie hegte, die sich hoch über die gewöhnlichen Neigungen der Menschen erhuben.

Mit der Königin ging die Favorite, aus ähnlichen Gründen, sehr zurückhaltend um. Des Königs sittsame, keusche Liebe verpflichtete sie zur Dankbarkeit und treue Bewachung seiner Geheimnisse. Der Königin mißfiel diese Liebe, obschon sie längst an das Unglück gewöhnt war, von ihrem Gemahl nicht geliebt zu werden.

Als der Kardinal sah, daß er die Favorite nicht gewinnen konnte, so suchte er das Glück der schuldlos Lieben-

Digitized by Google

den zu vernichten. Er bediente sich dazu der Beichtväter, die in beider Gewissen so viele Scrupel erregten, daß Mademoiselle Lafayette sich entschloß in ein Kloster zu gehen, und der König es duldete. Im Grunde war es wirklich ihr Beruf, wie ich aus den Memoiren ersehen habe, die der Pater Caussin, des Königs Beichtvater, hinterlassen, und die mir der Graf von Maure gezeigt hat. Aus diesen erhellt, daß Caussin selber ihr gerathen, nicht in's Kloster zu gehen, weil er sich ihrer bedienen wollte, um die Zurückberufung der Königin Mutter zu bewirken, und den König zu bewegen, das Joch des Kardinals endlich abzuschütteln. Aber sie bestand auf ihrem Entschluß, und bat Caussin, ihr des Königs Erlaubniß auszuwirken. Caussin that es mit Widerwillen, und erzählt, wie betrübt der König bei dieser Nachricht gewesen. Er warf sich auf sein Bett und weinte und klagte, daß ihn Jedermann verlasse. Doch die Frömmigkeit besiegte endlich den Widerstand seines Herzens. „Ja, sie ist mir sehr theuer," sagte er, »aber wenn Gott sie ruft, so will ich nicht widerstreben."

Mit großer Standhaftigkeit verließ sie den Hof, nicht achtend weder des Königs Thränen, noch die Schadenfreude ihrer Feinde, das einzige — wie sie mir nachher gestanden — was sie Ueberwindung kostete. Beim Abschied sprach sie lange mit dem Könige in Gegenwart des ganzen Hofes. Ihr Gesicht blieb unverändert, sie war so stark, keine Thräne zu vergießen, indessen der König vor allen Zuschauern laut weinte. Aber sie war nicht unempfindlich;

Digitized by Google

denn nachdem sie auch von der Königin Abschied genommen, und in ihr Zimmer kam, dessen Fenster auf den Hof gingen, hörte sie des Königs Wagen vorfahren, und lief an's Fenster, um ihn — der sich zerstreuen wollte — einsteigen zu sehen. Als der Wagen fortrollte, wandte sie sich zu der Gräfin von Flex, die eben bei ihr war, und sagte mit dem tiefsten Schmerz: »Ach! ich werde ihn nicht wiedersehen!«

Doch sie sah ihn noch oft wieder, denn der König besuchte sie sehr bald in ihrem Kloster, und blieb die ersten Male so lange an das Sprachgitter gefesselt, daß der Kardinal auf's neue unruhig wurde und Alles aufbot, um ihn ganz von der Geliebten zu trennen. Es gelang ihm endlich, seinem Könige die einzige Freundin, und mit ihr den einzigen Trost zu rauben, den er auf der Welt hatte.

So unschuldig nun auch diese ganze Liebschaft endete, so hatte es doch einen Augenblick gegeben, wo die Tugend beider Liebenden wenigstens strauchelte. Mademoiselle Lafayette, die nachher meine Freundin wurde, hat mir das selbst in Chaillot erzählt. In den letzten Tagen nämlich ihres Aufenthalts am Hofe, und ehe sie noch fest entschlossen war, eine Nonne zu werden, wurde des Königs Leidenschaft sinnlich und er drang in sie, ganz die Seinige zu werden, worauf er sie in Versailles einrichten wollte. Der Schrecken über diesen Vorschlag beschleunigte ihren Entschluß, im Kloster Schutz vor dem Geliebten und vielleicht vor ihrem eigenen Herzen zu suchen. Auch der fromme Kö-

Digitized by Google

nig schämte sich nachher seiner Sinnlichkeit, und, wäre diese Scene nicht vorher gegangen, er würde nie darein gewilligt haben, daß sie den Schleier nehme. Das Beispiel ihrer Tugend wirkte so stark auf ihn, daß er nun selber die Frömmigkeit zu weit trieb, und wenn er im Sprachzimmer mit ihr sich unterhielt, so erwähnte er oft eines Planes, der, wenn er zur Ausführung gekommen wäre, ganz Europa würde in Erstaunen gesetzt haben.

Es trug sich aber nun eine Begebenheit zu, welche wohl fähig war seine Schwermuth zu zerstreuen. Die Königin — mit der er seit zwei und zwanzig Jahren in einer unfruchtbaren Ehe lebte — wurde schwanger. Man sagt, es sei an einem Tage geschehen, wo er bis zum späten Abend im Kloster gewesen war. Als er] nach St. Germain zurückkehren wollte, fand er das Wetter so schlecht, daß er sich entschloß, im Louvre zu übernachten, wo für ihn kein anderes Bett war, als das der Königin. Dieser, für ganz Europa so folgenreiche Zufall gab Ludwig XIV. das Dasein und das Volk nannte ihn den von Gott Gegebenen (Dieudonné).

Die Königin selbst verdankte diesem Zufall ihre Rettung, denn kurz vorher hatte sich eine sehr unangenehme Begebenheit zugetragen, wo sie ihrem gänzlichen Verderben nur dadurch entrinnen konnte, daß sie mit eigener Hand ein Bekenntniß ihrer Schuld niederschrieb, den König in den demüthigsten Ausdrücken unter Thränenströmen um Verzeihung bat, und sich selber deren unwürdig erkannte.

Digitized by Google

Dennoch war sie unschuldig in Rücksicht auf den König, aber schuldig, wenn es anders ein Verbrechen war, daß sie an ihren Bruder, den König von Spanien, und an Madame de Chevreuse geschrieben hatte. Laporte, im Dienst der Königin, hat mir selbst alle Einzelheiten dieser unangenehmen Begebenheit erzählt, und zwar zu einer Zeit, wo er bei seiner Gebieterin in Ungnade gefallen war, und keine Ursache hatte mit ihr zufrieden zu sein, folglich sprach er gewiß die Wahrheit. Er wurde zu der nämlichen Zeit verhaftet, da der Kanzler jenen berichtigten Besuch in der Abtei Val de Grace abstattete; er war der Briefträger der Königin. Man verhörte ihn dreimal in der Bastille, er läugnete standhaft. Da wollte der Kardinal ihn selbst verhören, und ließ ihn, in Gegenwart des Kanzlers, in sein Zimmer kommen. Er blieb dabei, es sei ihm unbewußt, daß die Königin nach Spanien, oder an Madame de Chevreuse, auf einem andern Wege als durch die Post geschrieben (denn das letztere war ihr erlaubt). Umsonst ersuchte man ihn zu bestechen, umsonst versprach ihm der Kardinal große Belohnungen, er erklärte, daß er lieber sterben wolle, als eine falsche Anklage gegen seine Gebieterin auf sein Gewissen laden. Richelieu, der gewiß wußte, daß er die Unwahrheit sagte, bewunderte seine Treue, und rief aus: »möchte ich doch so glücklich sein, einen solchen Menschen zu besitzen!«

Es trat noch ein schlimmer Umstand ein. Man hatte einen Brief in Ziffern aufgefanzen, den man der Königin

Digitized by Google

vorwies. Sie konnte ihn nicht abläugnen, kehrte ihn aber zum Besten so gut es gehen wollte. Nur war durchaus nöthig, daß Laporte von dem, was sie ausgesagt, unterrichtet wurde, damit er ihr nicht widerspräche. Aber wie sollte man ihm beibringen, was er wissen mußte? — Hier trat Madame d'Hautefort, die damals noch bei Hofe war, großmüthig dazwischen. Sie verkleidete sich in ein Kammermädchen und ging selbst nach der Bastille, um Laporte einen Brief zu bringen. Aber diesen in seine Hände zu spielen würde noch sehr schwer gewesen sein, wenn nicht glücklicherweise der Chevalier de Jars eben damals in der Bastille gesessen und viele Leute zu gewinnen gewußt hätte. Kurz, Laporte erhielt den Brief glücklich und ersah daraus, was die Königin bekannt hatte. Als man ihn nun, beim nächsten Verhör, mit der Tortur bedrohte, auch die Werkzeuge derselben ihm zeigen ließ, da stellte er sich erschrocken, und sagte, wenn man ihm einen rechtlichen, zu der Dienerschaft der Königin gehörigen Mann zuführe, so wolle er dem Alles sagen, was er wisse.

Laffemas ermahnte ihn, selbst einen solchen Mann zu wählen, zu dem er Vertrauen habe. Da wählte der schlaue Laporte einen gewissen La Rivière, einen Freund von Laffemas und den er gar nicht für einen ehrlichen Mann hielt. Laffemas, sehr erfreut über diese Wahl, meldete es sogleich höhern Orts; der König und der Kardinal ließen La Rivière kommen, und gaben ihm den Auftrag, Laportes Geständnisse anzuhören und zu berichten. Als La

Digitized by Google

Rivière zu dem Gefangenen hinein trat, befahl er ihm, im Namen der Königin Alles zu sagen, was er von ihren Angelegenheiten wisse. Laporte stellte sich, als glaube er an diese Botschaft seiner Gebieterin, machte zum Schein noch einige Umstände, und vertraute dann dem Abgesandten nichts mehr und nichts weniger, als was die Königin bereits bekannt hatte. Da stand der Kardinal verblüfft und der König schien sehr zufrieden.

Der ehrliche Laporte hat mich versichert, daß es ihm noch immer unbegreiflich sei, wie man aus diesen Briefen, deren Inhalt er kannte, der Königin habe ein Verbrechen machen können, denn sie hätten nichts weiter als Spöttereien über den Kardinal enthalten, aber durchaus keine Silbe weder gegen den König noch gegen den Staat.

Der Sturm ging also vorüber; doch ehe der König mit seiner Gemahlin sich aussöhnte, verlangte er noch, sie solle eigenhändig an Laporte schreiben, und ihm befehlen, Alles zu sagen, was er von ihr wisse. Sie mußte gehorchen, aber Laporte war schlau genug zu merken, daß dieser Brief ihr war diktirt worden, und änderte nichts an seiner Aussage. Der Königin antwortete er sehr ehrerbietig, sie könne aus dem Protokoll ersehen, daß er bereits ihre Befehle erfüllt habe, und daß weder der Verlust seines Dienstes noch seines Kopfes ihn bewegen könne, Unwahrheiten zu sagen. Diese Antwort bestätigte den König in der Meinung, daß seine Gemahlin nicht so schuldig sei als er geglaubt, und das gute Vernehmen wurde wie-

Digitized by Google

der hergestellt. Es war zu Chantilli, wo dieser große Zwist sich ereignete, an den die Königin nie ohne Entsetzen zurückdenken konnte. Man sagte, der Kardinal habe dadurch bewirken wollen, daß sie entweder nach Spanien zurückgehen oder sich mit ihm aussöhnen müßte. Der Streich mißlang, und da sie vollends bald nachher schwanger wurde, so bezeigte ihr der König sogar eine Art von Zärtlichkeit.

Leider währte das nicht lange. Als sie entbunden war, mußte man ihm zureden, sich ihr zu nähern und sie zu umarmen. Man glaubte, nun, nachdem sie einen Dauphin geboren, werde ihr Einfluß sich vermehren, aber es blieb beim Alten. Sie hatte das Glück, dem Könige noch einen zweiten Sohn zu schenken, dessen Geburt ihn fast noch mehr zu erfreuen schien, als die des Dauphin. Der letztere war kaum drei Jahr alt, als der König schon eine Art von Eifersucht und Widerwillen gegen ihn zu verrathen schien. Die Königin hat mir selbst erzählt, daß, als ihr Gemahl eines Tages von der Jagd zurückgekommen, mit einer Nachtmütze auf dem Kopfe, der kleine Prinz, der nicht gewohnt war, ihn so zu sehen, sich vor ihm gefürchtet und geweint habe; über diese Kleinigkeit sei der Vater sehr erzürnt gewesen, und habe ihr vorgeworfen, sie flösse dem Kinde Furcht und Widerwillen gegen ihn ein, habe sie auch mit vieler Härte bedroht, ihr beide Kinder wegzunehmen.

Der Kardinal hatte ihm, in der Person des Oberstallmeisters Cinqmars, einen neuen Günstling gegeben,

Digitized by Google

gleichsam um ihm die entrissene Geliebte zu ersetzen. Vielleicht geschah es auf dessen Rath, daß der König, als er nach Narbonne reiste, sich freundlicher benahm, und beim Abschied zu der Königin sagte: sie solle ihre Kinder wohl in Acht nehmen und sie nicht aus den Augen lassen; ein Befehl, den er ihr nicht einzuschärfen brauchte, da diese Kinder ihre einzige Freude waren.

Sobald der Oberstallmeister wirklich das Vertrauen des Königs gewann, sobald wurde Richelieu eifersüchtig auf sein eigenes Geschöpf, sprach verkleinernd von ihm zu dem Könige, hinderte dessen Erhebung zum Herzog und Pair des Reichs, wie auch dessen Eintritt in den geheimen Rath. Dadurch wurde Cinqmars so erbittert gegen seinen Wohlthäter, daß er sich zu dessen Feinden gesellte und, wenn der König, nach seiner Gewohnheit, über des Ministers Allmacht klagte, so stimmte Cinqmars ein, reizte ihn immer mehr, und soll ihn wirklich bestimmt haben, sich des Kardinals zu entledigen. So entstand denn abermals eine gefährliche Verschwörung gegen diesen großen Mann, eine der seltsamsten Verschwörungen, denn der König selber stand schweigend an der Spitze, der Herzog von Orleans, des Königs einziger Bruder, lieh den Namen dazu, Cinqmars war die Seele und der Herzog von Bouillon der Rath derselben. Dieser letztere bestimmte Sedan zum Sicherheitsplatz, und es wurde sogar schon ein geheimer Traktat mit Spanien geschlossen, im Fall der Kardinal, der alle Festungen in seiner Gewalt hatte, Widerstand

Digitized by Google

leiſten ſollte. Er war damals krank, das mehrte die Hoffnung der Verſchwornen; ſie meinten er habe nur noch wenige Tage zu leben, und vertheilten bereits die höchſten Würden unter ſich. Der König nahm von der Krankheit des Miniſters wenige Kunde und vernachläßigte ihn. Jedermann glaubte ihn geſtürzt, ganz Frankreich jubelte darüber, theils aus Hang zur Veränderung, theils wegen vieler von ihm begangenen Grauſamkeiten.

Aber der kranke Löwe ſchüttelte plötzlich ſeine Mähnen. Er hatte Alles erfahren, was gegen ihn geſchmiedet wurde, auch den Traktat mit Spanien hatte Chavigni ihm verrathen. Dieſen gewandten Unterhändler ſchickte er zum Könige, der damals zu Narbonne war, und ſich leicht überreden ließ, daß das Heil ſeiner Staaten von dem Sturz der Verſchwornen abhänge. Der ſchwache Ludwig überließ ſeinen Günſtling der Strenge der Geſetze, und, was mehr iſt, dem Haſſe des Kardinals. In wenigen Stunden ging eine gänzliche Verwandlung am Hofe vor. Cinqmars, zum letzten Male vom Könige kommend, der wie gewöhnlich mit ihm umgegangen war, erhielt einen Wink, auf ſeine Sicherheit zu denken. Er ſchickte einen ſeiner Leute aus, um zu ſehen ob die Stadtthore offen wären; dieſer Menſch begnügte ſich, die Leute auf der Straße darum zu fragen, die ihm zufällig Nein antworteten. Das benahm ſeinem Herrn den Muth zu fliehen. Er verſteckte ſich bei einer Dame von ſeiner Bekanntſchaft im Heu, wo er einige Tage, man kann denken in welcher Pein, verlebte, bis

Digitized by Google

man ihn fand, und im Namen des Königs verhaftete, auf dessen Freundschaft er noch immer seine Rettung baute. Er wurde in den Kerker geworfen nebst seinem Freunde de Thou, der letztere blos, weil er um den Traktat mit Spanien gewußt, ihn zwar mißbilligt, aber nicht entdeckt hatte, eigentlich wohl nur, weil er den Minister haßte.

Richelieu lag noch immer krank zu Tarascon, wenige Meilen von des Königs Aufenthalte, noch immer wurde er von Ludwig vernachläßigt; aber nach dem über seine Feinde errungenen Triumphe wollte er nun auch über seinen König triumphiren, und zwang ihn wirklich, obgleich er damals auch krank war, sich zu ihm tragen zu lassen. Sie brachten einige Stunden beieinander zu, dem Scheine nach erfolgte eine gänzliche Versöhnung, sogar vergaß der König sich so weit, ihm seine eigenen Kinder als Geißeln anzubieten; die Königin mußte sie ihm ausliefern; sie that es seufzend, aber schweigend. Gleichen Uebermuth bewies Richelieu gegen die Gefangenen, die nach Lyon geführt wurden. Er ließ an das Boot, auf dem er selber krank und fast sterbend die Rhone hinauf fuhr, dasjenige befestigen, auf welchem die Gefangenen sich befanden, und so schleppte er sie im Triumph hinter sich her, wie vormals die römischen Konsuln besiegte Könige. Beide starben auf dem Schaffot. Beim Anblick der Folter war Cinqmars so schwach, zu bekennen, daß de Thou um den Traktat gewußt, wodurch er das Publikum sehr gegen sich aufbrachte, übrigens

Digitized by Google

aber ging er herzhaft zum Tode. Er war ein sehr schöner Mann. An seinem Todestage kleidete er sich so sorgfältig, als ob er nach Hofe gehen müsse. Er schrieb noch einen kindlichen Brief an seine Mutter, der er seine Leute und sich selbst ihrem Gebet empfahl. Nachdem er sein Todesurtheil angehört, wurde er noch ruhiger und beichtete mit vieler Andacht. Im Gespräch mit seinem Beichtvater äußerte er, daß ihn nichts mehr in Erstaunen gesetzt und gekränkt, als von allen seinen Freunden sich verlassen zu sehen, da er doch, während der Dauer seiner Gunst, unaufhörlich bemüht gewesen sei, sich deren zu erwerben, allein er sehe nun wohl, wie wenig man auf Dankbarkeit zählen könne. »O was ist die Welt!« rief er öfter mit Bitterkeit.

Der König wünschte in der That ihn zu retten, sprechend, er sei vom Herzog von Bouillon verführt worden, und nur dieser habe den Tod verdient, aber Richelieu verlangte dies Opfer und der König brachte es. Cinqmars wurde von ganz Frankreich bedauert, dessen Wünsche seine Unternehmung begleitet hatten. Die Damen besonders beweinten ihn als einen ihrer eifrigsten Verehrer, und eine große Prinzessin, die ihn geliebt hatte, mußte sich herablassen, von der Nichte des Kardinals die Zurückgabe ihrer Briefe zu erbitten.

Auch de Thou starb standhaft. Er war ein Mann von großen Verdiensten. Seinen Richtern sagte er: sein ganzes Verbrechen bestehe darin, daß er Ohren gehabt habe. Aus Redlichkeit hatte er sich aus allen Kräften dem Traktat wi-

Digitized by Google

versetzt, aber aus Redlichkeit hatte er auch geschwiegen, da er nicht durchdringen konnte. Auf dem Blutgerüste umarmten er und Cinqmars sich brüderlich, de Thou umarmte auch seinen Henker als ein verzeihender Christ. Es war am 12. Dezember 1642, als sie hingerichtet wurden.

Der Strafbarste von allen war Fontrailles, der den Traktat in Spanien geschlossen hatte, aber schlauer als die übrigen entging er dem Tode. Den Tag vor dem Ausbruch der großen Begebenheit erfuhr er von dem Oberstallmeister, daß Chavigni sich mit dem Könige eingeschlossen habe, und daß man nicht wisse, wovon die Rede sei. Da schüttelte Fontrailles den Kopf, sprechend: »Mein Herr, Sie müssen am besten wissen, wie weit Sie dem Könige trauen dürfen. Mir ist die Sache verdächtig. Sie sind schön gewachsen, und wenn man Sie um einen Kopf kleiner machte, so bleiben Sie immer noch groß genug; ich aber, der ich ohnehin klein bin, kann nichts verlieren, ohne ein Zwerg zu werden. Erlauben Sie daher, daß ich meinen Kopf vor den Beilen in Sicherheit bringe.« Mit diesen Worten schwang er sich auf sein Roß und flüchtete nach Spanien, von wo er so eben erst zurückgekommen war. Den Traktat soll er in der Tasche gehabt haben; es gab aber schon so viele Abschriften davon, und die Theilnehmer gingen so unvorsichtig damit um, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn der wachsame Kardinal nicht auch eine derselben zu erhalten gewußt hätte.

Die Verblendung aller, besonders des Oberstallmei-

Digitized by Google

ſters, war unbegreiflich. Während Chavigni mit dem Könige eingeſchloſſen war, vertrieb er ſich die Zeit mit einem Roman im Vorzimmer.

Kurz vor des Königs Reiſe nach Narbonne hatte Monſieur, deſſen Bruder, der Königin die Verſchwörung entdeckt, ihr auch die Verſchwornen genannt und ſie zur Theilnahme überreden wollen. Allein obgleich ihr eigener Gemahl an der Spitze ſtand, ſo fürchtete ſie dennoch, durch Erfahrung weiſe geworden, die Macht des Kardinals, weigerte ſich Theil zu nehmen und bat ihren Schwager inſtändigſt, Niemanden zu verrathen, daß ſie darum wiſſe. Er verſprach es ihr und hielt Wort. Auch der Oberſtallmeiſter fragte ſie vor ſeiner Abreiſe, ob ſie keine Nachricht von ihrem Bruder habe? ſie merkte, daß er ein Geſpräch über die Verſchwörung einleiten wolle und brach kurz ab, antwortend: ſie werde ſich wohl hüten, mit ihrem Bruder Briefe zu wechſeln, da es ihr ſo ſtreng verboten ſei. Alles das habe ich aus ihrem eigenem Munde.

Während dieſes Trauerſpiel zu Narbonne aufgeführt wurde, war Monſieur zu Bourbon, ſich krank ſtellend, aber er täuſchte Niemanden. Man wollte ihn verhaften, er floh nach Auvergne, wo er ſich in den Gebirgen herumtrieb und den Ort ſeines Aufenthalts oft verwechſelte, um nicht gefunden zu werden. Den Abbé de la Rivière, einen feinen Unterhändler, ſchickte er zum Kardinal, um eine Ausſöhnung zu bewirken. Der ſchlimmſte Punkt war die Verabredung, welche Richelieu zu Ohren gekommen, daß Cinq-

Digitized by Google

mars ihn in Gegenwart von Monsieur ermorden sollte. Das läugnete aber der Abbé gänzlich und wußte seine Rolle so geschickt zu spielen, daß der Kardinal, nachdem er weggegangen, zu seinen Freunden sagte: »Ueberzeugt hat er mich nicht, doch wenigstens Zweifel in mir erregt.«

Als der Abbé zum Könige kam, und damit anfing, ihn der Treue und Ergebenheit seines Bruders zu versichern, unterbrach der König ihn zornig, und verbot ihm von Treue zu sprechen, da seines Bruders Treulosigkeit gegen ihn nur allzu bekannt wäre. Nachdem der Abbé seinen Herrn so gut als möglich entschuldigt hatte, forderte der König, er solle alles, was er gesagt, schriftlich von sich geben. Dessen weigerte er sich standhaft. Vergebens bedrohte man ihm mit dem Gefängniß, vergebens hielt man ihn wirklich eine Stunde lang eingesperrt, er blieb dabei, er dürfe nichts niederschreiben, weil er nicht einmal auf Befehl seines Herrn, sondern nur auf den Rath des Kardinals eine Audienz bei Sr. Majestät erbeten habe, wie auch der Wahrheit gemäß war. Diese Ausflucht verwirrte den König, dem man für diesen Fall keine Lektion einstudirt hatte, und so zog sich der Abbé aus der Schlinge. Mit Richelieu legte er alles glücklich bei, obschon dieser sich verlauten ließ: Monsieur habe eine Handlung begangen, die einen französischen Prinzen beschimpfe und den Tod verdiene. Erstaunt fragte la Rivière, welche Handlung das sei?

»Der König selber wird sie Ihnen sagen,« antwortete der Kardinal, »gehen Sie noch einmal zu ihm, und sein

Digitized by Google

Sie eines gnädigen Empfanges gewiß.“ Der König nahm ihn diesmal freundlicher auf, zeigte ihm den Traktat mit Spanien und sprach sonst noch von Manchem, wodurch sein Bruder ihn beleidigt hatte. Als Monsieur erfuhr, daß Alles entdeckt sei, weinte er vor Verdruß oder Scham, bat um Barmherzigkeit und war froh, daß der Kardinal ihn in Ruhe ließ.

Der Herzog von Bouillon kommandirte damals in Italien mit vielem Ruhme. Er erwartete täglich den Kourier mit der Nachricht von der Ermordung des Ministers, statt dessen sollte er ihm die Botschaft von dem Umsturz aller seiner Hoffnungen bringen. Der Kourier sprach unterwegs bei dem Vicomte de Turenne, des Herzogs Bruder, ein, um die Pferde zu wechseln, und, ohne zu verrathen warum er so eile, erzählte er diesem blos, daß der Oberstallmeister verhaftet worden sei. Türenne, Richelieu's Freund, und nicht fern von dem Orte, wo dieser krank lag, glaubte ihm ein Vergnügen zu machen, wenn er diese Nachricht ihm schnell mittheilte. Der Kardinal wußte sie wirklich noch nicht, errieth aber natürlich, daß Chavigni thätig gewesen, ließ gleich dem Kourier nachsetzen (der auch eingeholt wurde) und sandte einen eigenhändigen Befehl des Königs an den Marquis du Plessis-Praslin, in dem blos die Worte standen: »Mein Wille ist, daß Ihr Euch des Herzogs von Bouillon lebendig oder todt bemächtigt.“ — Der Marquis war sehr verlegen, wie er diesen Befehl in der Mitte eines Heeres ausführen sollte. Zu seinem Glücke machte der Her-

Digitized by Google

zog einen Spazirritt nach Casal, der Marquis folgte ihm insgeheim, und kam, als eben der Kommandant dem Herzog die Festungswerke zeigte. Der Marquis ließ den Kommandanten abrufen, wies ihm des Königs Befehl vor und übertrug ihm dessen Ausführung. Er übernahm es und wollte den Herzog, der bei ihm gespeist hatte, in seinem Kabinet verhaften. Doch Bouillon hatte bereits Wind davon bekommen, er war auf seiner Hut, und umgab sich mit fünf oder sechs seiner getreuesten und entschlossensten Edelleute. Der Kommandant ersuchte ihn, das Kabinet zu verlassen, weil Jemand mit ihm sprechen wolle. »Ich weiß schon, was es bedeutet,« antwortete der Herzog, »allein ich werde mich nicht eher gefangen geben, bis ich des Königs Befehl sehe.« Der Kommandant ging um diesen zu holen. Der Herzog benutzte diesen Augenblick, folgte ihm auf dem Fusse, blies die Lichter aus, und suchte sein Heil im Laufen, obgleich er hinkte. Am Tage hatte er, auf seinem Spazirgange, mit Einem Blicke den niedrigsten Ort der Festungswerke bemerkt, dort wollte er seine Rettung suchen, verfehlte aber die rechte Straße, kehrte um, hörte seine Verfolger schon hinter sich, floh in das Wirthshaus einer kleinen Straße ohne Ausgang und versteckte sich im Heu. Hier fanden ihn Schweizer, die ihn mißhandelten. Sobald Praslin erfuhr, daß er gefunden sei, befreite er ihn aus den Händen der Schweizer. »Ich habe mich sehr übel unter diesen Leuten befunden,« sagte er ohne alle Verlegenheit. Er wurde nach Lyon geführt, wo er seinen Kopf nur

Digitized by Google

durch Abtretung seiner Stadt Sedan rettete, noch mehr aber durch die Verwendung des Prinzen von Oranien, seines Oheims, dem Richelieu Verbindlichkeiten schuldig war.

Die beiden Unglücklichen, die mit ihrem Leben büßten, würden dasselbe auch gerettet haben und nachher begnadigt worden sein, so gut wie Bouillon und Fontrailles, wenn sie sich nur für einige Monate, oder höchstens für ein Jahr der Gefahr entzogen hätten, denn der Kardinal starb bald darauf und der König ein Jahr nachher. Richelieu war noch auf dem Todtenbette so erfreut, triumphirt zu haben, daß sein Beichtvater ihn erinnern mußte, seinen Feinden zu verzeihen. „Ich habe keine andern Feinde," antwortete er, „als die Feinde des Staats."

Die Königin, die seinen Tod nicht beweinte, fing jetzt an, ihre künftige Größe zu ahnen, denn alles drängte sich zu ihr. Zwar behandelte sie der König nicht besser als zuvor, aber sie war die Mutter zweier Prinzen und die Gemahlin eines kränklichen Monarchen; sie stand einer Regentschaft am nächsten, die lange dauern sollte, und Jedermann bemühte sich, auf diesen Fall in ihrer Gunst zu stehen. Der kranke König erklärte, er wolle nun selbst regieren. Er begnadigte Verbrecher, öffnete Gefängnisse, rief Verbannte zurück, und that alles, um das Volk zu überreden, daß die bisherigen Grausamkeiten nicht auf seine Rechnung kämen. So hatte er wenigstens das Vergnügen, gesegnet zu sterben. Doch zuvor rief er den Kardinal Mazarin in's Ministerium, einen Italiener von Geburt, aber auch ein hal-

Digitized by Google

der Spanier durch seinen langen Aufenthalt daselbst; ein Freund von Richelieu. Vermuthlich würde auch er eine große Gewalt über den König errungen haben, wenn dieser länger gelebt hätte. Allein er unterlag seinem Kummer, seinen Mühseligkeiten, seinen Arzneien und seinen angreifenden Jagdpartien. Das Leben war ihm zur Last, er warf diese Bürde gern von sich, denn er war immer unglücklich gewesen. Jetzt bereute er auch sein Verfahren gegen seine Mutter, und bat Gott öffentlich deshalb um Verzeihung. Sterbend erklärte er seine Gemahlin zur Regentin. Sie wurde in den Geheimenrath eingeführt, wo der König, in Gegenwart des Parlements und aller Großen des Reichs, diese Erklärung vorlesen ließ. Sie mußte schwören, alle Punkte derselben getreulich zu beobachten; sie schwur, aber mit geheimen Vorbehalt, diejenigen Personen, die ihre Freundschaft oder ihren Haß verdient hatten, nach ihrem Willen zu behandeln. Zu den letztern gehörte Chavigni, der sich, durch den Entwurf der königlichen Erklärung, ein großes Verdienst um sie erworben zu haben glaubte, und von einer Gunst träumte, die er nicht gewann. Der König hatte verordnen wollen, daß der Groß-Siegelbewahrer, Chateauneuf, und Madame de Chevreuse nie wieder an den Hof zurückberufen werden sollten, allein es wurde ihm ausgeredet, weil Jedermann der künftigen Regentin gefallen wollte.

Als Ludwig den Herzog von Beaufort in seinem Zimmer erblickte, sagte er zu seinen Vertrauten: »diese Leute

Digitized by Google

kommen um zu sehen, ob ich nicht bald sterben werde.» Heftig fügte er noch hinzu: »wenn ich davon komme, so sollen sie mir das Verlangen nach meinem Tode theuer bezahlen.»

Seine Kinder empfahl er der Königin und starb sechs Wochen lang täglich. Es gab herzlose Spötter, welche meinten, er mache den Zuschauern lange Weile. Eines Tages ließ er die Fenster nach der Seite von St. Denis öffnen, sah hinaus und sagte: »Dort werde ich lange wohnen. Mein Körper wird verzweifelt gerüttelt werden, denn die Wege sind schlecht.» Seguin, der erste Arzt der Königin, hat mir erzählt, daß der König, zwei Stunden vor seinem Tode, ihn an das Bett gerufen und ihm gesagt habe: »Seguin, fühle mir an den Puls, und sage mir, wie viele Stunden ich noch zu leben habe? täusche mich aber nicht.» — Da der Arzt ihn sehr gefaßt sah, so antwortete er: »Sire, Sie haben noch zwei oder drei Stunden zu leben.» Da faltete der König die Hände, richtete seine Augen gegen Himmel und sprach sehr gelassen: »Wohlan, mein Gott! ich bin es von Herzen zufrieden.» Er starb am 14. Mai 1643 im zweiundvierzigsten Jahre seines Alters.

Die Betrübniß der Königin war unerkünstelt. Man mußte sie von seinem Bette wegreißen, wo sie beständig auf ihren Knien gebetet hatte. Sie selbst hat mir gesagt, daß, als sie ihn sterben gesehen, ihr zu Muthe gewesen sei, als ob ihr das Herz aus dem Leibe gerissen würde. In solchen Augenblicken vergißt eine schöne Seele alle erlittenen

Digitized by Google

Kränkungen. Sie begab sich sogleich zum Dauphin, der nun König geworden, und umarmte ihn weinend als ihren Sohn und Monarchen.

Ich kann von Ludwig XIII. nicht scheiden, ohne ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er hatte Fehler, die ihm die Herzen seiner Unterthanen und seiner Familie entfremdeten, aber, er besaß auch große, zu wenig gekannte Tugenden. Er war fromm aber auch tapfer und einer der besten Generale in seinem Reiche, wie einer seiner Vertrautesten mich versichert hat; in Gefahren furchtlos, den Muth schätzend und belohnend. Sein größter Verdruß über Richelieu war, daß dieser, unter allerlei Vorwand, ihn stets abhielt, seine Armeen selbst zu kommandiren. Er hatte viel Geist und Kenntnisse. Der Kardinal selbst bekannte, daß im Geheimenrath des Königs Meinung gewöhnlich die beste wäre, und daß er oft in den schwierigsten Fällen die glücklichsten Auswege fände. Vom Herzog von St. Simon weiß ich, daß er, in den Händeln mit seiner Mutter, den Kardinal blos aus Gerechtigkeitsliebe geschützt habe. Zwar hatte sie den König sehr zu Unwillen gereizt, als sie ihn vergebens vor sich knien ließ, dennoch sagte er gleich darauf zu Versailles, als der Kardinal sich erbot, seine Würden nieder zu legen: „Nein, Herr Kardinal, ich will das nicht, weil Sie gegen meine Mutter sich nicht vergangen haben; hätten Sie das gethan, ich würde Sie nie wieder sehen. Da aber alles nur Kabale gegen Sie ist, so würde ich nicht gerecht handeln, wenn ich Sie verließe.“ Damals hegte er

Digitized by Google

noch keinen Gedanken von dem Auftritte zu Compiegne. Richelieu überredete ihn, seine Mutter auf einige Zeit zu verhaften, bis die Kabale gänzlich vernichtet sei, dann könne er sie zurück berufen. Als aber Marie nach Flandern entfloh (wozu Richelieu selbst die Hände soll geboten haben), da wurde es dem Minister leicht, den König zu überreden, daß die Abwesenheit seiner Mutter der Ruhe des Staates zuträglich sei. Das ist alles, was sich zur Entschuldigung dieser bösen Stunde seines Lebens sagen läßt. Er ist darum doch der Gerechte zubenamt worden. Außer seinen königlichen Eigenschaften, der Tapferkeit und Gerechtigkeit, besaß er auch Talente, die den Privatmann zieren. Er liebte die Musik und alle mechanischen Künste, die er selbst mit großer Fertigkeit übte.

Am andern Morgen nach des Königs Tode verließ der ganze Hof St. Germain. Nur der Leichnam blieb zurück, und niemand bei ihm, als die wenigen, die ihr Amt dazu nöthigte. Alle die Höflinge, die noch am Abend zuvor sich zu ihm drängten, kehrten ihm jetzt gleichgiltig den Rücken, und eilten nach Paris, um der Regentin zu huldigen. Das Volk lief hin, den Leichnam anzugaffen, nicht bekümmert, nur neugierig. (Die Egypter pflegten Gericht zu halten über ihre verstorbenen Könige. Das war wohl unnöthig, denn an jedem fürstlichen Paradebette richtet das Volk.)

Für die unbefangenen Beobachter gewährte der Hof schon in den letzten Tagen Ludwig des XIII. ein seltsames Schauspiel. Auf allen Gesichtern neue Spekulationen.

Digitized by Google

Ueberhaupt viele neue Gesichter. Die Prinzen von Geblüt sahen einander etwas mißtrauisch an, und erschienen mit zahlreicherem Gefolge. Die Königin verdoppelte aus Vorsicht ihre Wachen. Alle waren in höchster Spannung. Alle, mit der werdenden Regierung mißvergnügt, oder die an Richelieu sich zu rächen wünschten, schlossen sich an die Königin, nicht zweifelnd, daß auch sie, die so viel gelitten, nach Rache dürste. Aber sie ahmte Ludwig XII. nach, der, als er den Thron bestieg, erklärte: der König wisse nichts mehr von den Händeln des Herzogs von Orleans. Diese Milde hat manches Uebel während ihrer Regentschaft veranlaßt.

Die Königin fand die Straße nach Paris mit jauchzendem, segnenden Volke bedeckt. Jedermann sah mit Entzücken den jungen König in ihren Armen. In der Hauptstadt kamen die Gerichtshöfe ihr entgegen; die Prinzen huldigten ihr, und niemand wagte, ihre glückversprechende Regentschaft anzutasten. Zum Ersten Mal übte sie die neue Gewalt, indem sie einige um ihretwillen verbannte Damen zurück berief, unter andern Madame de Hautefort, der sie ihre eigene Sänfte schickte, und ihr eigenhändig ein sehr zärtliches Billet dabei schrieb. Der letzte Wille des Königs hatte der Regentin einen geheimen Rath bestimmt, der ihre Gewalt beschränkte, und dessen Mitglieder zum Theil verhaßte Kreaturen Richelieu's waren. Das Parlament ergriff die günstige Gelegenheit, um sein altes Ansehen wieder herzustellen; es erbot sich, diese Anordnung zu ver-

Digitized by Google

nichten: ein der Königin willkommenes Erbieten. Oeffentlich und feierlich wurde die Regentschaft ohne Einschränkung ihr übertragen. Als die Stimmen gesammelt wurden, gab Monsieur, des verstorbenen Königs Bruder, ihr die seinige ohne alles Bedenken; der Prinz von Condé hingegen schien ein wenig zu schwanken, doch erklärte auch er seine Zustimmung, weil man es wünschte. Nun war die Königin freigebig und fast verschwenderisch mit Gnadenbezeugungen, besonders schien der junge Herzog von Beaufort eine Zeit lang Herr am Hofe, denn in des Königs letzter Krankheit hatte sie ihm die Obhut ihrer Kinder anvertraut, eine Auszeichnung, die ihm plötzlich großes Ansehen erwarb. Anfangs glaubte jedermann, der Bischof von Beauvais würde an die Spitze der Geschäfte treten, zumal da die Königin ihm den Kardinalshut kommen ließ; allein er besaß weder Kraft noch Fähigkeit dazu, und sie, von Natur bequem, jetzt mit einer so großen Bürde plötzlich belastet, fühlte, daß ein anderer Mann ihr nothwendig sei. Damals wußte der schlaue Kardinal Mazarin ihr Vertrauen zu gewinnen. Vielleicht war es ein Engländer, der damals durch ein einziges Wort das Schicksal Frankreichs auf lange Jahre bestimmte. Mylord Montaigu nämlich gehörte schon lange zu dem engern Zirkel der Königin, und wurde von ihr geschätzt. Eines Tags fragte sie ihn: was er von Mazarin halte? — Er ist in allem das Gegentheil von Richelieu, war seine Antwort, welche zum Theil den Entschluß der Königin bestimmte. Einer der

Digitized by Google

erſten und fürwahr ſcharfſinnigſten Rathſchläge, den er ihr gab, war: die Kreaturen Richelieu's nicht zu verderben (wie ſie anfangs wollte), weil dieſe, von Jedermann gehaßten Menſchen jetzt keinen andern Schutz hätten, als den ihrigen, und ihr folglich um ſo treuer dienen würden. Sie befolgte ſeinen Rath, und befand ſich wohl dabei. Unter den Damen am Hofe gingen manche Veränderungen vor, die oft wichtiger ſchienen und wichtiger behandelt wurden, als Staatsgeſchäfte. So zum Beiſpiel verlor Madame de Braſſac ihren Poſten als Ehrendame, obgleich die Königin große Achtung für ſie hegte, die ſie ihr noch zuletzt auf eine beſondere Art bewies. Madame de Braſſac nämlich befand ſich bei ihrem Lever, als zufällig die neue Ehrendame nicht zugegen war. Darum brachte die erſte Kammerfrau ihr das Hemde, um es der Königin zu überreichen; aber die Beſcheidene weigerte ſich, die Ehre anzunehmen. Da wurde die Königin ganz gerührt von ihrer Demuth, nahm ſelbſt das Hemd aus den Händen der Kammerfrau, und gab es ſehr verbindlich der Madame de Braſſac, um es von ihr wieder zu empfangen. Das bewegte dieſe bis zu Thränen, und mit weinenden Augen erfüllte ſie noch einmal die erhabene Pflicht. An ihre Stelle war nun die zurückberufene Marquiſe de Senecey getreten, um die in ihrer Verbannung ſich niemand bekümmerte, die aber juſt ſo zahlreiche Beſuche, und zwar im Bette liegend, empfing, daß ſie ſich in allem Ernſt beklagte, der Ellenbogen, auf dem ſie während dieſer Beſuche ſich ſtützen mußte, ſei ihr geſchunden.

Digitized by Google

Dieſe Dame und Madame de Hautefort — an welche die Königin eigenhändig geſchrieben hatte: »Kommen Sie, liebe Freundin! ich ſterbe vor Ungeduld, Sie zu umarmen,« glaubten ſich feſt in ihrer Gunſt, zumal da ſie beide dem ſpaniſchen Hofe anhingen; aber ſie fanden bald, daß man auf die Herzen der Großen nicht bauen darf. Anna von Oeſterreich war jetzt Regentin und Mutter zweier Prinzen, folglich keine ſo liebevolle Schweſter mehr. Madame de Hautefort nahm ſich die Freiheit, die Wahl der Königin in der Perſon des Kardinals Mazarin laut zu mißbilligen. Anna erfuhr und empfand es ſchmerzlich. An einem ſehr ſchwülen Abend ſtand ſie im Louvre am offenen Fenſter in ihrem großen Kabinet, ſprach ſehr lange mit einigen Vertrauten über dieſen Gegenſtand, und trug ihnen auf, ihrer alten Freundin mehr Geſchmeidigkeit einzuflöſſen. Dieſe befand ſich eben mit Frau von Motteville in dem anſtoßenden Kabinet, und, gewöhnt alle Geheimniſſe ihrer Gebieterin zu theilen, äußerte ſie die ungeduldigſte Neubegier. Frau von Motteville, die auch erſt kürzlich wieder am Hofe erſchienen war, noch keine Rolle ſpielte, ſondern nur als Zuſchauerin ſich an den mannigfaltigen Hofkabalen ergetzte, ließ ſie endlich allein, um ſich ſchlafen zu legen. Da benutzte Madame de Hautefort die Dunkelheit (denn die Königin hatte kein Licht im Zimmer), um ſich horchend näher zu ſchleichen. Sie vernahm die Klagen ihrer erhabenen Freundin, ſie vernahm die Antwort derer, die ſie nur ſchwach vertheidigten. Das konnte die boshafte Frau nicht länger

Digitized by Google

ertragen. Plötzlich trat sie hervor, und vertheidigte sich selber mit großer Heftigkeit, die sogar in Vorwürfe gegen ihre Gebieterin ausbrach. Die Königin stutzte anfangs über ihre Kühnheit, faßte sich aber und sagte: es sei ihr lieb, daß Madame de Hautefort sich zum sprechen herabgelassen, und dadurch erfahren, was man an ihr tadle. Die Angeklagte begriff endlich, daß auch die zärtlichste Freundschaft der Großen erkaltet, wenn man nicht ihrer Meinung ist. Sie fügte sich in die Zeit, und gelobte Besserung. Die Königin reichte ihr freundlich die Hand zum Versöhnungskusse, und fügte lachend hinzu: »damit unser Friede vollkommen sei, müssen Sie mir auch den kleinen Finger küssen, denn es ist der Herzensfinger.« — Dies huldvolle Betragen hätte Madame de Hautefort für immer geschmeidig machen sollen; allein ihr war unmöglich, sich zu verstellen, und diese am Hofe so lästige Tugend der Aufrichtigkeit kostete sie bald nachher die Gunst der Königin. Indessen stand der Kardinal noch immer nicht allzufest auf dem Gipfel der Größe; aber ein kleines Abenteuer — (guter Gott! woran knüpfst du doch bisweilen das Schicksal eines Staates!) — verschaffte ihm den Sieg über seine wichtigsten Feinde. Frau von Motteville meinte, und sie hat Recht, die Grundursachen des Umsturzes der Reiche finden sich entweder in der Schönheit oder in der Bosheit der Damen. Madame de Chevreuse hatte eine Stieftochter, die Herzogin von Mombazon, eine sehr schöne und galante Dame. Der oberwähnte Herzog von Beau-

Digitized by Google

fort, ein jüngerer Prinz aus dem Hause Vendôme, war in die Mutter verliebt, und das knüpfte beide Damen an die den Kardinal hassenden Vendômes, welche man les importans zu nennen pflegte. Hingegen begünstigte Madame la Princesse (so nannte man die Gemahlin des Prinzen von Condé) den Kardinal, weil sie den Großsiegelbewahrer Chateauneuf haßte. Ihre Tochter, die Herzogin von Longueville, hatte wieder mancherlei Ursache, Madame de Mombazon zu hassen, denn erstens waren beide sehr schön, und zweitens machte ihr Gemahl jener den Hof. Alle diese kleinen, armseligen Verhältnisse muß man wissen, um den Faden zu entwirren, aus dem das Folgende sich entspann. Es war eines Tags große Gesellschaft bei Madame de Mombazon. Eine ihrer Damen fand im Zimmer einen Brief, den sie aufhub und ihrer Gebieterin brachte. Es war ein zärtliches Liebesbriefchen von Frauenzimmerhand geschrieben. Natürlich gewährte es der Gesellschaft eine sehr angenehme Unterhaltung. Man wurde neugierig, man vermuthete, man argwöhnete, und endlich kam man darin überein, ein gewisser Colligni habe ihn verloren, der kurz zuvor hinaus gegangen, und von dem man sich in's Ohr flüsterte, er sei in die Herzogin von Longueville verliebt, die ihn auch nicht hasse.

Zwar stand diese Dame bisher im Rufe einer unbefleckten Tugend, und die flüsternde Gesellschaft mochte wohl selber nicht glauben, was ihre Bosheit ausgebrütet hatte; aber es war doch einem Jeden so angenehm, die Vermu-

Digitized by Google

thung im Vertrauen weiter zu erzählen; sie lief von Munde zu Munde, und gelangte endlich bis zu den Ohren der Hauptperson, die sehr geneigt war, keinen Lärm davon zu machen. Ihre Mutter hingegen wüthete. Das königliche Geblüt schien ihr beschimpft, diese Beschimpfung ein Majestäts-Verbrechen; sie forderte laut Genugthuung von der Königin. Siehe da plötzlich den ganzen Hof getheilt; die Damen für Madame la Princesse, die Herren für Madame de Mombazon, die bei dieser Gelegenheit von nicht weniger als vierzehn Prinzen besucht wurde.

Aber es trat ein Ritter auf, der sie alle vierzehn überwog: der Herzog von Enghien, der Bruder der schönen Beleidigten, der eben eine wichtige Schlacht gewonnen hatte, und der mit Achtung und Schonung behandelt werden mußte, aus Furcht er könne die Ruhe der Regentschaft trüben. Die Königin selber besuchte seine Schwester, um sie zu trösten. Da warfen Mutter und Tochter sich ihr zu Füßen und baten mit Thränenströmen um Gerechtigkeit. Die Königin versprach es, und der schlaue Kardinal ergriff die Gelegenheit, um die Vendômes zu stürzen. Es wurde entschieden, daß Madame de Mombazon sich zu der Prinzessin begeben, und ihr öffentlich Entschuldigungen machen sollte. Aber wie? in welchen Ausdrücken? das zu ordnen war noch eine der wichtigsten Staats-Angelegenheiten. Da sah man die Königin und die tobende Prinzessin in dem einen Zimmer, Madame de Chevreuse und den Kardinal in dem andern, und der Herr Premier-Mi-

Digitized by Google

niſter machte in ſeine Schreibtafel den Entwurf von dem, was Madame de Mombazon ſprechen ſollte; dann überlegte er es mit ihrer Stiefmutter, dann ging er wieder zu der Königin und trug es dort vor; jedes Wort, jede Silbe wurde ſo ängſtlich abgewogen, als ob das Heil von Frankreich daran liege. Endlich kam das große Werk zu Stande. Die Verbrecherin ſollte am andern Tage bei der Prinzeſſin erſcheinen und laut erklären: »Das Geſchwätz über den Brief ſei falſch, von boshaften Menſchen erfunden; Sie habe nie daran geglaubt, da ſie die Tugend der Herzogin von Longueville kenne, und wohl wiſſe, daß ſie ihr Reſpekt ſchuldig ſei.« Dieſe Anrede wurde auf einen kleinen Zettel geſchrieben, und an den Fächer der Madame de Mombazon befeſtigt, damit ſie dieſelbe ohne Anſtoß ableſen könnte. Sie gehorchte, aber mit einer Miene, als wollte ſie ſagen: Ich mache mich doch nur luſtig darüber.« Madame la Princeſſe bat hierauf die Königin, ihr zu erlauben, daß ſie nie an einem Orte erſcheine, wo ſie Madame de Mombazon zu finden fürchten müßte. Es wurde ihr zugeſtanden, ohne die Schwierigkeit der Ausführung zu bedenken. Wenige Tage nachher gab Madame de Chevreuſe der Königin ein kleines Feſt im Regnard's Garten am Ende der Tuillerien. Die Prinzeſſin wurde von der Königin überredet, mit zu fahren, weil man wußte, daß Madame de Mombazon an dieſem Tage Arznei eingenommen hatte. Sie war aber dennoch gegenwärtig, und zwar um die Honneurs zu machen. Die Prinzeſſin wollte um-

Digitized by Google

kehren, allein die Königin hielt sie zurück, und ließ der verhaßten Wirthin sagen, sie möchte eine Unpäßlichkeit vorschützen, um sich mit guter Manier zu entfernen. Der Trotzkopf gehorchte nicht. Das empfand die Königin sehr übel, fuhr sogleich zurück, und verbannte die Widerspenstige am andern Morgen auf ihre Güter; eine Ungnade, auf welche die der sämmtlichen Importans erfolgte. Der Herzog von Beaufort wurde angeklagt, er habe den Kardinal ermorden wollen. Zweimal soll er es versucht haben. Das erste Mal als Mazarin auf einem Landhause speisen wollte, lauerten die Mörder an der Straße. Aber zu seinem Glücke begegnete ihm der Herzog von Orleans, da er eben in den Wagen stieg; dem fiel es ein, mit von der Partie zu sein, er setzte sich zu ihm und seine Gegenwart hinderte die Ausführung des Anschlags. Das zweite Mal sollte Mazarin aus einem Fenster erschossen werden, wenn er nach dem Louvre führe. Er wurde gewarnt. Am andern Morgen war der ganze Hof in Bewegung. Die Königin sagte mit funkelnden Augen zu Frau von Motteville: »Ehe noch vierundzwanzig Stunden verfließen, sollst du sehen, wie ich an diesen bösartigen Freunden mich rächen werde.« Sie hielt Wort.

Es war noch am selbigen Abend, als der Herzog von Beaufort von der Jagd zurückkam, und sich nach dem Louvre begab. An der Pforte begegnete ihm seine Mutter und Schwester, die ihn baten, nicht hinauf zu gehen, sondern sich lieber auf einige Tage zu entfernen. Allein er antwortete, wie einst der Herzog von Guise auf die Nachricht,

Digitized by Google

daß man ihn tödten wolle: »Man wird es nicht wagen.« Er hatte die Königin noch am Morgen, oder am Abend zuvor, gesehen, sie hatte ihn mit der gewohnten Vertraulichkeit behandelt, und er konnte sich gar nicht vorstellen, daß die hohe Gunst, in der er stand, so schnell verschwinden könne. Auch jetzt noch empfing ihn die Königin sehr freundlich, und fragte: ob er gute Jagd gehabt habe? Die Kunst sich zu verstellen hatte sie von ihrem Gemahl gelernt.

Während dieses ungezwungenen Gespräches trat der Kardinal herein. Die Königin stand auf und winkte ihm ihr zu folgen, als ob sie Geschäfte mit ihm habe. Als hierauf der Herzog von Beaufort sich entfernen wollte, trat Guitaut, der Hauptmann von der Garde, zu ihm, und arretirte ihn im Namen des Königs und der Königin. Der Herzog, ohne zu erschrecken, sah ihn starr an: »Sehr wohl,« sagte er, »doch ich finde es sonderbar.« Darauf wandte er sich zu den gegenwärtigen Damen: »Sie sehen, meine Damen, die Königin läßt mich arretiren.«

Er folgte dem Gardehauptmann in dessen Zimmer, wo er zu essen begehrte, mit großem Appetit aß und gut schlief. Indessen waren, bei der ersten Nachricht seiner Verhaftung, seine Mutter und Schwester nach dem Louvre gefahren, um seine Begnadigung zu erflehen; aber die Königin hatte sich eingeschlossen. Der Gefangene wurde nach Vincennes geführt, wo man ihm einen Koch und Kammerdiener vom Hofe zugab. Er ließ durch seine Freunde um Erlaubniß bitten, seine eigenen Leute kommen zu lassen, allein die

Digitized by Google

Königin antwortete trocken: das sei nicht gebräuchlich. Die ganze Familie Vendôme erhielt Befehl, sich aus Paris zu entfernen. Als der Herzog von Vendome, Krankheit vorschützend, diesem Befehl ausweichen wollte, schickte die Königin ihm ihre eigene Sänfte. Ein anderer ihrer Diener, Barriere, der auch dem Hause Vendôme ergeben war, sollte am selbigen Tage arretirt werden. Die Königin hatte sich vormals seiner in Geschäften bedient, wo Verschwiegenheit und Entschlossenheit erforderlich waren, und ihn dagegen zum Lieutenant ihrer Gensdarmen zu machen versprochen. Allein Mazarin wußte, daß er sich einst erboten, den Kardinal Richelieu zu ermorden, und hielt nicht für rathsam, ihm einen solchen Posten zu vertrauen. Seine Freiheit rettete er zwar diesesmal, auf Vorsprache des Kardinals, doch als er sich an die Königin um Erfüllung ihrer Zusage wandte, erinnerte sie ihn an Richelieu, sprechend: »Ihr wißt, wie oft ich Euch gesagt habe: er ist ein Priester, ich kann nicht darein willigen.« (Wäre also Richelieu kein Priester gewesen, so würden Ihro Majestät keinen Abscheu vor dem Meuchelmorde empfunden haben.)

Nicht grundlos klagte man die Königin bei dieser Gelegenheit der Undankbarkeit an, da ihre Strenge wegen unerwiesener Beschuldigungen gerade diejenigen traf, die zur Zeit ihrer höchsten Bedrängniß ihr die edelste Treue bewiesen hatten. Frau von Motteville versucht sie zu entschuldigen, aber schwach. Die Regentin eines großen Reiches meinte sie, müsse alle ihre Neigungen dem öffentlichen

Digitized by Google

Wohl opfern, und habe nun ganz anders denken und handeln müssen, als damals, da sie noch keine Kinder hatte, und alle Augenblicke bedroht wurde, nach Spanien zurück geschickt zu werden. Am Morgen nach des Herzogs Verhaftung — so erzählt Frau von Motteville — als die Königin sich kämmen ließ, vertraute sie mir und ihren beiden Kammerfrauen, was er in jenem Augenblick zu Guitaut gesagt, bewunderte seine Standhaftigkeit im Unglück, und versicherte, sie habe sich mit unsäglichem Schmerz zu diesem Schritt entschlossen; in der Minute, wo ihr Befehl vollzogen wurde, habe ihr das Herz geklopft. Zwei oder drei Tage vorher sei sie mit ihm auf einem Spazirgange zu Vincennes gewesen, und, da sie ihn sehr fröhlich gesehen, habe eine Wehmuth sie ergriffen, und der Gedanke: »In drei Tagen wird der Unglückliche vielleicht wieder hier sein, und nicht lachen.« Sie habe ihn oft genug gewarnt, sein Betragen zu ändern, allein vergebens. — Die Kammerfrau erzählte noch, daß die Königin am selben Abend beim Schlafengehen Thränen vergossen.

Auch die vormals so beliebte Madame de Chevreuse wurde jetzt der Regentin durch ihre Klagen lästig. Sie sollte vergnügt leben, sagte ihr die Königin, sich aber um nichts bekümmern, sonst könne sie ihr nichts weiter versprechen, als daß sie die Letzte sein solle, die das Los der Verbannung träfe. Da Madame de Chevreuse diesen Wink nicht gehörig nutzte, und in die neue Ordnung der Dinge sich nicht fügen konnte, so mußte auch sie den Hof verlassen, und in Flandern herum irren.

Digitized by Google

Alle diese Verbannungen schienen dem Kardinal noch immer nicht Sicherheit genug zu verschaffen. Es war noch ein Bischof von Lizieux übrig, ein frommer, freimüthiger Greis, ein trefflicher Prediger, ein Heiliger am Hofe. Er pflegte die Königin seine gute Tochter zu nennen, und sie hegte große Hochachtung für ihn. Um ihn mit guter Manier zu entfernen, gab es kein anderes Mittel, als sämmtlichen Bischöfen den Befehl zu ertheilen, sich in ihren Kirchensprengeln aufzuhalten. Der Bischof von Lizieux merkte sehr wohl, daß es nur ihm gelte, der ein Freund der Vendômer war, und in deren Hause wohnte. Er gehorchte, und kam, um von der Königin Abschied zu nehmen, als sie eben an ihrer Toilette war. Sehr verlegen, was sie ihm sagen sollte, bat sie ihn, in seinem Gebet sich ihrer zu erinnern. Er sprach nicht ein Wort, und gab durch sein Schweigen zu erkennen, daß er zwar gehorche, aber den Befehl nicht achte. Das mehrte die Verlegenheit der Königin. Sie sagte nachher zu einer Dame im Kloster Val de Grace, wo sie eben das Abendmahl empfangen hatte: »Ich schwöre Ihnen, so wahr ich Gottes Leib genossen, daß ich ihn so ungern entfernt habe, als ob er mein Vater wäre.«

Ungefähr um dieselbe Zeit sah man einen Zweikampf auf dem Königsplatze zwischen dem Herzog von Guise, einem der vornehmsten Vertheidiger der Madame de Mombazon, und jenem Coligni, von dem man fälschlich glaubte, daß er den berüchtigten Liebesbrief verloren habe (denn es

war ein gewisser Maulevrier, an den eine Dame ihn geschrieben hatte, die in keiner Hinsicht mit der Herzogin von Longueville verglichen zu werden verdiente). Der Zweikampf war eine Folge jener Begebenheit; denn obgleich der Herzog von Guise keinen Antheil an den Spöttereien hatte, so konnte doch Coligni der schönen Madame de Longueville die Bitte nicht abschlagen, ihn öffentlich zu fordern. Sie stand, wie man sagt, bei der alten Herzogin von Rohan hinter einem Fenster, und sah zu. Estrade war Coligni's Sekundant, Bridieu der des Herzogs. Der Letztere verwundete seinen Gegner so gefährlich, daß er bald darauf starb. Indessen schlugen sich auch die Sekundanten nach damaliger Gewohnheit. Bridieu empfing einen Stoß, der ihn außer Stand setzte, weiter zu fechten. Allein auch Estrade's Blut floß. Dennoch erbot er sich, den Kampf zu erneuern, Coligni gab es nicht zu. Die Pariser, nach ihrer Gewohnheit, machten sogleich einen Gassenhauer auf diese Begebenheit, in dem sie der Herzogin von Longueville riethen, ihre Thränen zu trocknen, weil Coligni nur sein Leben zu erhalten gewünscht, um ewig für sie zu leben. — Der Herzog von Guise war ein Roué der damaligen Zeit. In seiner Jugend liebte er die Prinzessin Anna von Gonzaga, versprach ihr die Ehe und verließ sie, um in Flandern eine reiche Gräfin de Bossu zu heirathen, der er fünfzig tausend Thaler durchbrachte, und dann nicht weiter an sie dachte, als um sie zu kränken.

Von den Importans war jetzt nur noch eine Person

übrig, Madame de Hautefort, und auch dieſe mußte dem Kardinal weichen. Schon lange war ihre Tadelſucht der Königin ſehr mißfällig geweſen, und die vormalige Vertraulichkeit gab ihr gleichſam ein Recht, ſich Frechheiten heraus zu nehmen, welche den Großen bald läſtig werden. Mazarin ſchürte und blies aus allen Kräften, um den Funken des Unwillens in eine Flamme des Zorns zu verwandeln. Eines Tages, als die Königin eben zu Bette gehen wollte, und nur noch ihr letztes Gebet zu verrichten hatte, zog Madame de Hautefort ihr die Strümpfe aus, und bat bei dieſer Gelegenheit um eine Gnade für einen alten Edelmann, der lange und treu gedient hatte. Da ſie aber die Regentin nicht ſogleich bereitwillig fand, ſagte ſie — und verbitterte was ſie ſagte noch durch ein hämiſches Lächeln — man müſſe alte Diener nicht vergeſſen. Die Königin, die vielleicht nur auf eine Gelegenheit wartete, um ſich derjenigen zu entledigen, die ſie ſonſt meine liebe Freundin nannte, ließ, gegen ihre Gewohnheit, ihren Zorn ausbrechen, und antwortete: ſie ſei der ewigen Vorwürfe müde, und überhaupt mit ihrem ganzen Betragen ſehr unzufrieden. Mit dieſen Worten warf ſie ſich in's Bett, befahl der Madame de Hautefort die Vorhänge zuzuziehen, und keine Silbe weiter zu ſprechen. Die Erſchrockene warf ſich auf die Knie, faltete ihre Hände, und rief Gott zum Zeugen ihrer Unſchuld und Aufrichtigkeit an. Am andern Morgen wurde ihr angekündigt, daß ſie den Hof verlaſſen ſolle. Frau von Motteville beſuchte ſie,

Digitized by Google

wagte auch für sie zu sprechen, richtete aber nichts weiter aus, als daß die Königin gegen sie selber eine Zeit lang kälter schien, und daß sie dem Minister sich verdächtig machte. Die in Ungnade Gefallene konnte am ersten Tage den Befehl ihrer zürnenden Gebieterin nicht erfüllen, denn der Schmerz hatte sie so heftig ergriffen, daß sie ernstlich krank wurde, und zweimal zur Ader lassen mußte. Endlich verließ sie den Palast, von jedermann bedauert, denn eine, durch kein Verbrechen verwirkte Ungnade versöhnt selbst Feinde, deren Neid dann schweigt, und fesselt die Freunde nur noch stärker. Sie ging in ein Kloster, und lebte sehr eingezogen. Der Groll der Königin ging so weit, daß, als Frau von Motteville sie um Erlaubniß bat, die Unglückliche besuchen zu dürfen, sie ihr sehr kalt antwortete: sie könne thun, was ihr beliebe; worauf denn freilich auch sie sich zurückziehen mußte. Dasselbe that der Kommandeur von Jars, sonst ein braver, zuverlässiger Freund.

Im Anfang der Regentschaft hatte die Königin ein Konseil errichtet, welches sie zu Rathe zog, wenn sie Pfründen an verdienstvolle Männer vergeben wollte. Dieses Konseil war dem Kardinal zuwider, denn nur *seine* Hand sollte Pfründen spenden, und nur *ihm* Ergebene sollten sie empfangen, wenn sie auch sonst dem lieben Gott nicht sehr ergeben waren. Daher wurde das Konseil bald nur noch in dem Fall benutzt, wenn die Bitte um eine Pfründe *abgeschlagen* werden sollte, um blos das Gehässige der Verweigerung auf selbiges zu laden. Endlich wurde es

Digitized by Google

ganz abgeschafft, nicht ohne Gewissensbisse der Königin, denn an der Spitze desselben stand einer der redlichsten, frommsten Männer, Pater Vincent, der unbestechlich war, um keine Hofgunst sich bewarb, und, wegen seines abstechenden Tones, den Spott der Höflinge sich zuzog. So lange er lebte, fragte ihn die Königin insgeheim um Rath, wenigstens bei der Wahl der Bischöfe.

Auf gleiche Weise entfernte Mazarin nach und nach alle Minister, die sich nicht ganz von ihm regieren ließen, und besetzte ihre Stellen mit unterwürfigen Kreaturen.

Hier schaltet Frau von Motteville eine Erzählung von dem Privatleben der Königin ein. Sie erwachte um zehn oder eilf Uhr, und betete lange, ehe sie diejenige rief, die bei ihr geschlafen hatte. Sobald ihr Erwachen kund gethan worden, machten die vornehmsten Beamten ihr den Hof, wohl auch andere, und besonders gewisse Damen, die mit ihren Wohlthaten beauftragt waren, denn sie spendete deren viele in ganz Frankreich, ja sogar außer Landes. Mit den Männern sprach sie oft lange von allen Geschäften, die man ihr vortragen wollte. Der König und sein Bruder fehlten auch nie zu dieser Stunde, und verließen sie den ganzen Tag nicht, außer wenn sie zur Tafel gingen, denn als Kinder speisten sie noch nicht mit der Mutter. Alle diese ersten Audienzen gab sie im Bett. Dann stund sie auf, warf einen Schlafrock über, betete abermal, und frühstückte mit großem Appetit. Dann zog sie ein Hemd an, welches der König ihr überreichte, indem er es zärt-

Digitized by Google

lich küßte; eine Gewohnheit, die lange beibehalten wurde. Nachdem sie das Negligee angezogen, und sich gekämmt hatte, hörte sie die Messe; dann ging sie an ihre Toilette. Es war ein Vergnügen sonder gleichen, sagt Frau von Motteville, zu sehen wie sie sich ankleidete, und ihr Haar ordnete, wobei ihre eben so schönen als geschickten Hände bewundert wurden. Sie hatte die schönsten Haare von der Welt, die ihr auch bis in's Alter blieben. Sie kleidete sich sorgfältig, doch ohne Pracht, ohne Gold und Silber und ohne Schminke. Ein wenig Eitelkeit leuchtete doch aus ihrer Sittsamkeit hervor. Das Schminken unterließ sie seit dem Tode des Königs, und verlor nichts dabei. Die Damen sahen sich genöthigt, ihrem Beispiel zu folgen. Bisweilen blieb sie einige Tage in ihrem Zimmer um auszuruhen, und sich blos mit ihren Vertrauten zu unterhalten. Sonst aber gab sie leicht jedermann Audienz, sowohl in öffentlichen als Privatgeschäften, sprach über beide gradsinnig und mit Güte, und erregte bei jedem den Wunsch, daß sie doch immer nur ihrem eigenen gesunden Urtheil folgen möchte. Sie selbst hatte oft bei Lebzeiten ihres Gemahls erklärt, sie wolle nie wie er durch andere regieren, aber ihr Hang zur Bequemlichkeit und Ruhe verleitete sie bald zu dem nämlichen, unter Fürsten so häufigen Fehler.

Selten speisete sie öffentlich mit dem gebührenden Prunke, sondern fast immer in ihrem kleinen Kabinet, blos von ihren Frauen bedient. Nach der Tafel war Cercle, oder sie besuchte irgend ein Kloster. Dann brachte sie noch

Digitized by Google

einige Zeit mit den Prinzessinen und ersten Damen des Hofes zu. Auch die Prinzen von Geblüt und der Kardinal erschienen gegen Abend, wo der Hof sehr glänzend war, und das Gespräch allgemein wurde. Dann zog sich die Königin zurück. Der Herzog von Orleans hatte noch eine geheime Unterhaltung mit ihr, und machte dann dem Minister Platz, der bisweilen eine Stunde, bisweilen noch länger bei ihr blieb, während dem die Thüren des Kabinets offen standen. Hierauf entließ die Königin die sogenannte große Welt mit einem guten Abend! Die vornehmen Herrn und Höflinge begaben sich in das große Kabinet, welches nun ein Schauplatz der Galanterie und der Intriguen wurde. Bei der Königin blieben nur vier oder fünf Damen und einige Männer, gewöhnlich der Kommandeur von Jars, Beringsen und die Hauptleute der Garde. Bisweilen mischten sich auch wohl andere darunter, und die Königin beklagte sich dann lächelnd, daß diese Leute Wurzel faßten.

Wenn auch hier wiederum ein guter Abend das Zeichen zum Aufbruch gegeben hatte, so ging sie in ihr Betzimmer, wo sie länger als eine Stunde im Gebet verharrte. Dann speisete sie zu Abend um eilf Uhr. Wenn sie von der Tafel aufstand, so aß die Gesellschaft die Ueberreste, ohne alle Ordnung und ohne eine andere Serviette als die der Königin. Ein sehr schlechtes Souper, zu dem sich aber doch jedermann drängte, denn das Bewußtsein, mit der Monarchin auf einem so vertrauten Fuß umzugehen, würzte ihres Brotes karge Ueberreste.

Digitized by Google

Nach der Tafel folgte die Gesellschaft in das Kabinet der Königin, wo eine muntere, freimüthige Unterhaltung fortgesetzt wurde, die oft bis Mitternacht und noch länger dauerte. Wenn sie ausgekleidet war, auch wohl schon im Bette lag, und eben einschlafen wollte, dann erst verfügten ihre Gesellschafter sich zur Ruhe.

Diese Lebensart setzte sie pünktlich auch in unruhigen Zeiten fort. Montags und Donnerstags hielt sie Konseil, und war dann sehr belagert. Die Fasttage beobachtete sie sorgfältig, und ob sie gleich jederzeit einen vortrefflichen Appetit hatte, so erlaubte sie sich doch während der ganzen Fasten keine Ueberschreitung der Kirchengesetze. Sonnabends hörte sie Messe in der Kirche Notre Dame. An allen Sonn- und Festtagen empfing sie regelmäßig das heilige Abendmahl. An den Vorabenden der hohen Feste schlief sie in Val de Grace (wo sie noch ein neues, prächtiges Kloster bauen wollte), blieb dort einige Tage ganz eingezogen, und unterhielt sich mit den Nonnen, bisweilen mit den unbedeutendsten unter ihnen, wenn sie nur im Rufe der Heiligkeit standen. Die strengsten Prediger gefielen ihr am meisten. Bisweilen, doch selten, besuchte sie auch die Gefängnisse als Kammermädchen verkleidet. Sie hatte auch eine Kammerfrau, die sich Abends mit ihr in ihr Betgemach einschloß, sie in allen frommen Pflichten unterrichtete, und für Hilfsbedürftige Geld von ihr empfing.

Allen Vergnügungen hatte sie doch auch nicht entsagt. In ihrer Jugend liebte sie die Bälle. Dieser Geschmack

Digitized by Google

verlor sich mit den Jahren, aber sie ging in die Komödie, und setzte sich da auf eine Tribune, halb hinter einer von ihren Damen versteckt, denn während der Trauerzeit wollte sie nicht an ihrem gewöhnlichen Platze erscheinen. Sie liebte das Schauspiel, besonders die Stücke von Corneille, der damals lebte.

In allen ihren Handlungen und Gesprächen war sie ernst und diskret. Geheimnisse durfte man ihr sicher vertrauen. Sie bewies denen, die sie liebte, Theilnahme und Verschwiegenheit. Auch freigebig war sie, und gab mit guter Art, aber nicht oft, weil sie nicht daran dachte. Man mußte sich ein wenig aufdringen, um Wohlthaten von ihr zu erhalten. Im Anfang ihrer Regentschaft wurde ihre Güte sehr gerühmt; als man aber sah, mit welcher Leichtigkeit sie alte, treue Freunde fallen ließ, sprach und schrieb man sehr laut gegen sie. Am Ende des Jahres 1644 legte sie die Trauer ab, die sie verschönert hatte. Doch ein Alter von vierzig Jahren, welches (nach einer Bemerkung der Frau von Motteville) so abscheulich (affreux) für die Damen ist, hinderte sie nicht, noch sehr liebenswürdig zu sein, denn die Fülle ihrer Formen gab ihr noch lange ein frisches jugendliches Ansehen.

Damals entwickelten sich die ersten Keime einer Widerspenstigkeit des Parlaments, welche, einige Jahre später, dem königlichen Ansehen Gefahr drohten. Man murrte darüber, daß der Kanzler im Konseil alle Parlamentsbeschlüsse vernichtete; man hielt Versammlungen, man tadelte alles,

Digitized by Google

und die Folge war, daß der Präsident Barillon verwiesen wurde. Er war ein wackerer Mann, und alter, treuer Diener der Königin, aber er gehörte zu den Leuten, die alle diejenigen hassen, die hohe Aemter verwalten, und eine Ehre darin suchen, nur Elende zu lieben. (Les misérables, sagt Frau von Motteville, und scheint wohl gar das Volk darunter zu verstehen. Freilich kann man die Völker zu manchen Zeiten les misérables nennen, nur in anderer Bedeutung.) So lange der König lebte, billigte Barillon jeden Schritt der Königin, sobald sie aber Regentin war, konnte sie ihm nichts recht machen. Das Parlament, über seine Verbannung noch aufgebrachter, beschloß, sich klagend zu der Königin zu verfügen, und zwar, ohne vorher um eine Audienz zu bitten. Es wählte den Augenblick, wo Monsieur auf dem Lande, und der Kardinal auf einer kleinen Reise sich befand. Die Königin, im Palais royal, war allein im Bett, Frau von Motteville eben bei ihr, als man ihr meldete, das ganze Parlament komme zu Fuß, um den Präsidenten Barillon zurück zu fordern. Sehr begreiflich sollte dieser Schritt das Volk in Bewegung bringen. Jedermann bei Hofe war erschrocken; nur die Königin nicht; die auch nicht einmal, wie man ihr rieth, die Pforte sperren, sondern sagen ließ: „da die Herren vom Parlament nicht, wie es ihre Schuldigkeit gewesen, zuerst um eine Audienz gebeten, so möchten sie für jetzt wieder umkehren; sie habe Arznei genommen, und könne sie nicht sprechen. Sie mußten gehorchen; und die Königin machte sich lustig über Frau

von Motteville, der die Graubärte großen Schrecken eingejagt hatten. Einige Tage nachher gab man ihnen die verlangte Audienz, und half einigen ihrer Klagen ab, doch ihres Präsidenten Zurückberufung konnten sie nicht bewirken; der starb in seiner Verbannung.

Während die schöne Jahrszeit die Prinzen in's Feld rief, begab sich die Königin nach Ruel, einem Landsitze der Herzogin von Aiguillon, wo vormals ihr Feind, Richelieu, den Weihrauch von ganz Frankreich um sich hatte dampfen lassen; eine Erinnerung, die, in ihrer jetzigen Lage, ihr vielleicht Vergnügen machte. Sie ging dort viel spaziren, ließ auch die Signora Leonora, eine Virtuosin, die der Kardinal aus Italien hatte kommen lassen, oft vor sich singen. Eines Tages, als sie in einer Kalesche durch die Gänge des Gartens fuhr, bemerkte sie den Dichter Voiture, der in Gedanken herum spazirte. Sie hielt, und fragte ihn, woran er denke? — Da antwortete er ihr durch Verse aus dem Stegreife (die von Frau von Motteville aufbewahrt worden) in welchen er das Schicksal gerecht nannte, welches, nach so vielen Leiden, sie gekrönt habe:

Mais que Vous étiez plus heureuse,
Lorsque Vous étiez autrefois.
Je ne veux pas dire, Amoureuse!
La rime le veut toute fois.

Dann klagte er, daß die Liebe, die der Königin doch stets ihre Waffen geliehen, nun von ihrem Hofe verbannt sei; so behandle sie diejenigen, die ihr treu gedient hätten. End-

Digitized by Google

lich fragte er — weil doch einem Dichter erlaubt sei, mit seiner Einbildungskraft auszuschweifen — was sie thun würde, wenn in diesem Augenblick der Herzog von Buckingham erschiene? und ob der oder Pater Vincent ihre Ungnade tragen würde? — Man muß bekennen, daß es uns heut zu Tage etwas verwegen ankömmt, eine Königin an ihre alten Liebschaften zu erinnern, um ihr, wenn gleich auf die galanteste Weise von der Welt, in's Gesicht zu sagen, daß sie gegen alte, treue Diener undankbar sei. Aber Anna von Oesterreich zürnte keineswegs, sondern fand die Verse so artig, daß sie sie lange aufhob, sie auch der Frau von Motteville mittheilte.

Die Königin mußte dieses Mal über Hals und Kopf nach Paris zurück eilen, um eine Volksbewegung zu unterdrücken, die wegen einer gewissen Auflage entstanden war. Heinrich der Dritte soll gesagt haben: der Kopf des Reichs, nämlich Paris, sei zu groß und angefüllt mit Dünsten, welche die Ruhe der übrigen Glieder beeinträchtigen, darum von Zeit zu Zeit eine Aderlaß nothwendig sei. (Diese Aderlaß ist während der Revolution sehr oft wiederholt worden.)

Um diese Zeit mußte die hoch schwangere Königin von England von ihren aufrührerischen Unterthanen in einen Winkel ihres Reiches flüchten, und war von ihrer Höhe so tief herab gesunken, daß die Königin ihr eine Hebamme und Kinderzeug schicken mußte. Noch sehr krank kam sie in ihr Vaterland, Frankreich, um ihr Leben zu sichern, und wurde mit Achtung empfangen, sowohl vom Volke, wel-

Digitized by Google

ches in ihr eine Tochter, Schweſter und Tante ſeiner Könige verehrte, als auch von der Regentin, welche vergaß, wie manchen Verdruß ſie einſt durch ihren Haß erlitten. Frau von Motteville ſchaltet hier eine lange Erzählung von den engliſchen Unruhen ein, die von nicht geringem Werthe für den Geſchichtſchreiber iſt, da die Königin von England ſelber, in einem Kloſter zu Chaillot, ſie ihr diktirte. Dieſe Fürſtin ging dabei ſo ſehr in's Einzelne, daß ſie ſogar die Geſtalt des unglücklichen Grafen von Strafford, und ſeine ſchönen Hände beſchrieb. Sie verſicherte, um ihn zu retten, habe ſie jede Nacht mit ſeinen hartnäckigſten Feinden Konferenzen gehalten. Sie kamen durch eine Winkeltreppe in das Zimmer einer ihrer Damen, die verreiſt war, und die Königin ſchlich ganz allein, mit einem Lichte in der Hand, in dieſes Zimmer, wo ſie vergebens alle Mittel der Beſänftigung erſchöpfte. Strafford mußte ſterben, bitterlich von ihr beweint. Bald darauf forderte das Parlament, in Abweſenheit des Königs, ihre Kinder von ihr, weil ſie doch bei ihr nichts lernen könnten, und vielleicht gar Papiſten würden. Man wollte ſie ſelber entführen, und hatte bereits einen Edelmann in dem Dorf, welches ſie bewohnte, beauftragt, ſeine Bauern zu bewaffnen, und um Mitternacht im Park von Oatland bereit zu ſein, wo er einen Offizier mit einem Detaſchement Kavallerie finden würde. Der treue Edelmann warnte die Königin, die alle ihre Leute bis auf die Küchenjungen bewaffnen ließ, und ſich mit heiterm Anblick im Parke zeigte. Es erſchie-

Digitized by Google

nen nicht mehr als etwa zwanzig schlecht berittene Menschen, die von ferne lauerten, und nichts wagten. Indessen ließ sie doch aus Vorsicht auf dem Wege nach Portmore Pferde bereit halten, um im Nothfall zu entfliehen.

Der König, aus Schottland zurückkehrend, hielt eine Art von triumphirenden Einzug in London, denn er wurde von dem Volk mit dem feilen: Es lebe der König! begrüßt. Die Königin mit ihren Kindern nahm Theil an diesem kurzen Triumphe, der Prinz ritt neben seinem Vater, der durch den Volksjubel getäuscht, beschloß, durch einen kühnen Schritt drei oder vier Häupter der Aufrührer in seine Gewalt zu bringen. Mitten im Parlamente sollte das geschehen, ein tiefes Geheimniß wurde beobachtet, und der Tag zu dieser wichtigen Unternehmung anberaumt. Er erschien. Der König trennte sich männlich entschlossen von der Königin, die in ihrem Zimmer betend zurück blieb. Auf seinem Wege wurde er durch eine Menge Supplikanten aufgehalten, die ihm Bittschriften überreichten. Da es nicht scheinen sollte, als ob er große Eile habe, so hörte er sie alle gelassen an, und sprach mit einem jeden. Bei der letzten Umarmung hatte er zu seiner Gemahlin gesagt: er hoffe, in einer Stunde mit größerer Macht bekleidet, sie wieder zu sehen. Wie oft sah sie während dieser Stunde nach der Uhr! wie oft lauschte sie auf jeden Tritt der Kommenden! Als endlich die wichtige Stunde abgelaufen war, und sie die Sache nunmehr entschieden glaubte, sagte sie zu der Gräfin Carlisle, die eben herein trat: »Freuen Sie sich

Digitized by Google

mit mir, denn eben in dieſer Stunde wird der König Herr in ſeinen Staaten; die und die Perſonen ſind ohne Zweifel arretirt.» — Die Gräfin ſtutzte. Sie hatte einen Verwandten oder vertrauten Freund unter den Bedrohten. Sie faßte ſich, zeigte keine Beſtürzung, ging unter einem Vorwand hinaus, ſchrieb ein Billet und ſandte es ſchnell ab. Es kam an, als der König eben erſt in's Parlament trat, welches ſogleich ſich murrend erhob, und auseinander ging. Hätte die Königin noch zehn Minuten geſchwiegen, wer mag berechnen, welche Folgen das für ganz Europa gehabt haben würde? Sie ſelbſt bekannte den begangenen Fehler, verheimlichte ihn auch nicht vor ihrem Gemahl, und es iſt ein ſchöner Zug von ihm, der ihn wenigſtens als liebenden Gatten darſtellt, daß er es ihr nicht entgelten ließ; nur durch ihre Reue, nicht durch ſeine Vorwürfe hat ſie gelitten.

Aber eben dieſe, unter Fürſten leider oft unzeitige Liebe, brachte ihm ein zweites Mal Unheil. Viele tauſend Aufrührer, mit Stöcken bewaffnet, an deren Spitze auf Zetteln das Wort Freiheit zu leſen war, zwangen die königliche Familie, London zu verlaſſen. Die Königin ging nach Holland, unter dem Vorwand, ihre, dem Prinzen von Oranien vermählte Tochter dahin zu begleiten; eigentlich um ihrem Gemahl, der ſie bis Dover begleitete, Gelegenheit zu verſchaffen, ſich Hull zu nähern, einem für ihn ſehr wichtigen, feſten Platz und Hafen, wo er den vom Parlament eingeſetzten Gouverneur überraſchen wollte. Statt deſſen verlor er ſeine Zeit damit, eine Meile weit an der

Digitized by Google

Küſte hin zu reiten, um das Schiff der Königin ſo lange als möglich zu ſehen. Zwar ſchickte er den Herzog von York nach Hull voraus, der auch willig aufgenommen wurde; ehe er ſelber aber nachkam, war bereits ein Warnbrief eingetroffen; man verſchloß ihm die Thore und ließ den Herzog von York nicht mehr hinaus.

In Holland wurde die Königin ſehr wohl empfangen, es fiel ihr aber ſehr auf, daß die Herren Bürgermeiſter ſich zu ihr ſetzten und mit ihr ſprachen, als ob ſie ihres Gleichen wäre. Sie traten auch wohl mit den Hüten auf den Köpfen herein, ſahen ſie eine Weile an, und gingen wieder fort ohne ſie zu grüßen. Sie mußte hier ihren Schmuck verpfänden, um Geld für den bedrängten Gemahl zu ſchaffen. Mit eilf Schiffen voller Waffen und Kriegsbedürfniſſe ging ſie wieder in See, und wurde von einem neuntägigen, ſchrecklichen Sturm überfallen, während deſſen ſowohl ſie als ihre Frauen in kleinen Boten angebunden waren und einigen Kapuzinern, in Gegenwart aller, ihre verborgenſten Sünden laut beichteten. Endlich wurde ſie wieder in einen kleinen holländiſchen Hafen verſchlagen, wo man, da ſie an's Land ſtieg, kaum ſich ihr nähern konnte, ſo übel rochen ihre Kleider, denn während der ſchrecklichen neun Tage, und bei dem fürchterlichen Schwanken des Schiffes, war ſie mit allen möglichen Unreinigkeiten überſchüttet worden. Sie und ihre Frauen konnten ſich kaum auf den Füßen halten, und der Kapuziner, der am Lande ihr die erſte Meſſe leſen ſollte, mußte von zwei Menſchen unter den Ar-

Digitized by Google

men gehalten werden. Zwei Schiffe hatte sie verloren. Dennoch ging sie, nach vierzehn Tagen, muthig mit den noch übrigen neun Schiffen wieder in See, und kam diesmal glücklich in einem kleinen englischen Dorfe an's Land, wo sie einige Tage auf königliche Truppen zu ihrer Begleitung wartete. Aber die Armee des Parlaments war ihr lauernd gefolgt. Plötzlich wurde sie in der Nacht durch Kanonenschüsse geweckt, die ihre niedrige Wohnung durchbohrten. Kaum gewann sie Zeit, einen Schlafrock überzuwerfen, und sich in eine Höhle außerhalb des Dorfes zu retten. Doch ehe sie noch dahin gelangte, erinnerte sie sich, daß sie eine häßliche, aber geliebte Hündin, Namens Mitte, in ihrem Bette zurückgelassen, und trotz aller Warnungen kehrte sie wieder um und holte ihre häßliche Mitte.

Es gelang ihr endlich, eine Menge Leute um sich zu sammeln, die sie mit den mitgebrachten Waffen ausrüstete, mit ihnen lebte, wie etwa Alexander mit seinen Soldaten gelebt haben mag, (meint Frau von Motteville), und an ihrer Spitze, stets zu Pferde, ihrem Gemahl entgegen zog. Im heißen Sonnenschein auf bloßer Erde aß sie mit den Soldaten ohne alle Umstände, behandelte sie als Brüder, und wurde natürlich sehr von ihnen geliebt. Indessen verrichtete sie doch keine Heldenthaten, allein der König empfing sie mit großer Freude, Liebe und Bewunderung.

Alles ging bekanntlich ihren Wünschen und Hoffnungen zuwider. Als nach einem Jahre die Königin schwanger wurde, trennte sie sich abermals von ihrem Gemahl, und

Digitized by Google

zwar für immer. Bei ihrer Ueberfahrt nach Frankreich wurde sie von den Schiffen des Parlaments verfolgt und beschossen. Um vor den Kugeln sicher zu sein, mußte sie in den untersten Schiffsraum kriechen, und von da aus befahl sie, Feuer in das Pulver-Magazin zu werfen, wenn alle Hoffnung zu entrinnen verschwunden sei. Das Geheul ihrer Weiber machte sie in diesem Vorsatz nicht wankend; finster schweigend erwartete sie ihr Schicksal. Sie entkam glücklich. Als sie die französischen Küsten erblickte, warf sie sich in ein Boot, landete zwischen Klippen, und wurde von den Bauern in eine Hütte geführt, bis benachbarte Edelleute ihre Ankunft erfuhren und Wagen sandten, die sie nach Bourbon führten.

Hieher schickte Anna von Oesterreich ihr zwanzig tausend Pistolen, die sie, ohne sie zu berühren, sogleich an ihren Gemahl übermachte. Das Volk umringte sie überall, um die Tochter seines vielgeliebten Heinrich IV. zu sehen. Kummer und Krankheit hatten sie sehr verändert. Sie war nicht mehr jene muntere Prinzessin, die einst den Hof schmückte. Sie weinte fast immer, und sagte eines Tages zu ihrem Arzte: sie fürchte den Verstand zu verlieren. »Was fürchten!« antwortete er ihr, »Sie haben ihn schon verloren.« Einige Milderung ihrer körperlichen Leiden fand sie doch in der Luft und den Heilquellen ihres Vaterlandes.

Damals starb die Königin von Spanien (1644) Isabelle, auch eine Tochter Heinrich IV., eine schöne Prinzessin, die Anfangs in Spanien ein glückliches Leben führte,

Digitized by Google

denn ihr schöner, junger Gemahl schien sie zu lieben, und von ihrem Schwiegervater wollte man sogar wissen, er empfinde mehr für sie, als einem Vater gezieme. Nachher hatte ihr Gemahl so viele Maitressen, daß sie ihr Leben in den Qualen der Eifersucht hinschmachtete. Die Königin von England erzählte der Frau von Motteville, daß der König, als Prinz von Wallis, in Spanien gewesen und Isabellen sehr gern gesehen habe; aber es wurde ihm nicht einmal erlaubt, französisch mit ihr zu reden, und als er in der Komödie sie zu oft und lange anschaute, gab man ihm zu verstehen, daß man in Spanien die Liebhaber der Königinnen zu vergiften pflege, worauf er dann gar nicht mehr mit ihr redete. Sie ließ sich auch nicht mehr unverschleiert vor ihm sehen, und ging im Schauspiel nur in eine vergitterte Loge.

Es wurde ihr in Frankreich eine prächtige Leichenfeier angeordnet, bei welcher Gelegenheit sich ein Rangstreit erhob, der die oftmalige Kleinigkeit der sogenannten Großen in ihrer Blöße darstellt. Da war erstens Mademoiselle, die Tochter des Herzogs von Orleans und Enkelin des Königs, die den Rang vor der Prinzessin von Condé begehrte; zweitens der Herzog von Enghien, der eben als Sieger aus dem Felde zurückkehrte, und für seine Gemahlin gleiche Rechte verlangte; drittens die Herzogin von Longueville, die zwar durch eine Mißheirath die Rechte ihrer Geburt verloren, sie aber durch ein Brevet des Königs wieder bekommen hatte, und ähnliche Ansprüche machte.

Digitized by Google

Die Königin entschied für den Herzog von Enghien. Da wollte Mademoiselle gar nicht bei der Feierlichkeit erscheinen, sondern stellte sich krank. Die Königin und ihr Vater zwangen sie, sich einzufinden. Sie kam und hatte befohlen, daß zwei Standes-Personen ihr die Schleppe tragen sollten. Als der Herzog von Enghien das gewahr wurde, winkte er einem der Seinigen, der sich schnell noch zu dem einen gesellen mußte, der bereits die Schleppe seiner Gemahlin trug. Nun setzten sich die Damen in die Chorherren-Stühle. Mademoiselle wollte zwischen sich und der Herzogin von Enghien einen leeren Stuhl lassen, aber Madame de Longueville schob die Letztere vor sich her, und beide setzten sich in die nächsten Stühle.

Mademoiselle empfand das alles so übel, daß sie viele Thränen darüber vergoß und vielen Lärm machte, erinnernd an alle ihr zukommende Vorrechte, als da sind: im Hause des Königs einen Thronhimmel zu haben; sich einer Carrosse cloué zu bedienen — (dem Uebersetzer ist unbekannt, was unter einem solchen vernagelten Wagen zu verstehen sei) — ihre Leute mit aufgestreiften Unterkleidern gehen zu lassen — (à chausses rétroussées; auch hier mag man nicht für die Richtigkeit der Uebersetzung haften) — den Prinzessinnen von Geblüt nur Stühle zu präsentiren, während sie selber in einem Armsessel sitze — und was dergleichen köstliche Vorrechte mehr waren. Diese Angelegenheit des Streites wurde mit großer Mühe beigelegt. (Sie beweiset den niedrigen, oft neidischen Erdensöhnen,

Digitized by Google

wie theuer die Großen ihr sogenanntes Glück erkaufen, indem sie, um solcher Erbärmlichkeiten willen, sich von Leidenschaften verzehren lassen.)

Um diese Zeit kam auch die Königin von England nach Paris. Die Regentin fuhr mit ihren Söhnen ihr entgegen, umarmte sie schwesterlich, gab ihr eine Wohnung im Louvre, ein Landhaus, St. Germain, und zehn bis zwölf tausend Thaler monatlich. Sie war am Morgen ihres Lebens schön gewesen, da aber schon am Mittag dieser Vorzug ihr entschwunden war, so pflegte sie zu behaupten, kein Frauenzimmer könne mehr schön sein, wenn es sein zweiundzwanzigstes Jahr überschritten habe. Indessen war sie doch noch immer sehr liebenswürdig und fast noch mehr durch den Ernst, den ihr Unglück erzeugte, als durch ihre vormalige Munterkeit. In bessern Zeiten kannte man sie als freigebig, ja wohl bisweilen verschwenderisch. Ihr Günstling, der, wie man sagt, zum Theil das Unglück Englands verschuldet hatte, schien ein ganz ehrlicher Mann, aber von beschränktem Geiste zu sein. Sie setzte großes Vertrauen in ihn, ließ sich aber doch nicht ganz von ihm regieren.

Frau von Motteville macht den Eingang zu der folgenden Liebesgeschichte mit der Bemerkung, daß die an den Höfen aufgeführten Schauspiele bisweilen komisch, bisweilen tragisch sind; daß die Hauptbegebenheiten der letztern immer aus Kleinigkeiten entspringen, und daß die Liebe, die hier eine folle passion genannt wird, oft großes Unheil anrichtet. Alle diese Bemerkungen sind nichts

Digitized by Google

weniger als neu, allein es war der Verfasserin um einen Uebergang zu thun.

Dandelot, aus dem Hause Coligni, liebte Fräulein Boutteville-Montmorency und wurde von ihr geliebt; aber sie war nicht reich und eine Katholikin, Dandelot's Eltern hingegen, gute Hugenotten, wünschten ihn mit einer reichen, ihrer Lehre zugethanen Person zu vermählen. Die beiden Liebenden thaten alles Mögliche, um die Hindernisse ihrer Vereinigung zu überwinden, allein vergebens. Der Herzog von Enghien, mit beiden verwandt und ihr Vertrauter, rieth dem jungen Manne, seine Geliebte zu entführen und meinte, er wolle es schon verantworten. Freilich hatte er sehr gute Ursachen diese Entführung zu wünschen, denn der Unüberwindliche auf dem Schlachtfelde war von Mademoiselle de Vigean auf dem Rosenfelde der Liebe überwunden worden, und gerade diese Mademoiselle de Vigean war von ihrem Vater bestimmt, Dandelot's Gemahlin zu werden. Andere sagen wiederum, der Herzog habe sich, auf Befehl seiner Herzensdame, in Mademoiselle de Boutteville verliebt stellen müssen, um seine wahre Leidenschaft zu verbergen; allein Jene habe diesen Befehl gar bald bereut und widerrufen, da die Schönheit der letztern fürchten ließ, es könne Ernst daraus werden; der Herzog habe sogleich gehorcht, allen Umgang mit Mademoiselle Bouteville abgebrochen und Dandelot's Flamme geschürt.

Sie brannte ohnehin hell genug und er entführte seine Geliebte mit ihrer Einwilligung. Es geschah nach einem

Digitized by Google

Besuche bei ihrer Schwester und von dieser nach Hause begleitet. Als sie aus dem Wagen stieg, wurde sie ergriffen und schrie. Ihre Leute, die nicht wußten, daß sie nur Anstandshalber schrie, wollten sie vertheidigen, bei welcher Gelegenheit der Schweizer ihrer Schwester getödtet wurde. Dandelot jagte mit seiner schönen Beute in einem Wagen mit sechs Pferden bespannt davon. Außerhalb Paris bestiegen sie schnelle Rosse, und eilten nach Fleury, wo ihr Beschützer kommandirte, und wo vermuthlich die Vermählung vor wenigen Zeugen gefeiert wurde. Die Königin hatte an diesem Abend sich schon ausgekleidet, und wollte sich eben zu Bette legen, als man ihr meldete, die Prinzessin von Condé verlange sie zu sprechen. Sie erstaunte über diesen ungewöhnlichen Besuch um Mitternacht, und befahl die Thüren zu öffnen. Da stellte die Prinzessin ihr die schluchzende Mutter der Entführten vor, die sich mit zerstreuten Haaren und zerrissenem Halskragen der Königin zu Füßen warf, und Gerechtigkeit gegen Dandelot, Grafen von Chatillon, begehrte, mit einem Geheul, als sei er ein Straßenräuber, und habe ihrer Tochter Gewalt angethan. Ein des Todes würdiges Verbrechen nannte sie diese Beschimpfung ihres Hauses, und schilderte mit den stärksten Farben die schreckliche Lage ihrer Tochter, die, bei ihrer Tugend und Sittsamkeit, sich ohne Kammerfrauen in der Gewalt einer Mannes befände, den sie nie ohne mütterliche Erlaubniß angesehen. Die Königin tröstete sie mit sanften Worten, zog aber die Prinzessin bei Seite, spre-

Digitized by Google

chend: »Liebe Couſine, mir ſcheint, Mademoiſelle de Bouteville würde es mir eben nicht Dank wiſſen, wenn ich ihr Vergnügen ſtörte; und ſelbſt die Mutter ſo außer ſich wie ſie da iſt oder ſcheint, wird wohl ſchwerlich wünſchen, daß der Graf von Chatillon zurück gebracht werde, ohne ihr Eidam zu ſein.« — Da kehrte ſich die Prinzeſſin gegen die Wand und ſagte:

»Ich bitte Sie um's Himmelswillen, machen Sie mich nicht lachen, es wird mir ſauer genug, meine Rolle gut zu ſpielen. Mein verdammter Sohn hat die ganze Geſchichte veranſtaltet. Jedermann iſt zufrieden. Ich möchte der Mutter gern in's Geſicht lachen, und darf nicht.« — Beide wandten ſich nun wieder zu der heulenden Mutter, die Königin gab ihr zu verſtehen, ſie werde ſich wohl einſt über dieſe Begebenheit tröſten, und verſprach ihr, für Genugthuung zu ſorgen. In dieſem Augenblick trat der Herzog von Cheville herein, ein Verwandter der Entführten, und zu ſeinem Unglück heftig in ſie verliebt. Ihm war es voller Ernſt mit ſeinen Klagen. Er bat die Königin, ihre Garden den Fliehenden nachzuſenden. »Mein armer Freund,« ſagte ſie leiſe zu ihm, ich ſehe wohl, daß ſie am ſchlimmſten daran ſind, aber was iſt zu thun? Ihrer Couſine würde die Hilfe ſchwerlich willkommen ſein, und Sie müſſen, als ein guter Vetter, ihre Neigung begünſtigen.«

Die Sache wurde beigelegt. Die Mutter war jedoch die Letzte, die ihrer Tochter verzieh, deren Ehe nicht glücklich war, denn Dandelot's Leidenſchaft verrauchte bald.

Digitized by Google

Er machte einer Dame den Hof, die weit weniger schön war, als seine Gemahlin. So lange er lebte, wurde sie durch Eifersucht gequält, und nach einigen Jahren raubte ihn ihr der Tod. Die schöne junge Witwe eroberte nachher den Herzog von Enghien, dessen Geliebte in ein Karmeliterkloster ging. Dieser Held gewann im folgenden Jahr die große Schlacht bei Nordlingen. Als der Kardinal der Königin den umständlichen Bericht darüber abstatten wollte, und sah, daß sie mit freudefunkelnden Augen ihm entgegen kam, sagte er sehr ernst: »Madame, es sind so viele der Unsrigen geblieben, daß Ihro Majestät keine Freude über diesen Sieg empfinden können.» Vermuthlich wollte er nur die Umstehenden durch diese Aeußerung für sich einnehmen, denn sonst war ihm zur Genüge bekannt, was Fürsten in solchen Augenblicken empfinden. Die Freude wurde blos durch Geldmangel gestört, und, um diesen abzuhelfen, beschloß die Königin, sich in Person in's Parlament zu verfügen, um einige neue Auflagen durchzusetzen.

Dem Parlament schien eine günstige Gelegenheit zu winken, sein gesunkenes Ansehen wieder herzustellen; es fing damit an, der Königin das Recht streitig zu machen, in dessen Mitte zu erscheinen, aber sie spottete dieses Einwurfs, und berief sich auf das Beispiel der Königin Marie von Medicis. Der Tag wurde anberaumt. Der Gardekapitän besuchte zuvor, wie gewöhnlich, die Gefängnisse, und nahm die Schlüssel des Gerichtshofes. Die Königin

Digitized by Google

stand sehr früh auf, und schmückte sich mehr, als sie sonst pflegte. Prächtige Ohrgehänge, ein kostbares Kreuz auf ihrem Busen, und ein schwarzer Schleier gaben ihr ein sehr edles Ansehen. Mit großem Pomp, umgeben von den Garden und Schweizern, Chevaurlegers und Mousquetairs, trat sie, nebst dem jungen Könige, der damals außerordentlich schön war, den Zug an. Viele Prinzen und große Herren folgten. Vier Präsidenten empfingen sie in der heiligen Kapelle, wo sie Messe hörte. Der König, noch im Kinderrocke, wurde von seinem ersten Stallmeister auf den Thron getragen. Die Königin stand zu seiner Rechten; der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé neben ihr; dann folgten die Herzoge, Pairs und Marschälle von Frankreich. Zur Linken des Thrones stand der Kardinal Mazarin mit einigen geistlichen Pairs. Zu des Königs Füßen auf den ersten Stufen saß der Herzog von Joieuse, dessen erster Kammerherr; unter ihm der Kanzler von Frankreich; neben ihm zu ebener Erde befanden sich die Präsidenten. Madame de Senecey, des Königs Gouvernante, stand dicht neben ihm, die vier Garde-Kapitäns mit ihren Stäben umringten ihn. Die vier Staats-Sekretärs, einige Prinzessinnen und die Hofdamen der Königin saßen auf verschiedenen Bänken.

Der junge König hatte seine Rolle gut einstudirt. Nachdem alles sich geordnet, begrüßte er die Versammlung, warf dann einen Blick auf seine Mutter, gleichsam ihre Einwilligung heischend, und sagte sehr laut: „Meine Herren, ich

Digitized by Google

bin hieher gekommen, um von meinen Angelegenheiten mit Ihnen zu reden. Mein Kanzler wird Ihnen meinen Willen ankündigen.“ — Er sprach diese wenigen Worte mit so vielem Anstand, daß die ganze Versammlung ihm laut und lange zujauchzte. Dann hielt der Kanzler eine kräftige Rede, von dem erworbenen Ruhme in gewonnenen Schlachten, von dem Wunsche der Regentin Frieden zu schließen, von der Nothwendigkeit die Feinde dazu zu zwingen, und endlich, — denn darauf zweckte alles ab — von dem Geldbedürfniß. Der erste Präsident Molé äußerte sich sehr schmeichelhaft für die Königin und ihren Minister, aber auch sehr herzlich für das arme Volk; seine Rede schien darauf berechnet, Allen zu gefallen. Der General Advokat Talon hingegen sprach sehr kühn von Bedrückung des Volkes, für welches er kniend mit rührendem Pathos um Gnade flehte, zugleich aber auch einige, nicht wohl aufgenommene Winke über die grenzenlose Gewalt der Günstlinge gab. Die Königin fragte an demselben Tage die Frau von Motteville um ihr Urtheil über diese Rede. Die Befragte rühmte die Freimüthigkeit des General-Advokaten. »Sie haben Recht,“ sagte die Königin, »ich billige die Wärme, mit der er das arme Volk vertheidigte; ich achte ihn darum hoch, denn man schmeichelt uns nur zu oft; allein für mich, die ich mein Volk so gern erleichtern möchte, hat er doch wohl ein wenig zu viel gesagt.“

Die Erzählerin springt nun, nach ihrer Gewohnheit, auf einen sehr entfernten Gegenstand über, nämlich auf

Digitized by Google

eine Liebes- und Heirathsgeschichte der Mademoise de Rohan, an der nichts merkwürdig ist, als daß diese schöne reiche Dame die Hand des Herzogs von Weimar ausgeschlagen, von dem Frau von Motteville sagt, daß er an Ruhm so reich gewesen, als Cäsar und Alexander. Eine andere Vermählung machte mehr Aufsehen. Der König von Polen warb um die Hand von Mademoiselle, die seine Anwerbung mit Hohn aufnahm, wegen seines podagrischen Alters und der Barbarei seines Landes. Darauf wandte er sich an die Prinzessin Marie, Tochter des Herzogs von Mantua, die, nach ihres Vaters Tode, in Paris ein stilles angenehmes Leben führte. Ihr Ruf war nicht der beste, denn sie hatte schon mehrere Intriguen, unter andern eine ziemlich anstößige mit dem Oberstallmeister Cinqmars gehabt. Sie mochte also wohl sehr zufrieden mit dieser unverhofften Wendung ihres Schicksals sein. Als die polnischen Gesandten zu Fontainebleau Audienz bei der Königin hatten, versteckte sich die Prinzessin Marie hinter Frau von Motteville; allein die Polen, die alle französisch gekleidet waren und sich von Franzosen nicht unterschieden, bemerkten sie doch, und begrüßten sie sehr ehrerbietig als ihre künftige Königin. Es wurde ihnen ein großes Souper gegeben, bei welchem, durch eine Zänkerei der Küchenbeamten, kein Rindfleisch war, das heißt: der ganze erste Gang fehlte, und beim Weggehen mußten die Gesandten bis an die große Treppe im Dunkeln tappen. Die Königin war anfangs aufgebracht über diese dum-

Digitized by Google

men Streiche (bévues) hernach aber sagte sie lachend: »Frankreich könne weder in großen noch in kleinen Dingen eine gewisse Ordnung halten, und man müsse Geduld haben.« — Eine zweite Gesandtschaft der Polen im nächsten Winter gab den Parisern einen Begriff von der alten Pracht der Meder und Perser. Man hatte den Herzog von Eboeuf mit Staatswagen entgegen geschickt, aber diese erschienen ärmlich gegen die der Polen, die so weit herkamen. Der feierliche Einzug war ein imposantes Schauspiel, und die Franzosen, die anfangs Lust hatten zu spotten, verstummten und gafften. Eine Kompagnie Fußgarde in roth und gelber Uniform mit großen goldenen Schleifen eröffnete den Zug. Alle zeigten sich in ihrer Nationaltracht, die Knöpfe der Offiziere bestanden aus Diamanten und Perlen. Auf diese folgten noch einige andere Kompagnien, immer prächtiger gekleidet, der Diamanten blitzten immer mehrere, die Rüstungen der Pferde waren damit bedeckt. An die Garden schlossen sich unsere Studenten, die bei dieser Gelegenheit, zur Ehre der Fremden und zur Schande ihres Vaterlandes, entgegen geritten waren; aber sie stachen armselig ab mit ihren Bändern und Federn von allen Farben. Hinter ihnen ritten viele polnische Herren in Gold und Silberstoff gekleidet und mit Diamanten besäet. Man muß gestehen, sagte Frau von Motteville, daß die Pracht dieser Fremdlinge noch viel Wildes hat. Sie tragen keine Hemde und schlafen nicht zwischen Laken, sondern auf Thierfellen. Sie tragen Pelzmützen auf geschornen Köpfen.

Digitized by Google

In der Regel sind sie so dick, daß einem übel wird, wenn man sie ansieht (qu'ils font mal au coeur), auch sind sie sehr unreinlich. Jeder Pole hatte einen Franzosen neben sich. Der Zug war lang. Einige Polen erschienen mit Hahnenfedern, als Zeichen ihrer Würde geschmücket. Einige Pferde waren roth angemalt, und diese Mode, so wunderlich sie ist, wurde nicht unangenehm gefunden. Die Gesandten selbst, der Bischof von Ermeland und der Palatin von Posnanien, kamen zuletzt. Der Palatin war ein schöner Mann, mit einem ziemlich langen und dicken Barte. Der Bischof unterschied sich in nichts von den französischen Bischöfen. Nun folgten ihre Wagen, an denen alles von Silber war, was an den unserigen von Eisen zu sein pflegt. Den wohlgenährten, schönen Rossen sah man die weite Reise nicht an.

Die Gesandtschaft wurde in den Palast Vendôme einquartirt, und auf königliche Kosten prächtig unterhalten. Die Vermählung sollte mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten vollzogen werden, um diesen Barbaren die ganze Größe Frankreichs zu zeigen; allein es erhoben sich bei dieser Gelegenheit wieder so viele Rangstreitigkeiten, die auf keine Weise zu beseitigen waren, daß man für besser hielt, sie ganz im Stillen zu feiern. Die Prinzessin Marie hatte nicht einmal das Vergnügen, den polnischen Königsmantel, weiß mit großen goldenen Flammen, dabei zu tragen, woher es denn kam, daß ihr Rock von Silberstoff, der nur als Unterkleid dienen sollte, zu kurz für eine solche ernste

Digitized by Google

Feierlichkeit war. Dagegen trug sie einen Schmuck von den Diamanten der Krone, den die Königin eigenhändig geordnet hatte, und eine Krone auf dem Haupt von großen Diamanten und Perlen. Als sie angekleidet war, ging sie, um sich der Königin zu zeigen, und machte bei dieser Gelegenheit dem Kardinal das Kompliment, »er solle urtheilen, wie ihr die Krone stünde, die er ihr auf das Haupt gesetzt.« Nach der Trauungs-Ceremonie führte die Regentin die neue Königin zum Essen, und ließ sie vor sich hergehen, welches von vielen gemißbilligt wurde, weil Polen nur ein Wahlreich sei. Die prächtige Tafel, bei der es viele Gebäude von Zucker gab, währte lange und war sehr langweilig. Als nachher der Hof der neuen Königin Glück wünschte, sagte ihr der Abbé de la Riviere, der Günstling des Herzogs von Orleans, sie würde besser gethan haben, als Madame in Frankreich zu bleiben. Dies unbescheidene Kompliment bezog sich auf eine alte Liebesgeschichte zwischen der Prinzessin und dem Herzog von Orleans, von dem sie war verlassen worden. Auch antwortete sie stolz: »Ihr Herr ist bestimmt Monsieur, und ich Königin zu sein. Ich bin mit meinem Schicksale zufrieden.« — Einige Tage nachher wurde ein Ball gegeben, dessen Pracht der polnische Gesandte sehr gleichgiltig anzusehen schien. Der König tanzte mit der neuen Königin und zwar ganz vortrefflich. Die Abreise dieser liebenswürdigen Dame war allen ihren Freunden sehr schmerzlich. Sie veränderte als Königin nichts in ihrem Betragen; sie ließ ihre Freundin-

Digitized by Google

nen sogar sitzen, wenn sie allein bei ihr waren. Beim Abschied küßte sie alle Damen von Stande. Ueberall, wo sie durchreiste, empfing sie die größten Ehrenbezeugungen; aber Glanz und Freude verloren sich schnell, als sie in ihrer Hauptstadt anlangte, und nun den König erblickte, zu dem sie so weit herkam — alt, podagrisch, übermäßig fett, übel gelaunt. Er empfing sie in einer Kirche auf einem Stuhle sitzend, von dem er nicht einmal aufzustehen die Miene machte. Sie kniete vor ihm nieder und küßte ihm die Hand. Er sah sie steif an und ließ sich die Hand küssen, ohne ein Wort zu sagen. Dann wandte er sich zu dem französischen Ambassadeur Bregi, der neben ihm stand, laut sprechend: »Ist das die große Schönheit, von der Sie mir solche Wunderdinge erzählt haben?« Die arme Prinzessin stand versteinert. Endlich erhob sich der podagrische Herr Gemahl, ließ sich noch einmal trauen, und führte sie dann zur Tafel, wo ein abscheuliches Stück Fleisch servirt wurde. Am Abend flüsterte die erschrockene Prinzessin ihrer Begleiterin in die Ohren, es wäre wohl besser nach Frankreich umzukehren. So verstrich der erste Tag. Seine podagrische Majestät sprachen gar nicht mit der Gemahlin, gaben ihr nicht das geringste Zeichen von Zärtlichkeit, und ließen sie sogar wider ihre Erwartung allein schlafen gehen. Die Marschallin von Guebriant, die mit ihr gekommen war, beschwerte sich besonders über den letzten Punkt, der Verachtung anzudeuten schien. Vielleicht waren es die Klagen, die den König nach und nach zu einer mildern Behandlung bewegten, und

Digitized by Google

als Madame de Guebriant abreiſte, ſchien die Prinzeſſin ſchon zufriedener mit ihrem Schickſal, beſonders da ſie von allen Seiten, nach Gewohnheit des Landes, reiche Geſchenke empfing und Schätze zu ſammeln hoffte.

In Frankreich machte ſich Mazarin immer verhaßter, und die einſt geliebte Regentin theilte den Volkshaß, weil ſie von dieſem Manne ſich ganz beherrſchen ließ. Um in dieſem blinden Vertrauen ſie zu erhalten, ſuchte er ſie und den Hof durch allerlei neue Schauſpiele zu zerſtreuen. Er ließ Maſchinerien aus Italien kommen, und eine Oper, die vielen Kennern ſehr gefiel, aber nicht das Glück hatte, der Frau von Motteville zu gefallen, der dieſe Art von Schauſpielen zu lang und die Recitative mehr für den Geiſt, als für das Ohr gemacht ſchiene. In der Faſtnacht dieſes Jahres (1646) ließ die Königin eine ſolche Oper in dem kleinen Saale des Palais royal aufführen, wobei keine andere Zuſchauer gegenwärtig waren, als der König, die Königin, der Kardinal und die wenigen, zum innerſten Zirkel gehörigen Perſonen, etwa zwanzig oder dreißig in allem. Wir meinten, ſagte die Erzählerin, daß wir vor Kälte und langer Weile ſterben würden, denn im Theater müſſen Menſchen ſein, ſonſt findet man da kein Vergnügen.

Der König wuchs heran, man mußte an ſeine Erziehung denken. Die Königin that es, doch nur, indem ſie dem Kardinal die ganze Sorge dafür übertrug, und ſogar deswegen einen neuen Titel erſchuf, nämlich: Intendant der königlichen Erziehung wodurch denn auch die

Zukunft des Reiches, so wie bisher die Gegenwart, in Mazarin's Hände gelegt wurde. Zwar wählte er zum Gouverneur Ludwig des Vierzehnten den Marquis de Villeroi, den wackersten Mann am Hofe, der nicht allein Armeen kommandirt hatte, sondern auch das Innere des Reiches sehr gut kannte und Staatsgeschäften wohl gewachsen war; allein er ließ ihn nicht freie Hand und Villeroi bat bisweilen seine Freunde, eine etwa fehlerhafte Erziehung ihm nicht zuzurechnen; der Boden sei vortrefflich, allein es stehe nicht in seiner Macht, ihn zu rechter Zeit zu bearbeiten. Indessen stellte er dem jungen Könige doch gern alle die Männer vor, die durch Wissenschaften und Künste sich auszeichneten. Sein Instruktor hingegen, der Abbé de Beaumont, ein Doktor der Theologie, entfernte solche Leute so viel möglich aus einer Art von Eifersucht. Ueberhaupt war er zwar ein ehrlicher Mann, aber zu diesem Posten nicht geschaffen; lateinisch konnte er den König lehren, doch dessen Geist nicht zieren. Der Knabe, der einst eine so große Rolle spielen sollte, übersetzte jetzt den Cäsar, lernte tanzen, zeichnen, reiten, und that sich in allen körperlichen Uebungen sehr hervor. Lehren der Tugend und Frömmigkeit gab ihm seine Mutter.

Im Sommer dieses Jahres zogen die Prinzen wieder zu Felde. Frau von Motteville klagt, daß damals viele Freunde Abschied von ihr genommen, die sie zum letzten Male gesehen, weil sie in diesem mörderischen Feldzuge ihr Leben verloren, und macht dabei die Bemerkung, nichts

Digitized by Google

auf der Welt sei so schön als die Tapferkeit, aber nichts auf der Welt schlimmer als der Krieg. In diesem Zeitpunkte schwebte sie selber in einer Gefahr, die für Höflinge furchtbarer ist als der Tod, nämlich in der, vom Hofe entfernt zu werden. Eine gewisse Mademoiselle de Beaumont hatte, ihrer Freimüthigkeit halber, dem Kardinal mißfallen, und, da es nicht schwer ist, den Großen diejenigen Personen, die viel reden, gehässig darzustellen, so wurde es ihm leicht, ihre Verbannung auszuwirken. Sie war eine Freundin der Frau von Motteville, die deswegen ein gleiches Schicksal treffen sollte; allein die Königin hatte die Güte, sich bei ihrem Minister für sie zu verbürgen, und so zog das Ungewitter vorüber. Sie wußte von nichts, und erstaunte nicht wenig, als ihr das Schicksal der Mademoiselle de Beaumont zu Ohren kam. Ihre Freunde hielten auch sie für verloren. Nicht ohne Bangigkeit trat sie vor die Königin, deren Gesicht allerdings etwas verändert war. Sogleich sahen die Höflinge sie nur von weitem an und zischelten sich in die Ohren. Sie wagte es dennoch in das Kabinet der Königin zu treten, die eben in's Bad ging und sie freundlich aufnahm. Sie kniete an der Badewanne und nahm sich die Freiheit zu fragen: wodurch ihre Freundin die Ungnade der Königin verwirkt habe? da antwortete diese: »Sie hat meine Handlungen getadelt; sie gehört zu der Klasse von Menschen, die über alles schwätzen und alles mißbilligen, nicht aus guten Absichten, sondern aus Stolz und Unwissenheit.« — Frau von Motteville wagte es doch sie zu entschuldigen,

Digitized by Google

wenigstens ihre gute Absicht in Schutz zu nehmen. Da zog die Königin ihre Hand aus dem Wasser, und legte sie ganz naß auf die der Frau von Motteville, die sie drückte, sprechend: »Sie sind zu gut. Ich versichere Sie, daß sie nicht eben das für Sie thun würde, und ich weiß, was ich sage.«

Der Kardinal sprach auch mit ihr über diesen Gegenstand, und gab ihr zu verstehen, daß die Verbannte sie oft kompromittirt habe, indem sie bei den bittersten Ausfällen gegen die Königin zu sagen pflegte: »Frau von Motteville und ich meinen oder urtheilen so und so.« Da es jedoch der Verfasserin schien, als wolle der Kardinal sie nur mit ihrer Freundin entzweien, so fuhr sie dennoch hin zu dieser, um ihr Beileid zu bezeigen; sie nahm sogar mit Thränen Abschied von ihr, und that sich keinen Zwang an, weil sie glaubte, alle die dabei gegenwärtigen Personen wären brave, zuverlässige Leute. Aber noch am selbigen Abend wußte Mazarin alles, und machte ihr Vorwürfe über die bezeugte Rührung, welche gewissermaßen die Königin einer zu großen Strenge anklage. Allen Gefühlen muß ein Höfling entsagen, sobald sie dem Gebieter mißfallen. Frau von Motteville nahm sich wohl in Acht, noch länger den Advokaten ihrer unglücklichen Freundin zu machen; sie begleitete die Königin nach Fontainebleau, wo, wie sie sagt, alle Vergnügungen der Damen auf das Bett der Seine eingeschränkt waren, denn der ganze Hof badete sich täglich mehrere Stunden, auch der König und sein Gouverneur; doch blieb alles in den Schranken des strengsten Wohlstandes,

Digitized by Google

denn jeder Badende trug ein langes, graues Hemde, und alle Mannspersonen unter sechzig Jahren waren bei der Armee. Ein schwedischer Gesandte fand sich damals ein, der Graf de la Gardie, kein großer Minister, aber ein liebenswürdiger Mann, von dem es hieß, er stehe bei seiner Monarchin in großen Gnaden. Auch benahm er sich wie ein Günstling und sprach von ihr in den leidenschaftlichsten Ausdrücken. Er versicherte, daß sie ganz nach ihrem eigenen Kopfe regiere, und ihre Zeit zwischen dieser Sorge und dem Studiren theile; daß sie, von Gestalt und Geist, männlich sei, und die Männer nicht aus Liebe, sondern aus Verdruß sterben lasse, wie solches dem großen Philosophen Descartes widerfahren, dessen Philosophie sie mißbilligte. Die Briefe, welche sie an den französischen Hof geschrieben hatte, wurden bewundert wegen der galanten Wendungen und der Leichtigkeit, in einer fremden Sprache sich auszudrücken. Man lieh ihr damals alle mögliche Heldentugenden, man stellte sie den berühmtesten Frauen des Alterthums gleich, und sagte: die tiefesten Wissenschaften wären ihr, was andern Frauenzimmern Spindel und Nähnadel sind. Der Ruf ist eine große Schwätzerin. Wir haben einige Zeit nachher erfahren, sagt Frau von Motteville, daß diese gothische Königin nur sehr mittelmäßige Verdienste besaß, noch weniger christliche Tugenden, und daß, wenn sie die moralischen übte, es mehr aus Laune als Empfindung geschah. Aber gelehrt war sie trotz Einem, und damals noch ein Gegenstand der Bewunderung von ganz Europa. Die

Digitized by Google

Verfasserin, der nichts kleinlich dünkt, was einem Hofe zur Zierde gereicht, vergißt nicht anzumerken, daß der Graf de la Gardie einen mit Gold und Silber gestickten Wagen zur Schau herum fahren lassen, umringt von zwölf Pagen in der Livree seiner Königin, schwarz und gelb mit silbernen Borten.

Damals starb der, im vorigen Jahrhundert wegen seiner Galanterie so berühmte Bassompierre. Heinrich IV. hatte ihn geliebt, Marie von Medicis ihn begünstigt, der ganze Hof ihn bewundert, und doch wurde er jetzt nicht bedauert. Die jungen Leute spotteten seiner, sagten, er wäre aus der Mode, erzähle immer neue Geschichtchen, spreche immer von sich selber, und halte gern für andere eine leckere Tafel, während er selber kaum zu essen habe; vor allen Dingen wolle er noch immer gefallen, und mache nach alter Weise den Damen den Hof. Das war wohl sein größtes Verbrechen, zu einer Zeit, wo Ehrsucht und Habsucht die vornehmsten Tugenden der Großen und der ehrlichsten Leute des Jahrhunderts waren. Die strenge Regierung des verstorbenen Königs und die Gemüthsart des Kardinal Mazarin hatte mit zu dieser Stimmung beigetragen. Der Letztere verachtete die wackersten Frauen, und schätzte die schönen Wissenschaften gering, so wie alles, was Männer abschleift. Daher hielten es die jungen Leute gleichsam für eine Schande, den Damen Artigkeit zu beweisen, und waren folglich mit aller ihrer Jugend weniger werth, als die Ueberreste des Marschalls von Bassompierre. (Diese Zeiten sind wieder gekommen!)

Digitized by Google

Der König von Spanien hatte damals das Unglück, in kurzer Zeit seine Gemahlin, die Kaiserin, seine Schwester, und seinen einzigen Sohn zu verlieren. Anna von Oesterreich schien gerührt von den Leiden ihres Bruders, sie schrieb ihm einen theilnehmenden Brief, und erhielt eine herzliche Antwort, in der er unter andern sich beklagte, daß er nur durch Kaufleute Nachrichten von ihr erhalte. »Wenn wir gleich als Könige uns Schlachten liefern,« schrieb er, »so können wir doch als Geschwister uns lieben.« — In einem andern Briefe bot er die Hand zum Frieden, und fügte hinzu: »Ich glaube nicht, daß Ihro Majestät die Mauern vergessen hat, in welchen sie geboren ist.« Aber Anna von Oesterreich war jetzt Regentin von Frankreich und Mutter eines Prinzen, auf dessen Haupte sie gern alle Kronen vereinigt hätte. Mitten unter den Klagen über ihres Bruders Unglück ließ sie sich doch die Bemerkung entschlüpfen, daß, wenn etwa auch die Infantin, die einzige noch übrige Tochter des Königs von Spanien sterben sollte, sie die nächste Thron-Erbin sei. Von dem Prinzen von Condé, dem Vater des tapfern Herzogs von Enghien, der um diese Zeit starb, entwirft die Verfasserin ein Gemälde, welches nahe an Karikatur grenzt. Seine Vorfahren waren Hugenotten, er hingegen ein großer Feind dieser Sektirer; einst von Heinrich IV. für seinen vermuthlichen Nachfolger erklärt; damals so arm, daß seine Einkünfte sich kaum auf zehntausend Livres beliefen; jetzt eine Million jährlicher Einkünfte hinterlassend. Er war habsüchtig, und, wenn man

Digitized by Google

es recht gelinde ausdrücken will, unglücklich im Kriege. In seiner Jugend soll er schön gewesen sein, im Alter sah man ihn nur schmutzig und häßlich, mit großen rothen Augen, vernachläßigtem Barte und sehr fett geschmierten Haaren, die er immer hinter die Ohren strich, eine widerliche Gestalt. Aber er hielt streng auf die Gesetze, nahm im Konseil stets die gerechte Sache in Schutz, und war die Geißel der Parteimacher. In seinem Hause herrschte eine pünktliche Ordnung. Er selbst gab Acht, daß seine Leute an Sonn- und Feiertagen in die Messe gingen, und um zu dieser Pflicht sie noch mehr aufzumuntern, schenkte er zu Ostern einem Jeden einen — Viertelthaler. Bisweilen ging er selbst auf die Märkte und fragte nach den Preisen der Lebensmittel, um zu erfahren, ob die Polizei ihre Schuldigkeit thue, vielleicht auch um das Volk zu gewinnen, und es im Nothfalle gegen den Minister zu gebrauchen, dessen Handlungen er mißbilligte. Im Konseil widersprach er gewöhnlich, doch immer nur aus Eifer für das Wohl des Staates. Das sagte er auch sterbend dem Minister, den er um Verzeihung bat. Mit seiner Gemahlin lebte er, als ob er sie stets geliebt hätte, im Grunde achtete er sie wenig und sie war auch nicht in Verzweiflung über seinen Tod. Madame de Rambouillet sagte damals: die Prinzessin habe nur zwei schöne Tage mit ihrem Gemahl erlebt, nämlich den Hochzeitstag und seinen Sterbetag. Man bediente, wie gewöhnlich, sein Bild noch drei Tage nach seinem Tode mit großer Feierlichkeit, und die Höflinge spotteten

Digitized by Google

über den Schmerz, den seine abgeschiedene Seele bei den vielen unnützen Kosten empfinden würde.

Der Herzog von Enghien wurde nun erster Prinz vom Geblüt, und, wie zuvor sein Vater, Monsieur le Prince genannt. Die Königin machte eine Condolenz-Visite bei seiner Mutter, doch mehr um sich mit ihr zu freuen.

Das erste große Trauerjahr um den verstorbenen König war verflossen, und seine Witwe, die das Schauspiel liebte, brauchte sich nun nicht mehr im Theater zu verstecken. Einen Tag um den andern war französische und italienische Komödie. Der Pfarrer von St. Germain schrieb deshalb an die Königin, und machte es ihr zur Gewissenspflicht, solche Gräuel zu verbieten, besonders die italienische Komödie, die sich größere Freiheiten herausnahm. Sie wurde wirklich in ihrem Gewissen durch diesen Brief beunruhigt und fragte viele Bischöfe um Rath, welche meinten: wenn ernsthafte Begebenheiten dargestellt würden, so habe es nichts zu bedeuten; die Höflinge würden nur noch etwas Schlimmers thun, wenn sie nicht in die Komödie gingen u. s. w. Es blieb also beim Alten. Aber der Pfarrer von St. Germain beruhigte sich dabei nicht. Er kam nun in Person zu der Königin, wiederholte, daß das Schauspiel eine Todsünde sei, und brachte ihr diesen Urtheilsspruch von sieben Doktoren der Sorbonne unterzeichnet. Neue Gewissens-Skrupel. Sie schickte deshalb den Abbé de Beaumont an die Sorbonne ab, um zu vernehmen, ob alle Glieder derselben gleiche strenge Gesinnungen hegten? da fand es sich,

Digitized by Google

daß zehn oder zwölf andere Doktoren meinten: wenn in der Komödie nichts vorkäme, was Aergerniß erweckte, und gegen die guten Sitten liefe, so könne man sie immer mit ansehen. Es blieb also doch beim Alten, und der eifernde Pfarrer von St. Germain erntete blos den Spott der Höflinge. Die wichtigste Person am Hofe schien jetzt der neue Prinz von Condé, der Sieger bei Rocroi und Freiburg, der Eroberer von Dünkirchen. Wenn er zu der Königin kam, so füllte sein Gefolge ihr Zimmer mit den vornehmsten Herren des Reichs. Seine Günstlinge waren junge Leute, die seine Feldzüge mitgemacht hatten, und nun seinen Ruhm theilten. Man nannte sie die kleinen Herren (les petits maitres) sie machten die Importans vergessen. Der Prinz selber ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, seinen neuen Rang zu behaupten. Seit dem Tode seines Vaters war er Mitglied des Konseils. Als er dort bemerkte, daß der Herzog von Orleans gewöhnlich einen Sekretär hinter seinem Stuhle stehen hatte, so maßte er sich dasselbe Recht an. Allein der Herzog ließ ihn durch eine dritte Hand wissen, sein Vater habe das nie gethan, und, wenn er den Sekretär nicht von seinem Stuhle entfernte, so werde man es mit Gewalt thun. Der stolze Prinz fügte sich, weil sein Vater sich darin gefügt hatte, sagte aber doch beim Weggehen zu dem Herzog: „in wichtigen Dingen habe er allen Respekt vor ihm, darum hätte er wohl bei dieser Kleinigkeit ihm auf eine mildere Weise einen Wink geben können.“ Der Herzog machte eine Entschuldigung,

Digitized by Google

und beide blieben gute Freunde, so wie es nämlich Fürsten sein können, deren Verstand und Gefühl nur die Politik beherrscht.

Gegen Ende des Karnevals (1647) gab Mazarin dem Hofe ein großes Fest, eine schöne Oper mit Maschinerien nach italienischer Weise. Er hatte die besten Musiker, die besten Maschinisten aus Rom verschrieben. Die Garderobe war prächtig. Die Weltkinder ergetzten sich, die Frömmlinge murrten. Die Zubereitungen hatten so viel Zeit geraubt, daß die erste Vorstellung nicht früher als am Sonnabend gegeben werden konnte, und noch dazu spät anfing. Das war der Königin nicht recht, die am Sonntag ihre Andacht verrichten wollte, und an solchen Tagen sich immer sehr zeitig zurückzog, um am andern Morgen früh aufzustehen. Ganz wegbleiben wollte sie doch nicht, um den Kardinal nicht zu kränken, aber sie verließ das Schauspiel, als es erst zur Hälfte aufgeführt war, woraus ein kleines Schmollen zwischen ihr und dem Minister entstand, welches den ganzen Hof einige Tage lang sehr ernsthaft beschäftigte. Es hatte doch weiter keine Folgen. Die Kreaturen des Ministers erhoben seine Oper bis in den Himmel; sie wurde am Montag zum zweiten Male gegeben, die Königin wohnte ihr dieses Mal bis zu Ende bei, und es folgte ein Ball auf dem Theater, welches, wie durch Zauberei, in einen prächtig möblirten und durch vier Kronleuchter von Kristall erleuchteten Saal verwandelt wurde, so daß es schien, man sei in die Feenzeiten der Urganda

Digitized by Google

und Armida versetzt — sagt Frau von Motteville, die auch bei dieser Gelegenheit den Putz der Damen und Herren, ihre Brillanten, ihre Perlen, und die Farben ihrer Bänder und Federn sehr umständlich beschreibt. Am Fastnachtsdienstage wurde dasselbe Schauspiel noch einmal wiederholt, und da es spät endigte, blieben die Hofdamen ohne Abendessen. Der Kardinal bot ihnen das seinige an; es war das erste und letzte Mal, daß sie bei ihm speisten, aber sie wurden schlecht bedient, sehr kühl von ihrem weiberscheuen Wirthe unterhalten, und trennten sich unzufrieden von ihm.

In der Fasten, die nun eintrat, beschäftigte sich Hof und Stadt aus langer Weile mit den Zänkereien der Jansenisten und Molinisten über die Wirkungen der Gnade. Jansenius, Bischof von Ypern, hatte ein Buch geschrieben, welches die Meinung des heil. Augustin über dieses große Geheimniß enthalten sollte; Molina hingegen, ein spanischer Gottesgelehrter, hatte es widerlegt, und Pabst Urban VIII. fünf Sätze jenes Buches als ketzerisch verdammt. Aber die Jansenisten behaupteten, diese fünf Sätze stünden gar nicht in dem Buche, und der Streit wurde heftiger geführt als der Krieg in Deutschland. Es gab keinen Franzosen, der nicht Partie genommen hätte; die Damen warfen ihre Romane bei Seite, und studirten den Jansenius; die Königin erklärte sich für denselben; Frau von Motteville aber meinte, daß es sehr mißlich sei, von Dingen zu sprechen, von welchen der heil. Augustin

Digitized by Google

ſelber nichts verſtanden hätte. Sie hält ſich auch lieber bei kleinen Intriguen auf, deren ihr keine entgangen iſt. Der Herzog von Orleans hatte ſchon lange einem Hof-Fräulein der Königin, Mademoiſelle du St. Megrin, eine beſondere Zuneigung bewieſen, doch die ſtärkſte Probe derſelben war ein Halsband von Perlen, durch welches er das Recht erkauft zu haben glaubte, keinen andern Anbeter bei ihr zu dulden. Sie hingegen hatte mehr Hang zum Vergnügen als zum Geize, ſie lachte gern und unterhielt ſich gern mit einem gewiſſen Gerſé, einem muntern, geiſtreichen Manne. Der Herzog, der weder munter noch geiſtreich war, empfand das ſehr übel, und als Gerſé eines Morgens nach dem Palais Luxemburg kam, um ihm den Hof zu machen, befahl er ohne Umſtände ſeinem Garde-Kapitän, er ſolle ihn zum Fenſter hinauswerfen. Der Abbé de la Rivière wurde ſein Retter, da er ihm entgegen lief und von der drohenden Gefahr unterrichtete. Der ganze Hof erſtaunte nicht wenig, daß eine ſo ſchwache Neigung (denn einer ſtarken Leidenſchaft war der Herzog unfähig) eine ſo gewaltſame Handlung blinder Eiferſucht hervor bringen könnte. Er hatte Gerſé und das Fräulein eines Tages mit einander ſchwätzen und lachen ſehen, und geglaubt, ſie lachten über ihn. Das war Alles. (Man muß geſtehen, daß die vormaligen Großen in Frankreich oft ſehr kleine Menſchen waren. Man lernt ſie aber auch nirgend beſſer kennen, als aus den Memoiren der Frau von Motteville. Es wäre zu wünſchen, daß man von jedem Hofe ſolche

Digitized by Google

Memoiren hätte; wie oft würden sich die größten Weltbegebenheiten daraus aufklären lassen! und wie oft würden wir entfernt Stehenden erröthen über unsere Freigebigkeit, mit der wir den Handlungen der Großen die erhabensten Motive unterschieben!)

Es gibt viele hübsche Damen, die durch ein ewiges kränklich thun sich interessant zu machen glauben, ohne zu ahnen, wie lästig und lächerlich sie dadurch werden. Man sollte glauben, es müßte ihnen selber bisweilen höchst beschwerlich sein, aber die Eitelkeit für recht zart gelten zu wollen, überwiegt alles. Sie bedienen sich der Kränklichkeit wie eine Mode, sie putzen sich damit, oder glauben doch sich damit zu putzen. So schildert auch Frau v. Motteville die Herzogin von Orleans, eine Prinzessin von Lothringen, die ihr Gemahl während seiner Verbannung geheirathet hatte. Damals mochte sie noch eine gemeine Gesundheit gehabt haben, denn als Nancy erobert wurde, rettete sie sich als Page verkleidet auf einem Karren. Ludwig XIII., ihr Schwager, drang oft in ihren Gemahl, eine Verbindung zu zerreissen, die gegen des Königs Willen geschlossen worden, allein vergebens. Nun kam sie fast nicht aus ihrem Zimmer, behauptete, die geringste Bewegung verursache ihr Ohnmachten, konnte sich nicht einmal entschließen, ein paar Schritte nach ihrer Kapelle zu thun, und nahm lieber das Abendmahl im Bette. Wenn sie der Königin einen Besuch abstatten wollte — welches in zwei Jahren einmal zu geschehen pflegte — so ließ sie sich in

Digitized by Google

einem Seſſel tragen, oder mit ſo viel Umſtänden, daß es immer als ein Wunder gefeiert wurde, wenn ſie glücklich bis zum Palais royal gelangte. Oft war ſie kaum drei Schritte von ihrem Palaſt entfernt, ſo ſchrie ſie ſchon, man ſolle ſie zurückbringen, ſie könne es nicht länger aushalten, obgleich man nichts an ihr gewahr wurde. Sie aß trockenes Brot und hatte immer einen Vorrath davon in der Taſche. Gegen rothlederne Stiefeln trug ſie einen entſetzlichen Abſcheu. Sie hatte ſchöne Züge, und war doch nicht ſchön; Verſtand, und ſchien doch keinen zu haben. Sie war fett und mager zu gleicher Zeit; denn Geſicht und Buſen erſchienen voll, Arme und Hände entfleiſcht. Der Herzog liebte ſie, und liebte ſie auch nicht; oft ſpöttelte er über ſie und ſagte, ſie ſpreche nur mit ihrem Beichtvater, den ſie um Rath frage, mit welchem Fuße ſie zuerſt aus dem Bette ſteigen ſolle. Sie liebte ihren Gemahl mit der Eiferſucht des Stolzes und trennte ſich nie von ihm. Als daher eine Reiſe in's Bad ihm angerathen wurde, entſchloß ſie ſich ihn zu begleiten, und nun konnte ſie auf einmal jede Bewegung recht gut vertragen, denn ſie wich während der ganzen Reiſe nicht aus ſeinem Wagen. —

Ein pikantes Gegenſtück zu dieſem Gemälde möge die Gemahlin des däniſchen Geſandten liefern, der damals (1647) nach Frankreich kam, um der Königin für die Bemühungen zu danken, die ſie angewandt, um den Frieden zwiſchen Dänemark und Schweden wieder herzuſtellen. Dieſe Dame, die nicht genannt iſt, war eine Tochter ihres

Digitized by Google

Königs von einer Mutter, die ihm an die linke Hand getraut worden, eine Gewohnheit, welche Frau v. M. mit Recht bizarr nennt. Sie bildete sich nicht wenig darauf ein, und trug deshalb einen kleinen Hut von schwarzem Sammt, behauptend, daß in Dänemark nur die Königstöchter ein solches Hütlein tragen dürften. Sie war sehr hübsch und wußte einen gewissen Ernst mit einer fast naiven Ungezwungenheit sehr gut zu paaren. Die Königin zeigte ihr die innern Zimmer, die Bäder, die Kapelle. Sie betrachtete alles ohne Bewunderung, und lobte sparsam aber mit Kenntniß. Frau v. Motteville war zugegen, und da sie wohl wußte, wie eitel die Königin auf ihre schönen Hände war, so sagte sie zu der Gesandtin, vermuthlich werde sie weit begieriger sein, diese zu bewundern, als alle die schönen Sachen die man ihr gezeigt. Ohne Umstände ergriff die Fremde die Hand der Königin, zog ihr den Handschuh aus, lobte und küßte die Hand, hob ihr auch ganz vertraulich das Halstuch auf, um ihren Busen zu sehen. Heutzutage würden dergleichen Manieren wohl kein Glück bei Hofe machen, allein die geschmeichelte Königin fand sie allerliebst, und sprach den ganzen Tag von nichts als von der artigen Dänin, die mit gleicher Zwanglosigkeit die Königin von England umarmte. Frau v. Motteville macht bei dieser Gelegenheit die echt französische Bemerkung, daß es doch wohl in allen Ländern liebenswürdige Leute geben möchte.

Das Murren gegen den Liebling der Königin, den

Digitized by Google

Kardinal Mazarin, wurde jetzt immer stärker. In seinem eigenen Vorzimmer murmelte man sich Verwünschungen gegen ihn in die Ohren, weil er sich vor Niemanden sehen ließ. Er kannte diese Stimmung und lachte darüber. Ich lasse sie reden, sagte er, wenn sie mich nur handeln lassen. Eine Maxime, die nicht alle Machthaber befolgen, obgleich sie so gut wie jener Kardinal wissen, daß diejenigen, die am meisten hinter dem Rücken schelten, am tiefsten kriechen, wenn der Gefürchtete erscheint. Frau v. Motteville sagt ein schreckliches Wort von ihm, aber leider ein Wort, welches von den meisten gesagt werden kann, die am Ruder stehen: Er liebte keine Tugend und haßte kein Laster. Vielleicht sollte man fragen, ob Männer, deren Ziel des Staates Wohlfahrt ist — ein Ziel, welches zu erreichen, jedes Mittel gut sein muß — irgend eine Tugend lieben, irgend ein Laster verabscheien dürfen? Tugend und Laster sind in ihren Händen nur Werkzeuge. Wer möchte sie darum beneiden! Die Königin war nach Compiegne gegangen und der Kardinal folgte ihr einige Tage nachher. Als er in den Wagen stieg, war der ganze Hof voll blauer Ordensbänder, die sich schon glücklich schätzten, ihn nur von weitem gesehen zu haben. Alle Menschen sind Sklaven des Glücks, fügt Frau v. Motteville hinzu, und ich kann sagen, daß ich am ganzen Hofe Niemanden gesehen habe, der nicht ein Schmeichler gewesen wäre, der eine mehr der andere weniger. Manche schämen sich ihrer Schwachheit aber wenn ihr eigenes Interesse in's Spiel kommt, so han-

Digitized by Google

deln sie doch in der nächsten Viertelstunde wieder eben so. Während die Kriegsflamme an den Grenzen wüthete, und die Königin selber in der Nähe war, beschäftigte man sich an ihrem Hofe mit einer wichtigen Angelegenheit. Mademoiselle nämlich war außer sich, daß die Prinzessin von Condé in der Kirche ihren Fußteppich gerade in der nämlichen Art ausbreiten ließ, als Mademoiselle den ihrigen. Das gab einen heftigen Rangstreit. Der Herzog von Orleans und die Königin selbst hatten alle Hände voll zu thun, um ihn zu schlichten.

Man muß gestehen, daß Frau v. M. eine vollendete Hofdame war, wie folgender Zug beweisen mag. Sie war dem Hofe diesesmal nicht gefolgt, da sie aber einen Besuch in die Normandie abstattete, so machte sie einen Umweg von einer starken Tagreise, um die Königin zu überraschen. Sie hatte dazu ihre guten Ursachen. »Man argwöhnte,« so erzählt sie, »ich sei mit meinem Los nicht zufrieden, und die Königin behandle mich nicht so gut als mein Ehrgeiz es wünsche. Ich war dem Minister verdächtig; er beurtheilte mich nach der allgemeinen Verderbniß, und glaubte ich mischte mich in allerlei Händel, die ihm zuwider waren. Er sagte mir das selber eines Tages und bewies es dadurch, daß ich ihm nie Böses von andern vorschwatzte, daß ich die Unzufriedenen anhörte, in ihrem Vertrauen wäre, und von ihnen als eine zuverlässige Person gerühmt würde, welches doch nichts anders heißen könne, als: bei mir könne man ohne Gefahr murren. Welch' ein Elend, daß

Digitized by Google

wir unter der Gewalt eines Mannes leben mußten, dem Ehrlichkeit ein Verbrechen war. Ich ſagte ihm, daß er ſeinen Ohrenbläſern gerade am wenigſten trauen dürfe, daß hingegen Leute wie ich, die Niemanden Böſes zufügen wollen, ihren Pflichten ſtets treu bleiben werden. Dieſe Explikation ſöhnte uns zwar nicht mit einander aus, aber ich vermied dadurch große Unannehmlichkeiten, die mir drohten. Um den Höflingen zu zeigen, daß ich bei der Königin noch immer in Gunſt ſei, überraſchte ich ſie, weil ich wußte, ſie würde mich mit einem heitern Geſicht empfangen, und das war mir genug. Denn am Hofe iſt nichts leichter als die Zuſchauer zu blenden, und man muß ihnen niemals das Vergnügen machen, ſie merken zu laſſen, daß wir nicht ſo glücklich ſind, als ſie ſich einbilden, oder ſo unglücklich als ſie wünſchen. Es gelang mir vollkommen. Ich fand die Königin an ihrem Näherahm u. ſ. w.“ Dieſe wenigen Zeilen verdienten ſchon eine Stelle im Balthaſar Gracians Höfling.

Im Vorbeigehen erzählt Frau v. Motteville, daß der Herzog von Anjou, des Königs Bruder, nicht allein in ſeiner Kindheit, ſondern auch als er ſchon erwachſen war, ſein größtes Vergnügen darin fand, die Damen, die ihm gefielen zu putzen, ihnen ſelber die Kopfzeuge aufzuſetzen, Schmuck anzulegen u. ſ. w. und daß er ſich beſſer darauf verſtand als die Damen. Welch' ein hoffnungsvoller Prinz! Der Kardinal ließ um dieſe Zeit drei Nichten und einen Neffen aus Italien kommen, die, ob ſie gleich noch Kin-

Digitized by Google

der waren, mit vielen Umständen empfangen wurden. Der Graf von Nogent wurde ihnen entgegen geschickt, ein Höfling, von dem Frau v. Motteville bei dieser Gelegenheit ein treffendes Bild entwirft. Er spielte den Spaßmacher bei Hofe und sprach unaufhörlich, ohne daß man ihm vorwerfen konnte, daß er wirklich etwas sage. Er war witzig auf seine Weise, dabei nicht bösartig, denn er redete von Niemanden auf der Welt übels. Nie hatte er einen Unglücklichen beschützt, aber auch nie einen gestürzt. Man konnte ihm nicht achten aber auch nicht hassen. In der Kunst zu schmeicheln war er Meister und er machte die Honneurs der ganzen Welt. Das sind eben die rechten Menschen, um bei Hofe Glück zu machen, auch hatte er das seinige über alle Erwartung gemacht. Jetzt präsentirte er die kleine Familie des Kardinals der Königin, die sie sehr artig fand und sehr freundlich gegen sie war. Dann erschienen die kleinen Mädchen bei Hofe, Jedermann drängte sich um sie, fand sie schön, reizend, allerliebst; es war ein solches Gedränge, daß der Herzog von Orleans der Frau von Motteville zuflüsterte: »ich fürchte, das Leben der armen Kinder ist hier in Gefahr, man wird sie ersticken.« Und der Marschall von Villeroi sagte: „Jetzt haben die kleinen Mädchen noch nichts, aber wir werden sie bald genug mit Reichthümern und Würden überschüttet sehen. Was den Knaben betrifft, so braucht er mehr Zeit um groß zu werden, und es könnte sich wohl treffen, daß er sein Glück nur gemalt zu sehen bekäme.“ Er wollte damit sa-

Digitized by Google

gen, daß der Oheim wohl fallen könnte, ehe der Neffe im Stande sei, von der jetzigen Größe desselben Vortheil zu ziehen. Seine Prophezeiungen trafen richtig ein, denn die Nichten wurden große Damen, der Neffe starb. Ein Italiener sagte der Frau v. M., man könne sich zu Rom nicht genug verwundern, daß man in Paris aus diesen Kindern so viel Wesens mache, denn dort habe sich Niemand um sie bekümmert. Er spöttelte über die Franzosen, daß sie von solchen Günstlingen sich beherrschen ließen.

Der Kardinal spielte bei der Ankunft seiner Familie eine sehr ernste Rolle. Er war im Kabinet der Königin, als die Kinder gebracht wurden, ging aber sogleich fort und legte sich schlafen. Er spottete selber über alle die Aufmerksamkeiten, die man seinen Nichten erwies, und im Grunde hatte er doch große Absichten mit ihnen. Er selber vertraute der Prinzessin Palestrina, einer Italienerin, daß schon die Größten des Reichs sich um die Ehre bewürben, die kleinen Römerinnen zu heirathen. (Lieber Gott! muß nicht der Weise sich glücklich schätzen, an keinem Staatsruder zu stehen, wenn es auch nur deshalb wäre, weil man da die Menschen nothwendig muß verachten lernen?) Uebrigens strafte der Herr Kardinal sich selber Lügen, indem er seine Nichten kommen ließ, denn er hatte einige Jahre zuvor, als ein Transport von Statuen aus Rom anlangte, zu seinen Freunden gesagt, daß diese die einzigen Verwandten wären, die er nach Frankreich verpflanzen wolle. Freilich ließ er sich nachher von der Königin selber bitten, seinen Entschluß zu

Digitized by Google

ändern. — Es ist ein drolliges Gefühl, welches den Leser ergreift, wenn er die Kleinlichkeiten der Höfe liest. Man möchte sagen, es sei nicht der Mühe werth, sich einen Augenblick damit zu beschäftigen, aber warum macht es denn Vergnügen? vielleicht weil man in solchen Augenblicken sich nicht blos den Großen gleich, sondern auch wohl noch ein wenig über sie stellt. Madame d'Hautefort, die vormalige vertraute Freundin der Königin, war nun Herzogin von Schomberg, und hatte auf das Ehrenamt einer Dame d'Atour für zweimal hundert tausend Livres Verzicht geleistet; aber noch immer nicht auf die Hoffnung, die Gunst der Königin wieder zu gewinnen. Es ist in der Ordnung, daß die Ehrendame der Königin das Hemd überreicht, wenn nicht etwa eine Prinzessin vom Geblüt gegenwärtig ist, der sie diesen schmeichelhaften Vorzug überläßt. Ist die Dame d'Atour zugegen, so theilt die Ehrendame mit ihr gewisse Funktionen. Nun bemächtigte sich aber eines Tages die Herzogin von Schomberg des beneideten Hemdes in Gegenwart der Prinzessin von Condé und der Marquise von Senecey; die letztere war Dame d'Atour. Da sagte die Königin sehr ernst zu ihr: »Madame, Sie werden nicht gewahr, daß Frau von Senecey hier ist, und daß Sie ihr Amt verwalten.« Frau von Schomberg antwortete ziemlich lebhaft: sie habe jene wohl gesehen, aber es komme ihr zu. Die Königin antwortete mit gleicher Lebhaftigkeit: »Ihnen, Madame? haben Sie nicht Verzicht darauf geleistet? Habe ich Ihnen nicht zweimal hundert tausend Livres dafür geben

Digitized by Google

müssen?" »O ja," erwiederte Frau von Schomberg, »aber ich habe das Geld noch nicht empfangen, und folglich glaubte ich auch ein Recht zu haben." — »Mit nichten," sagte die Königin, »Sie sollen bezahlt werden. Dazu ist noch Geld genug in Frankreich, und Sie sollen wissen, daß, wenn man einmal mein Herz verloren hat, es schwer wieder zu gewinnen ist." Jetzt fing Frau von Schomberg an zu weinen, und begleitete die Königin den ganzen Tag in Thränen schwimmend. Der ganze Hof kam endlich in Bewegung, in allen Winkeln wurde geflüstert, die Sache pro und contra erwogen; mit Gesichtern, auf welchen Begebenheiten zu lesen waren, die dem Staate Gefahr zu drohen schienen, zog man einander bei Seite, und fragte: Wissen Sie schon? Was halten Sie davon? — Die Aufhebung der Belagerung von Lerida machte bei weitem nicht so viel Geräusch. — Um diese Zeit kam der Landgraf von Hessen nach Frankreich, und wurde sehr wohl aufgenommen, besonders wegen seiner Mutter, die, trotz aller Gefahren, die sie umringten, der französischen Partei stets treu geblieben war. Ganz Europa verehrte diese edle Fürstin, und die Königin vergalt ihr jetzt in ihrem pockennarbigen Sohne, indem sie ihn in ihrer Gegenwart — sitzen ließ. — Die gute Königin! sie war vielleicht abhängiger, als irgend eine Frau in Frankreich. Das beweiset folgende Anekdote. Ihr Sohn, der Herzog von Anjou, befand sich nicht recht wohl, während sie in Fontainebleau war. Die Aerzte, nach damaliger Sitte, gaben ihm eine Menge Purganzen und trieben das

Digitized by Google

so lange, bis sie ihm die Ruhr ankurirt hatten. Indessen wurde bei der Königin von seiner Krankheit immer als von einer Kleinigkeit gesprochen, bis eines Abends ein Kourier die Nachricht brachte, ihm sei zur Ader gelassen worden. Das war ein Zeichen, daß er ein heftiges Fieber hatte. Die bestürzte Mutter erklärte augenblicklich, sie wolle am andern Morgen nach Paris fahren. Meint man, sie habe das thun dürfen? die Mutter habe ihr todtkrankes Kind besuchen dürfen? o nein! der Herr Kardinal kam sehr früh am Morgen und gab ihr einen großen Verweis, daß sie sich unterfangen, einen solchen Gedanken zu fassen, dessen Ausführung nur allgemeines Schrecken verbreiten würde. Man müsse, sagte er, für das Wohl des Staates den mütterlichen Kummer zu unterdrücken wissen. Kurz, sie durfte nicht fahren, die arme Königin! denn der Herzog von Orleans hätte ja einen Augenblick glauben können, daß er dem Throne nun bald um einen Schritt näher treten werde. — Drollig erzählt Frau von Motteville den Tod des braven Marschalls de Gassion, der auf dem Bette der Ehre starb, und noch sterbend Seelen-Größe bewies. »Er war ein Hugenott,« sagte sie, »folglich kann ich ihn doch nicht loben und ihm keinen Theil an dem Blute unsers Erlösers geben, ob man mich gleich versichert hat, daß er in seinen letzten Augenblicken Christi Barmherzigkeit angerufen.«(!) Sie hatte ihn selbst gekannt und aus seinem Munde gehört, daß er im fünfzehnten Jahre mit zwanzig Sous in der Tasche und seinen Schuhen an einen Stock gebunden, das

Digitized by Google

väterliche Haus verlassen und gemeiner Soldat geworden. Blos durch seine Tapferkeit schwang er sich bis zum Marschall von Frankreich empor, und wenn er ja einem Günstling zu nahe kam, so war es blos um Lob von diesem einzuernten. Richelieu verglich ihn mit Bertrand du Guesclin, meinte aber, er sei nicht so grob als jener Held gewesen. Die ganze Armee trauerte um ihn, der Hof hingegen nicht; er war ja kein Höfling. Es war bekannt, warum der Kardinal ihn nicht leiden konnte. Gassion hatte einst einen Brief von ihm empfangen, der unausführbare Befehle enthielt. Er wurde hitzig, warf den Brief auf die Erde, und sagte: Der Kardinal wolle den General spielen. Das vergaß Mazarin ihm nie. Im November dieses Jahres bekam der junge König die Blattern. Alle die nur irgend auf Jugend und Schönheit Anspruch machten, flüchteten aus dem Palais royal, und Frau von Motteville rühmt es sich selber zum großen Verdienste an, daß sie bei dieser Gelegenheit die Königin nicht verlassen. Das Verdienst war eben nicht groß, denn sie hatte die Pocken schon gehabt, sie meinte aber, man bekomme sie oft zweimal. Diesesmal ließ die Königin sich ihre Muttergefühle nicht wegvernünfteln; ihr Bett wurde in dem Zimmer des Kranken aufgeschlagen, sie verließ ihn keinen Augenblick und wurde selber krank davon, denn allerdings schwebte sein Leben einige Tage in Gefahr. Die Pocken waren zurückgetreten, man ließ ihm viermal zur Ader. Seine Mutter fiel in Ohnmacht. Die kindlichen Aeußerungen seiner Liebe vermehrten noch ihren Schmerz.

Digitized by Google

Alle Augenblicke rief er sie, bittend, sie wolle bei ihm bleiben, er empfinde seine Krankheit weniger, wenn er sie nur sähe. Auch versicherte die Königin nach seiner Genesung der Frau von Motteville, daß sie während ihrer Angst um ihn nicht ein einziges Mal daran gedacht habe, daß sie in dem Sohne einen König, sondern nur, daß sie einen geliebten Sohn verliere, welches wir der zärtlichen Mutter gern glauben wollen. Wenn er gesund war hingegen, dachte sie ein wenig zu oft an die Königswürde dieses Kindes. Nicht allein mußte ihm Jedermann sagen, daß er der Herr sei, sondern sogar, wenn er mit seinem jüngern Bruder spielte, und irgend ein kleiner Zwist zwischen ihnen entstand, mußte dieser nachgeben und gehorchen, der König mochte Recht haben oder nicht. Welche Erziehung für einen Prinzen! war es denn ein Wunder, daß Ludwig XIV. ein Despot wurde?

Der Herzog von Orleans hatte, während der Krankheit des Königs, einmal einem Souper beigewohnt, und ein andersmal freundlich geduldet, daß man von Prophezeiungen sprach, die auf seine künftige Größe deuteten. Die Königin erfuhr beides und zeigte ihm deshalb einige Kälte. Der Prinz von Condé war vorsichtiger. Obgleich die Königin ihm Kouriere über Kouriere schickte, um seine Zurückkunft von der Armee zu beschleunigen, so kam er doch nicht eher, als bis die Gefahr des jungen Königs vorüber war, damit es nicht scheinen möchte, als ob er begierig sei, die etwa eintretende neue Ordnung der Dinge zu benutzen. Die Königin schwebte in Gefahr, die Regent-

Digitized by Google

schaft zu verlieren, wenn ihr ältester Sohn starb. Freilich wäre dann ihr zweiter Sohn auf dem Throne gefolgt, allein sie hätte von neuem zur Regentin gewählt werden müssen, welches schwerlich geschehen wäre, da man sie nicht mehr so liebte als vormals. Ueberhaupt würde es wohl sehr wenige Fürsten auf der Welt geben, die, wenn sie auch unter dem lautesten Volksjubel die Regierung angetreten hätten, nach einigen Jahren noch einmal durch desselben Volkes Stimme gewählt werden würden; daraus folgt aber noch gar nicht, daß sie schlecht regiert haben müßten, sondern nur die Unmöglichkeit, es den meisten recht zu machen, und die ewige, verdammte Sehnsucht nach Veränderung.

Der schlaue Kardinal hatte natürlich auch schon seine Maßregeln genommen auf den Fall, daß der König stürbe; er hatte dem Günstling des Herzogs von Orleans, dem Abbé de la Rivière den Kardinalshut und Theil an der Herrschaft zugesagt, wenn er den Herzog nach des Ministers Willen stimmte. Kurz, der ganze Hof war geschäftig wie ein Ameisenhaufen, bis die Wiederherstellung des Königs alle diese Intriguen plötzlich abschnitt. — Das neue Jahr 1648 erschien. Die Königin freute sich darüber am letzten Abend des alten Jahres, hoffend, das neue werde ihr mehr Glück bringen als sie im alten genossen, aber ein kluger Höfling, Sanneterre, flüsterte der Frau von Motteville in's Ohr, er fürchte das Gegentheil, denn die Gemüther wären alle so verstimmt, daß Unruhen sich voraussehen

Digitized by Google

ließen. Er hatte nur zu wahr prophezeit, denn sie begannen wirklich schon am 5. Januar, wo achthundert Kaufleute in Paris wegen einer neuen Auflage sich empörten, bis in die Zimmer des Herzogs von Orleans drangen, Hilfe von ihm begehrten, und zu verstehen gaben, sie würden, wenn er ihr Begehren abschlüge, sich selber Hilfe schaffen. Er versprach ihnen mit der Königin zu reden, erinnerte sie an ihre Pflicht, und entließ sie mit den gewöhnlichen Fürstenworten: Wir wollen sehen. (On verra.) Am andern Morgen versammelten sie sich auf's neue, insultirten den Sohn des Finanzministers, und sogar den ersten Präsidenten, der sie mit muthigem Ernst bedrohte, Galgen aufrichten zu lassen und die Rädelsführer daran zu hängen. Allein sie antworteten ihm keck: er solle die Galgen nur aufrichten lassen, sie würden die schlechten Richter daran knüpfen, die ihnen Gerechtigkeit verweigerten und Sklaven der Hofgunst wären. An demselben Tage empörten sich auch die Requetenmeister, weil man deren zwölf nur machen wollte. Sie hatten sämmtlich ihre Stellen gekauft und fürchteten, daß der Werth derselben durch diese Maßregel verringert werden möchte. Sie weigerten sich ihre Aemter zu verwalten, schwuren auf die Bibel, in jeder Verfolgung standhaft zu bleiben, gingen zum Kardinal, und Einer derselben, Domin, sprach so stark und dreist, daß Se. Eminenz in keine geringe Verlegenheit geriethen. Man hielt geheimen Rath, es wurden donnernde Arrêtés erlassen, allein der Minister war nicht ruhig, denn er sah nun

wohl, daß er der Gegenstand des öffentlichen Hasses geworden sei. In der Nacht vom 10. auf den 11. Januar schossen die Bürger auf den Straßen, und auf die Anfrage der Polizei, was das bedeuten solle? antworteten sie keck; sie versuchten ihre Gewehre zum Dienst des Königs, wenn man aber noch mehr Geld von ihnen erpressen wolle, so würden sie es machen wie die Neapolitaner, die damals im Aufruhr begriffen waren. Auch gab es Leute, die in dieser Nacht den Bürgern ansagten, sie möchten ihre Häuser mit Brot versorgen. Am Morgen, es war ein Sonnabend, ging die Königin, nach ihrer Gewohnheit, in die Kirche Notre Dame, um die Messe zu hören, da folgten ihr ein paar hundert Weiber, Gerechtigkeit! schreiend. Sie wollten ihr sogar in den Weg knien, die Garden verhinderten es. Bei ihrer Zurückkunft sagte die Königin: sie sei in Versuchung gewesen, das Volk anzureden, aber sie habe die Insolenzen dieser Kanaille gefürchtet.

Es wurde wiederum Rath gehalten. Das Garderegiment mußte unter den Waffen bleiben. Man vertheilte Wachen in alle Viertel der Stadt. Der Marschall von Schomberg stellte die Schweizer auf. Paris glich in dieser Nacht einem Lager. Es wurde wieder viel geschossen. Am 12. ging der König wieder zum ersten Male aus, um in der Kirche Notre Dame Gott für seine Genesung zu danken. Schon seit acht Tagen hatte die Königin es gewünscht, und man wollte es nicht länger aufschieben, um nicht den Schein zu geben, als fürchte man sich. Aber seine Garden

Digitized by Google

wurden verdoppelt, alle Sicherheitsmaßregeln genommen, auch der gewöhnliche Prunk vermehrt, um dem Volke zu imponiren, fast der ganze Hof begleitete ihn zu Roß und zu Fuß.

Im geheimen Rathe wurde indessen beschlossen, daß der König noch einmal im Parlament erscheinen sollte, um die gehässigen Edikte mit Gewalt durchzusetzen. Das geschah am 15. Der Kanzler und der erste Präsident hielten Reden, die dem Hofe und der königlichen Gewalt schmeichelten, der Generaladvokat Talon hingegen sprach mit Wärme und Würde für das Volk, schilderte dessen Elend, bat die Königin, sich dessen in der Stunde ihres Gebetes zu erinnern; sagte, sie beherrsche keine Sklaven, sondern ein freies Volk, das mit Abgaben dermaßen belastet sei, daß es nur noch die Seele sein nennen dürfe, weil man doch Seelen nicht an den Meistbietenden verkaufen könne; daß die im Felde errungenen Lorbeern kein Brot wären, welches die Unterthanen essen könnten u. s. w. Daß eine solche Kühnheit dem Minister höchlich mißfiel, kann man denken. Die Edikte wurden gemässigt, aber die Gemüther nicht beruhigt. Man schrie über die Verschwendung des Hofes, die Habsucht des Ministers. Dem letztern that man Unrecht. Frau von Motteville sagt, der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé wären die eigentlichen Verschwender gewesen. »Mazarin,« fügt sie hinzu, »war nur ein Korsar, jene Fürsten aber die großen Räuber, wie Alexander.« — Man schrie auch sehr laut über die Verzöge-

Digitized by Google

rung des Friedens. Ein Italiener erzählte bei dieser Gelegenheit der Frau von Motteville, daß der Papst (als man ihm gesagt habe, die Franzosen wünschten den Frieden und würden die Wahrscheinlichkeit glücklicher Erfolge gern der allgemeinen Wohlfahrt opfern) spöttelnd geantwortet habe: »Um Frieden zu erlangen voi altri francesi non volete donare che quelche non havete.» (Ihr Franzosen wollt nur geben was ihr nicht besitzt.) (Es scheint in der That, als ob das Urtheil über diese berühmte Nation seit mehreren Jahrhunderten immer dasselbe gewesen sei. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit einer merkwürdigen Stelle in der Vorrede zu Leibnitzens Codex juris gentium, die also lautet: Gallia certe inter regnandi hodie artes habet, ubi vix ictum intulit, statim de pace verba jacere; ita simul et belli commoda percipiuntur, et ad pacifici animi laudem aspiratur.)

Am 16. ließ die Königin sämmtliche Requetenmeister vor sich kommen und empfing sie mit großem Pomp. Der Kanzler hielt eine Rede, welche die Königin aus eigner Bewegung unterbrach, sprechend: sie wären seltsame Leute, daß sie sich einbildeten, die königliche Gewalt beschränken zu können, und sie werde ihnen wohl zeigen, daß es in ihrer Macht stehe, so viele neue Stellen zu erschaffen, als ihr beliebe. Dann fuhr der Kanzler fort, gab ihnen einen derben Verweis, und befahl ihnen, das Papier, auf dem sie sich zu gegenseitigem Beistand durch ihre Unterschrift verpflichtet hätten, auszuliefern, oder schriftlich

Digitized by Google

zu versichern, daß kein solches Papier vorhanden sei. Da warfen sie die Köpfe in die Höhe, machten eine tiefe Verbeugung und entfernten sich, aber nur um sich in Corpore in's Parlament zu begeben, und gegen die Registrirung des sie betreffenden Edikts zu protestiren. Das Parlament empfing diese Protestation, obgleich das Edikt in Gegenwart des Königs durchgegangen war, und behauptete, es habe ein Recht dazu, es dürfe dem Könige Vorstellungen machen, auch wenn eine Sache bereits durchgegangen wäre. Nun ließ die Königin das Parlament vor sich berufen, sagte, sie gestehe jenes Recht ihm zu, aber weiter als bis zu Vorstellungen solle es nicht zu gehen wagen. Das wirkte auch nichts. Das Parlament versicherte mit schönen Worten seine Treue, that aber nach wie vor was ihm beliebte. Gern hätten die Mißvergnügten den Herzog von Orleans, des Königs Oheim, in ihr Interesse gezogen, allein er hielt sich still und blieb der Königin ergeben aus Grundsätzen oder aus Schwäche. Dasselbe that der Prinz von Condé. In solchen unruhigen Zeiten wurde das Carneval diesmal sehr still gefeiert. Der Zwist mit dem Parlament dauerte fort. Die Königin berief es abermals nach Hofe und wollte da in dessen Gegenwart das Blatt zerreißen lassen, auf welchem es sich eine Modifikation des königlichen Edikts erlaubt hatte. Sie war deswegen früher wie gewöhnlich aufgestanden, mußte aber, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, die Botschaft vernehmen, daß das Parlament um Erlaubniß bitte, sich nicht einfinden

Digitized by Google

zu dürfen. Es wurde dennoch auf den Nachmittag beschieden, war aber schon nicht mehr versammelt, als dieser Befehl ankam, welches denn abermals wieder sehr respektswidrig befunden wurde. Am andern Morgen erschien es endlich, machte Entschuldigungen und erhielt auf's neue die strenge Weisung, spätestens binnen acht Tagen alles in Ordnung zu bringen. Da die Requetenmeister noch immer auf ihrem Starrsinn beharrten, so mußten die Staatsräthe ihre Geschäfte verrichten, um zu zeigen, daß man ihrer entbehren könne; aber alle Gerichtshöfe vereinten sich, um sie zu schützen.

Hier schaltet Frau v. Motteville ein Intermezzo ein, welches nicht weniger als Lafontaine's schöne Erzählungen: die Gewalt der Liebe, beweiset. Der Herzog von Guise, ein berühmter Held, liebte Mademoiselle de Ponts noch immer auf das zärtlichste. Er hatte schon drei Frauen genommen, ohne eigentlich zu glauben, daß er vermählt sei. Die aufrührerischen Neapolitaner hatten ihn an ihre Spitze berufen. Er war auf einem kleinen Fahrzeug nach Neapel abgegangen, drei Galeeren entwischt, die ihn jagten, hatte sich unter Begünstigung der Nacht durch die ganze feindliche Flotte geschlichen, war ohne Truppen, ohne Geld, ganz allein an's Land gestiegen, mit großem Jubel empfangen worden, und hatte bereits manche von den Parisern bewunderte Heldenthat verrichtet. Während seiner Abwesenheit hatte er die Geliebte einem nicht strengen Kloster anvertraut, wo sie, wie Frau v. Motteville meint, sich

mit den Gedanken wiegte, Königin von Neapel zu werden, und übrigens ziemlich locker lebte. Die Mutter des Herzogs ersuchte die Königin, aus Furcht Mademoiselle de Ponts möchte ihrem Sohne folgen, sie in strengere Verwahrung bringen zu lassen, worauf ihr das Kloster der Nonnen der Jungfrau Maria zum Aufenthaltsort angewiesen wurde. Als ihr Liebhaber das erfuhr, schrieb er einen Brief an die Königin, den Frau v. Motteville vom Original kopirte. Hier ist er. »Madame! Ich habe mein Leben für Sie gewagt, indem ich Ihnen Königreiche und Provinzen eroberte. Ich habe durch meine bloße Gegenwart, ohne Geld, ohne Brot, Völker Ihnen treu erhalten. Ich habe den Krieg geführt ohne Pulver und ohne Soldaten. Ich habe mich täglich der Verrätherei und dem Gifte bloß gestellt, und nie einen andern Lohn erwartet als den, nach so vielen Mühseligkeiten mein Leben mit Mademoiselle de Ponts beschließen zu dürfen. Wie hätte ich nicht hoffen sollen, daß Ew. Majestät um meinetwillen ihr mehr Achtung beweisen würde? es hat mich sehr geschmerzt, zu erfahren, welche Strenge Sie gegen dieselbe verübt, und ich bitte Ew. Majestat, in Rücksicht alles dessen, was ich bereits für Ihren Dienst gethan habe und noch zu thun entschlossen bin, Mlle. de Ponts auf andere Weise zu behandeln, wenn Ihnen anders daran gelegen ist, das Leben Ihres treuesten Dieners zu erhalten.« Auch an den Kardinal schrieb er: »Meine Leidenschaft für Mlle. de Ponts ist treuer und heftiger als jemals, welches Ew.

Digitized by Google

Eminenz zur Genüge bekannt ist. Sie werden sich wundern, daß ich Sie nicht von Geschäften, sondern blos von meinem Unglück unterhalte. Das ist eine Wirkung meiner Verzweiflung. Ich habe für nichts auf der Welt Sinn, und ich schwöre Ihnen, daß weder Ehrgeiz noch der Wunsch meinen Namen unsterblich zu machen, mich zu den gefährlichen Unternehmungen getrieben, die ich begonnen, sondern allein der Gedanke, etwas zu thun, was mich der Liebe der Mlle. de Ponts würdiger machen könnte, und dadurch die Königin zu vermögen, daß sie ihr und mir mehr Achtung bewiese. Diese Hoffnung hat mich getäuscht. Auch über Ew. Eminenz habe ich mich zu beklagen. Unter so vielen Gefahren, in denen blos mein Herz mich aufrecht erhalten, nach allem, was ich gethan, kränkt man mich in dem, was mir das liebste auf der Welt ist. Man sperrt meine Geliebte ein, man mißhandelt sie, und gibt mir dadurch den stärksten Beweis des Hasses gegen mich selbst. Ha! mein Herr! wenn Sie noch einen Funken der Freundschaft für mich hegen, die Sie mir oft zugesagt, so nehmen Sie mir diesen Kummer vom Herzen, sonst haben Glück und Größe und selbst das Leben keinen Reiz für mich. Ich werde mich der Verzweiflung überlassen und den Tod suchen, da mein Schmerz mir Ruhe und Vernunft raubt.» Manche Leserin wird die schöne Mademoiselle de Ponts mit Recht beneiden, so von einem Helden geliebt worden zu sein. Frau v. Motteville gibt zwar zu verstehen, sie sei dessen nicht würdig und ihm nicht ganz treu ge-

Digitized by Google

weſen, man weiß aber wohl, daß die Damen, wenn ſie eine ihrer Schweſtern von einem berühmten Manne angebetet ſehen, immer nicht begreifen können, wie das zugeht, und die Glückliche ſo viel als möglich herab zu würdigen ſtreben. Das Zeugniß der Frau v. Motteville möchte alſo auch hier verdächtig ſein. Sie meint, die Vorfahren des Herzogs von Guiſe würden um eines Mädchens willen nicht ſo außer ſich gerathen ſein. Vermuthlich würde ſie milder urtheilen, wenn ſie ſelbſt dieſes Mädchen geweſen wäre. Den feurigen Liebhaber traf bald nachher ein Blitz nach dem andern. Er wurde gefangen, nach Spanien geführt und ſchwebte in Gefahr, den Kopf zu verlieren. Seine Mutter und Geſchwiſter warfen ſich der Königin zu Füßen, um ſeine Rettung flehend. Sie ſandte auch ſogleich einen Kourier nach Spanien. Das Leben wurde ihm erhalten, allein er ſchmachtete lange im Gefängniſſe und erduldete Mißhandlungen. Und was that indeſſen Mlle. de Ponts? — Auf des Herzogs Bitten hatte man ihr vergönnt, das läſtige Kloſter zu verlaſſen, wo ſie jetzt, bei dem Unglück ihres Geliebten, aus freier Wahl hätte bleiben ſollen. Wenn dem Bericht der Frau v. Motteville zu trauen iſt, ſo bediente ſie ihrer Freiheit ſich nur, um treulos zu werden. Der abweſende Herzog wurde von ſeinem gegenwärtigen Stallmeiſter verdrängt und als er zurück kam, endigte ſich die ganze heroiſche Liebesgeſchichte mit einem Prozeß, indem er ſie beſchuldigte, ſie habe ihm ſeine Diamanten geſtohlen. Von ihrem neuen Liebhaber wurde ſie auch bald wieder verlaſſen

Digitized by Google

und sie sah sich endlich genöthigt, nach Flandern zu entweichen, um dort, wo man sie noch nicht kannte, vielleicht noch einige Eroberungen zu machen. Eine andere Geschichte machte um diese Zeit großen Lärm am Hofe. Ein Edelmann, Namens Saujeon, wurde plötzlich verhaftet, Niemand wußte warum. Er stand im Dienst von Mademoiselle, seine Schwester war Ehrenfräulein der Herzogin von Orleans und der Herzog sah sie gern. Um so mehr wunderte man sich. Die Sache blieb ein Geheimniß zwischen der Königin, ihrem Minister, dem Herzog von Orleans und dessen Günstlinge; folglich war der ganze Hof in Bewegung, um zu errathen, was er nicht wissen sollte; man erschöpfte sich in Muthmassungen, doch lange vergebens. Der Gefangene wurde insgeheim verhört. Einer seiner Verwandten, ein Freund der Fr. v. Motteville entdeckte ihr endlich den wahren Grund: er hatte eine Vermählung zwischen Mademoiselle und dem Erzherzog zu Stand bringen wollen, sonder Zweifel mit ihrer Zustimmung. Das war dem Minister verrathen worden, der ohnehin die Prinzessin nicht leiden konnte, folglich stellte er der Königin die Sache im dunkelsten Schatten vor. Sie entrüstete sich und sprach so lebhaft darüber mit Monsieur, dem Vater der Angeklagten, daß auch dieser sie nicht zu vertheidigen wagte. Die Prinzessin erfuhr etwas von dem Ungewitter, welches über ihrem Haupte schwebte, machte aber gute Miene zum bösen Spiel, und sagte lachend, sie wisse von nichts. Die Königin hielt eine geheime Raths-

Digitized by Google

verſammlung; am Schluß derſelben wurde Mademoiſelle gerufen. Niemand war gegenwärtig als die Königin, der Kardinal, ihr Vater und deſſen Günſtling der Abbé de la Riviére, welcher letztere ihr in's Ohr raunte, ſie werde einen ſcharfen Verweis bekommen, und das einzige Mittel ſich zu retten, ſei demüthige Unterwerfung. Sogleich brach auch die Königin los, warf ihr vor, daß ſie geheime Verſtändniſſe mit den Feinden des Staates unterhalte; daß ſie ſich vermählen wollen ohne weder ſie, die Königin noch ihren Vater um Erlaubniß zu fragen, und daß ſie folglich gegen beide ſehr reſpektwidrig gehandelt habe. Dann nahm ihr Vater das Wort und gab ihr einen derben Verweis. Aber ſie ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen, behauptete ſtandhaft, ſie habe von der ganzen Sache nichts gewußt und machte noch obendrein ihrem Vater Vorwürfe, daß er bei dieſer Gelegenheit ſich ihrer nicht annehme, da doch ſeine Ehre ſo gut als die ihrige dabei kompromittirt ſei. Die Königin ſagte Abends zur Frau v. Motteville, wenn ſie eine Tochter hätte, die ſolche kecke Reden ſich erlaubt, ſo würde ſie dieſelbe vom Hofe verbannt und in ein Kloſter geſperrt haben.

Die Damen vom Hofe hatten im nächſten Zimmer wohl gehört, wie lebhaft die Unterredung war und vor Begierde gebrannt, etwas davon zu vernehmen. Sie ſahen aber blos die Prinzeſſin wieder herauskommen mit einem Geſichte, das mehr Stolz als Scham, mehr Zorn als Reue ausdrückte. Am andern Morgen wurde ihr eine Art

Digitized by Google

von Arrest angekündigt; sie sollte Niemanden sehen, bis sie alles gestanden hätte. Man nahm ihr sogar eine ihrer Kammerfrauen, die man für ihre Vertraute hielt. Sie bekam ein Fieber und Ohnmachten, aber sie gestand doch nichts. Frau von Motteville hatte den Muth, der Königin zu sagen, die Prinzessin habe Recht nicht zu bekennen, daß sie durch geheime Intriguen einen Gemahl zu erhalten gesucht, denn das sei ein Fehler minder schimpflich zu begehen, als ihn öffentlich zu bekennen, und es sei hart, daß ihr Vater sich ihrer nicht angenommen. Die Königin, die sich so laut über diese Sache erklärt hatte, nahm die Freimüthigkeit der Frau v. Motteville etwas übel, sagte es auch dem Herzog von Orleans wieder, der es gleichfalls ungnädig vermerkte. Frau v. Motteville ließ sich aber dadurch nicht abschrecken; sie wandte sich an des Herzogs Günstling, erklärte ihm, daß Jedermann ihn tadeln würde, wenn er die Sache noch weiter triebe, und schloß mit den Worten: »es ist wahr, die Prinzessin hat gefehlt, sie hat vielleicht zu viel gewagt, indessen kann doch dieser Schritt ihrem Rufe nie nachtheilig werden, denn Jedermann weiß, wie alt der Erzherzog ist, welche große Ohren er hat und daß er sich blos mit Beten beschäftigt.“ Man sah endlich ein, daß es doch wohl besser sein würde, mildere Maßregeln zu ergreifen. Am eilften Tage der Gefangenschaft der Prinzessin brachte ihr der Abbé de la Rivière die ersten freundlichen Worte von ihrem Vater, wiewohl immer noch von sehr ernsten Ermahnungen begleitet. Sie durfte zur Köni-

Digitized by Google

gin fahren, von der sie sehr kalt empfangen wurde. Indessen kamen die Sachen bald wieder in's alte Gleis, zu großem Vergnügen des Hofes, dem diese Geschichte schon viel zu lange währte.

Um diese Zeit flüchtete der Herzog von York, der zwölf oder dreizehn Jahr alt war, auf Befehl seiner Mutter aus England nach Holland. Er selbst erzählte der Frau von Motteville, daß er ein ganzes Jahr den Entschluß zu fliehen mit sich herum getragen, ihn aber Niemanden vertraut habe, weil es so schwer gewesen ihn auszuführen. Endlich, als er eines Tages seine Wachen in's Spiel vertieft sah, entschlüpfte er durch eine Hinterthür in den Park, wo der getreue Bediente, den seine Mutter ihm geschickt hatte, mit Frauenzimmerkleidern auf ihn wartete. Er zog sie an, und blieb einige Tage als Mädchen in London, dann schiffte er sich ein auf ein Schiff, das nach Holland segelte, und dessen Matrosen ihn für eine hübsche leichtfertige Dirne hielten. Man ließ ihm nachsetzen und fast wäre er im Angesicht des Hafens von Vliessingen erwischt worden. Die Landung war gefährlich, der Schiffer fürchtete zu stranden, aber jetzt warf der junge Herzog schnell seine Frauenkleider von sich, entdeckte seinen Stand, und zwang den Schiffer mit der Pistole in der Hand auf jede Gefahr zu landen. In Frankreich wurde er als ein Enkel Heinrich des Vierten sehr gut aufgenommen. — Noch ein Gefangener entschlüpfte am ersten Pfingsttage dieses Jahres, und seine glückliche Entweichung erregte bei Hofe ganz andere Em-

Digitized by Google

pfindungen als die des Herzogs von York. Es war nämlich der Herzog von Beaufort, dessen Abenteuer bereits erzählt worden, und der noch immer im Schloß von Vincennes den Haß des Kardinals trug. Seine Befreiung war ein halbes Wunder, denn er hatte keinen Einzigen von seinen eigenen Leuten bei sich, sondern wurde blos von des Königs Leuten bedient. Ein Gardeoffizier mit sieben oder acht Gardisten schliefen beständig in seinem Zimmer und verließen ihn keinen Augenblick. Ueberdies war Chavigni Gouverneur des Gehölzes von Vincennes, und nicht sein Freund. Noch mehr! der Kardinal hatte Wind davon bekommen, daß ein Anschlag zu Beaufort's Befreiung im Werke sei, er hatte daher dem Gardeoffizier, der la Ramée hieß, seinen Gefangenen nochmals auf die Seele gebunden, und dieser hatte geantwortet, wenn der Herzog sich nicht in einen kleinen Vogel verwandeln könne, um zum Fenster hinaus zu fliegen, so sei dessen Entweichung unmöglich. Aber der Herzog verwandelte sich in keinen Vogel und entfloh dennoch. Das ging so zu: La Ramée hatte zu Bewachung der Gefangenen unter andern einen Menschen mit sich genommen, der ihn, unter dem Vorwand, daß er einen unglücklichen Zweikampf gehabt, sehr gebeten hatte, ihm eine Freistatt in Vincennes zu verwilligen. Es geschah, und der neue Ankömmling schien den Herzog schärfer zu bewachen als alle seine Kameraden, ja sogar eine besondere Härte gegen ihn zu äußern; aber in'sgeheim verstand er sich mit ihm, benachrichtigte des Herzogs Freunde von allem was

Digitized by Google

geſchehen ſollte, und man wählte den erſten Pfingſttag zur Ausführung des Anſchlags, weil Jedermann an dieſem Tage mit dem feſtlichen Gottesdienſt beſchäftigt war. In der Stunde, in welcher die Garden zu Mittag ſpeiſten, verlangte der Herzog in einer Gallerie ſpaziren zu gehen, die zu dieſem Behuf ihm verwilligt war. Sie lag weit niedriger als ſein Gefängniß, aber von da bis in den Feſtungsgraben war doch immer noch ein ungeheurer Abgrund.

La Ramée machte keine Schwierigkeit, begleitete ihn jedoch in eigener Perſon. Indeſſen begab ſich der Mitverſtandene zu den übrigen Garden in den Speiſeſaal, trank aber nur ein Glas Wein, gab vor, er befinde ſich nicht wohl, ging hinaus und ſchloß unvermerkt die Thür des Saales hinter ſich zu. Gleichergeſtalt verſchloß er noch einige andere Thüren, die ſich zwiſchen jenem Saale und der Gallerie befanden, auch die Gallerie ſelbſt verriegelte er hinter ſich, und plötzlich fielen nun er und der Herzog über La Ramée her, knebelten ihn, banden ihm Hände und Füße, und ließen ihn ſo liegen. Dann befeſtigten ſie ein Seil an das Fenſter, an welchem der Bediente ſich zuerſt herabließ, weil es ihm am ſchlimmſten ergangen ſein würde, wenn die Flucht mißlungen wäre. Der Herzog folgte. Allein der Graben war ſehr tief, das Seil etwas kurz. Er mußte ſich fallen laſſen auf die Gefahr, die Beine zu brechen. Der Fall war ſehr heftig, er blieb lange ohnmächtig liegen. Vier oder fünf von ſeinen beſtellten Leuten, die an der andern

Digitized by Google

Seite des Grabens auf ihn warteten, sahen ihn liegen, hielten ihn für todt und schwebten in der peinlichsten Unruhe. Endlich ermannte er sich wieder. Sie warfen ein Seil hinab, welches der Bediente zuerst um den Leib band, denn der Herzog hatte ihm versprochen, daß immer für ihn zuerst gesorgt werden solle, und er hielt pünktlich Wort. Dann kam die Reihe an den Herzog, der, als er oben war, zum zweiten Male ohnmächtig wurde, denn außer den Schmerzen, die ihm der Fall in den Graben verursacht, hatte auch das um seinen Leib gebundene Seil ihm den Magen fürchterlich zusammengeschnürt. Indessen erholte er sich auch jetzt wieder, und der Gedanke, die Frucht aller seiner Anstrengungen zu verlieren, wenn er länger hier verweile, gab ihm neue Kräfte. Er schleppte sich bis in das nächste Gehölz, wo fünfzig Reiter ihn erwarteten. Ein Augenzeuge erzählte nachher der Frau v. Motteville, daß, sobald der Prinz von seinen Getreuen sich umringt gesehen, er plötzlich alle Schmerzen vergessen, sich fröhlich auf ein Roß geschwungen und gerufen habe wie Franz der Erste, als er, aus spanischer Gefangenschaft zurückkehrend, den französischen Boden betrat, ha! ich bin frei! Er gab seinem Pferde die Sporn und verschwand wie ein Blitz. In einem Garten am Rande des Grabens hatten eine Frau und ein Knabe, welche Kräuter pflückten, alles mit angesehen, aber, von den Reitern bedroht, geschwiegen. Da sie auch nicht das mindeste Interesse dabei hatten, die Flucht des Prinzen zu hindern, so blieben sie ganz ruhig, bis Alles vorbei war.

Digitized by Google

Dann rief die Frau ihren Mann, einen Gärtner, der sogleich zu den Garden lief, aber es war zu spät. Der Kardinal ließ sich nicht merken, wie verdrießlich dieser Zufall ihm war, und die Königin, die dem Herzog vormals sehr wohl gewollt, sagte lachend, er habe recht gethan. —

Es herrschte damals, dem Zeitgeist gemäß, eine drollige Mischung von Galanterie und Frömmigkeit am Hofe, und man muß lächeln, wenn Frau v. Motteville erzählt, daß, um einen Ablaß zu gewinnen, die Königin am 3. Juni nicht weniger als siebenunddreißig Kirchen zu Fuß besuchte, und daß sie, obgleich sehr ermüdet, dennoch die halbe Nacht im Garten des Palais royal zubrachte, von drei Damen und zwei Herren begleitet, die in frommen Gesprächen eine Art von allgemeiner Beichte ablegten. Man sprach von dem, was man Gott pflichtmäßig schuldig sei, und von dem, was man den Kreaturen aus Neigung gebe, und man fand, daß man gegen die letztern weit freigebiger sei als gegen Gott. »Wir bekannten freimüthig im Namen unsers Geschlechts,« sagt Frau v. Motteville, »daß auch die tugendhafteste Frau, wenn sie noch in dem Alter ist, in dem sie sich selbst gefällt und andern gefallen will, Augenblicke hat, wo sie weder christlich noch weise ist.« Auch die Herren beichteten einen Theil ihrer Laster (une partie de leurs crimes), und das Resultat war, daß Herren und Damen, die in der großen Welt für weise gelten wollen, es nur selten sind. Man legte sich erst mit Tagesanbruch schlafen, und vermuthlich stand man, trotz dieser frommen Nacht, eben so

Digitized by Google

weltlich gesinnt wieder auf. Die Zänkereien mit dem Parlament währten fort. Die Königin verbot dessen Mitgliedern, sich zu versammeln, sie kehrten sich nicht daran. Fünf Schatzmeister wurden verhaftet, weil sie die neue Auflage nicht bezahlen wollten. Ein sechster beklagte sich bitterlich, daß man ihm nicht auch die Ehre anthue ihn zu verhaften. Da ließ man die fünfe wieder los. Die Königin schickte einen Staatssekretär mit Truppen, um ihr einen aufrührerischen Parlamentsschluß zu holen, aber alle schwuren, sich eher niedermetzeln zu lassen als ihn heraus zu geben, und der Staatssekretär mußte unverrichteter Sachen zurückkehren. Nun wurde das Parlament abermals nach Hofe berufen, mit großem Pomp und mit sehr zornigen Gesichtern empfangen, in weitläufigen Reden ihm sein Unrecht vorgestellt, ihm durchaus verboten, sich künftig in Staatsgeschäfte zu mischen, als die nur dem Könige zu verwalten gebührten, und zuletzt dem Protokollisten streng befohlen, binnen vierundzwanzig Stunden den mißfälligen Parlamentsschluß zu bringen, damit er vernichtet werde. Der Präsident wollte antworten, allein die Königin hieß ihn schweigen und bedrohte die Ungehorsamen, sie an ihren Personen und Gütern, ja in ihren Kindern zu bestrafen.

Das half Alles nichts. Das Parlament versammelte sich gleich Nachmittags wieder, verbot seinem Protokollisten ausdrücklich, die begehrte Akte nach Hofe zu bringen, erklärte, daß es ein Recht habe, sich in die Administration der Finanzen zu mischen, und daß der Staat übel regiert

Digitized by Google

werde. Die Königin wüthete und sagte zu ihren Vertrauten, sie werde nie zugeben, daß solche Kanaillen das königliche Ansehen schmälerten. Aber dem Kardinal war nicht wohl dabei zu Muthe, er sagte, die Königin sei kühn wie ein Soldat, der die Gefahr noch nicht kenne. Er gab nach und versprach, daß das Parlament alle seine angefochtenen Rechte behalten solle, wenn es wenigstens zum Schein sich unterwürfe. Allein vergebens! es beharrte auf der Forderung, daß alle gegen dasselbe ergangene Dekrete kassirt werden sollten. Nicht besser ging es dem Kardinal mit den Requetenmeistern, denen er zu verstehen gab, man werde sie sogleich in alle ihre Rechte wieder einsetzen, wenn sie nur bitten wollten. Sie bedankten sich und blieben halsstarrig. Der Parlamentspräsident sagte der Königin öffentlich in einer langen kühnen Rede: daß die Fürsten mehr durch Liebe als durch Furcht herrschen sollten; daß Gerechtigkeit das einzige Band zwischen dem Fürsten und dem Volke sei, daß aber eben diese Gerechtigkeit jetzt von allen Seiten angetastet werde; daß man Aenderung von der Zeit gehofft habe, daß man aber sehen müsse, wie täglich alles immer schlimmer gehe und dergleichen mehr.

Die Königin erschrack und verstummte. Es war zu spät, um strenge Maßregeln zu ergreifen. Das Volk, unter Auflagen seufzend, war für das Parlament gestimmt und der Minister allgemein verhaßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Xenophon's Feldzug *).

Als Darius, der Monarch von Persien, dem Tode sich nahe fühlte, berief er die Söhne vor sein Krankenlager; Artaxerres, den Aeltesten am Hofe gegenwärtig, und

*) Gelehrte, der griechischen Sprache kundig, lesen das Original und sind entzückt. Gelehrte, der griechischen Sprache unkundig, lesen die Borheck'sche Uebersetzung, die mehr treu als schön ist. Die Bearbeitung, welche hier geliefert wird, ist ein Versuch, von Xenophon's berühmten Werken auch solchen Lesern einen hellen Begriff zu geben, die sonst durch trockene Weitschweifigkeit und eine holprichte Sprache sich abschrecken lassen. Diese werden versichert, daß sie weder etwas Wesentliches hier vermissen, noch etwas dem Xenophon Untergeschobenes finden sollen.

Lesern, die etwa von Xenophon noch gar nichts wissen, und überhaupt mit der Geschichte nicht vertraut sind, diene zur Einleitung, daß der Feldzug des Prinzen Cyrus etwa vierhundert Jahr vor Christi Geburt unternommen wurde. Damals hatte bereits Athen seinen höchsten Flor erreicht und überlebt. Sparta eroberte es, und beherrschte ganz Griechenland. Die Perser waren in üppige, unkriegerische Weichlinge ausgeartet; ihre Könige ein Spiel der Weiber und Günstlinge; ihre Satrapen despotisirten; ohne griechische Miethlinge hatten sie keine Soldaten. Aegypten hatte sich von Persien losgerissen. In Thracien war das Reich der Odryser in zwei Staaten zerfallen. — Die Karduchen sind die heutigen Kurden. Die Chalyber waren vermuthlich Chaldäer, die Tarcher,

Digitized by Google

Cyrus, den Jüngsten, damals Statthalter von Lydien, Phrygien und Cappadocien. Der eilte zu dem sterbenden Vater, in Begleitung des Satrapen der jonischen Städte, Tissaphernes, den er für seinen Freund hielt. Darius starb, Artaxerxes bestieg den Thron, und öffnete sein Ohr der Verleumdung jenes falschen Tissaphernes, der den Bruder ihm verdächtig machte. Den ließ er fahen und wollte ihn tödten, allein der Mutter, Parysatis, Bitten erhielten des Prinzen Leben; er durfte grollend in seine Statthalterschaft zurückkehren. Dort erwog er den erlittenen Schimpf und die Gefahr, welcher kaum er entronnen, und beschloß die Gewalt des Bruders abzuschütteln, ja, wo möglich, ihm die Krone zu rauben. Seine Mutter war einverstanden, denn mehr als den König liebte sie ihn.

Mit großer Schlauheit spann er den Plan, wer vom Hofe zu ihm kam, wurde so liebreich aufgenommen, daß er sein Herz dem Könige nicht zurückbrachte. Die von ihm regierten fremden Völker gewann der Prinz, und machte sie geschickt zum Kriege. Bald insgeheim, bald unter dem Vorwand, der Städte Besatzungen vollzählig zu machen,

---

Georgianer, die Skythier, kappadocische Völker, wie auch die Matronen. Die Kolcher wohnten in Mingrelien, die Driter im Pontus, die Mosynöken in Cappadocien am schwarzen Meere, die Phosianer an der westlichen Grenze von Armenien. Byzant ist bekanntlich das heutige Konstantinopel.

Digitized by Google

ließ er griechiſche Truppen werben, die beſten Peloponneſier. Alle joniſchen Städte fielen ihm zu, nur in Miletos, der berühmteſten von allen, vereitelte Tiſſapherneſ ein gleiches Vorhaben, durch Hinrichtungen und Verbannungen. Die Flüchtigen nahm Cyrus auf, und belagerte Milet mit einem Heere, das nur zum Schutz der Unterdrückten geſammelt ſchien. Dann bat er den König, ihn, als Bruder, auch über die joniſchen Städte zu ſetzen, und Artaxerxes, von der Mutter bewogen, bewilligte es; zumal da Cyrus deren Tribut nach wie vor entrichtete, und ſeine Truppen vorgeblich nur den Tiſſapherneſ bekriegen ſollten.

Damals war Klearch von Lacedämon vertrieben. Dem ſchmeichelte Cyrus und ſendete ihm zehn tauſend Dariken. Mit dieſem Gelde warb er ein Heer in der Krimm und bekriegte die Thracier. So blieb es verborgen, daß ſeine Völker dem perſiſchen Prinz zu Gebote ſtanden. Gleiche Unterhandlungen trieb er mit dem flüchtigen Theſſalier Ariſtipp, den er mit vier tauſend, von ihm beſoldeten Kriegern nach Theſſalonien ziehen ließ, bedingend, daß er ohne ſeinen Rath keinen Frieden ſchließen ſolle. Abermal ein Heer, das insgeheim nur ſeines Winkes harrte.

Vorwendend, er wolle die Piſidier, ein barbariſches Gebirgsvolk, bekriegen, bot er ſeinen Freund, den Böoter Proxenos, und für die Mileſier noch andere ſeiner Gaſtfreunde auf, nach Kräften für ihn zu werben. Sie alle gehorchten mit Eifer. So vorbereitet dünkte es ihm Zeit,

Digitized by Google

den großen Kampf zu wagen. Ein Wink, und von allen Seiten strömten die bereit gehaltenen Völker in Sardes, der lydischen Hauptstadt, zusammen. Es gelte die Pisidier, wurde noch immer vorgespiegelt, allein Tissaphernes, ungetäuscht, zog eilig mit fünfhundert Reitern zum Könige, der, jetzt gewarnt, sich rüstete.

Cyrus brach auf. Als er im Thiergarten der königlichen Burg Kolänä die Griechen musterte, bestand ihre Zahl aus eilftausend Mann und zweitausend Leichtbewaffneten. Schon hatte er den Fluß Mäander auf Schiffbrücken überschritten, und war sieben Tagmärsche bis in die sogenannte Ebene des Kaisers vorgerückt, da murrten die Soldaten wegen rückständigen Soldes, kamen häufig zu seinem Zelte, und empfingen nur Hoffnungen von dem sichtlich Verwirrten, der sonst ungern schuldig blieb. Aus diesem Bedrängniß rettete ihn die Königin der Cilicier, Eryaxa, die Gold und, wie man sagt, auch ihre höchste Gunst ihm brachte. Ihr zu Ehren stellte sich das Heer in Schlachtordnung. Sie fuhr auf einem leichten Wagen durch die Reihen. Die Nichtgriechen (Xenophon nennt sie Barbaren) trugen kupferne Helme, rothe Waffenröcke, Beinharnische und glänzende Schilde. An den Griechen bewunderte sie den Glanz und die kunstreiche Gewandtheit. Mitten vor diesen Kerntruppen ließ Cyrus den Wagen halten, und durch einen Dolmetscher die Griechen auffordern, das Schauspiel eines Angriffes darzustellen. Sie gehorchten. Die Trompeten schmetterten. Mit Eilschritten,

Digitized by Google

vorgestreckten Waffen und großem Geschrei stürmten sie gegen das Lager an. Die erschrockenen Barbaren flohen, die Königin selbst jagte auf ihrem Wagen davon, die Krämer, ihre Waren im Stiche lassend, mischten sich unter die Flüchtigen, die Griechen lachten laut und Cyrus freute sich des Schreckens, den ihr ungestümer Angriff den Barbaren einflößte. Unter griechischer Bedeckung sandte er die Königin auf dem kürzesten Wege in ihr Land zurück. Er selber rückte vor, gab Lykaonien, ein feindliches Land, der Plünderung Preis, und ließ zu Dara, einer blühenden Stadt, den Purpurbereiter des Königs, nebst einem mächtigen Befehlshaber verrätherischer Nachstellungen halber tödten.

In Cilicien einzudringen vergönnte nur ein steiler Paß, einer Wagenspur breit, und oben, hieß es, stehe der gerüstete König Syennesis, Epyaxa's ungleich gesinnter Gemahl. Cyrus stutzte und blieb einen Tag in der Ebene. Indessen war die Königin mit ihrem griechischen Geleite schon durch andere Wege über die Gebirge gekommen und eine griechische Flotte segelte herüber. Als Syennesis dies erfuhr, wich er von den Anhöhen, und Cyrus folgte ihm ungehindert, eroberte dessen Lager und stieg herab in eine weite, lachende Ebene, wo der Weinstock prangte und mancherlei Getreide üppig wuchs. Bei seiner Annäherung verließ der König die Hauptstadt Tarsos, und alle Einwohner mit ihm flohen in die sichern Gebirge.

Epyaxa hatte Tarsos fünf Tage früher als Cyrus er-

Digitized by Google

reicht, aber von ihrem Geleite waren hundert Griechen verloren, vielleicht plündernd von den Ciliciern erschlagen, vielleicht verirrt und umgekommen. Um diesen Verlust zu rächen, plünderten die Uebrigen Tarsos, selbst das königliche Schloß nicht verschonend.

Nachdem aber Cyrus in die Stadt eingezogen, ließ er den Syennesis zu sich entbieten. Nie — war dessen Antwort — habe er in der Gewalt eines Mächtigeren sich befunden, darum er zu erscheinen sich weigerte, bevor nicht die Königin ihm Sicherheit verbürgt. Das mag geschehen sein, denn er kam und spendete große Summen zu dem Feldzuge, und Cyrus beschenkte ihn königlich. Auch sollte sein Land ferner nicht verheert werden, und er die geraubten Sklaven, wo er sie fände, wieder nehmen.

Zwanzig Tage blieb Cyrus hier, denn die Soldaten erriethen nun, der Zug sei gegen den persischen Monarch gerichtet, und weigerten sich ihn fortzusetzen, weil sie keineswegs dazu sich verdungen. Klearch wollte seine Truppen anfangs zwingen, allein sie warfen mit Steinen nach ihm. Als er nun sah, daß Gewalt hier nicht zum Ziele führe, so trat er weinend in ihre Mitte. Alle stutzten und schwiegen, er aber redete also: »Wundert euch nicht, ihr Krieger, mich so bekümmert zu sehen; war doch Cyrus mein Gastfreund, der mich, den Flüchtigen, gütig aufnahm und mir zehn tausend Dariken schenkte. Mit diesem Golde habe ich weder mich bereichert noch ergetzt, sondern es auf euch verwandt und mit eurer Hilfe Griechenland an

Digitized by Google

den Thraciern gerächt. Dann aber, von Cyrus gerufen, führte ich seinem Dienste euch zu, weil ich des Guten viel von ihm empfangen. Nun, wollt ihr nicht weiter ziehen, so muß ich entweder euch oder meinen Freund verlassen. Das wird mir schwer, doch nun soll irgend Einer mich beschuldigen dürfen, ich hätte Griechen unter Barbaren geführt und sie dort verrathen. Ihr wollt mir nicht gehorchen? mir nicht folgen? Wohlan, so folge ich euch, und will, was über uns verhängt sein mag, mit euch tragen und erdulden. Denn ihr seid mir das Vaterland, ihr Freunde und Mitstreiter gewährt mir den Ruhm; von euch verlassen kann ich weder mich noch andere schützen. Darum, wohin ihr ziehen möget, ich ziehe mit euch." So sprach er. Die Soldaten, eigene sowohl als fremde, rühmten seinen Entschluß; mehr als zweitausend verließen andere Fahnen, mit Waffen und Gepäck in sein Lager übergehend.

Cyrus, hoch bekümmert, sandte nach Klearch, der zu kommen sich weigerte, doch insgeheim durch einen Boten ihm Muth einsprechen ließ. Dann versammelte er die Krieger auf's neue und redete sie an: »Soldaten! Gegen uns ist Cyrus gesinnt wie wir gegen ihn. Wir sind seine Krieger nicht mehr, wenn wir von ihm weichen, und so wird er auch den Sold uns länger nicht bezahlen. Für treulos hält er uns, das weiß ich; darum ging ich nicht zu ihm, als er mich berief, denn ich schäme mich, weil ich ihn betrogen habe. Fürchten mußt' ich, daß er mich verhaften, meine Unredlichkeit strafen würde. Ihr seht, wir dürfen jetzt nicht

Digitized by Google

schlummern noch unbekümmert sein, wir müssen unsere Lage in ernste Betrachtung ziehen. Mögen wir bleiben oder gehen, so thut Noth auf unsere Sicherheit zu denken, und wie wir unsere Bedürfnisse erlangen mögen; denn was ist ein Heer, wo diese mangeln?»

»Seinen Freunden ist der Prinz ein treuer Freund, aber auch seinen Feinden ein harter Feind. Ihr kennt seine Macht zu Lande und zur See, unser Lager steht dem seinigen nahe. So dünket es mich hohe Zeit, daß Jeder seine Meinung sage.»

Er schwieg. Einige redeten, andere, von ihm unterrichtet, erinnerten, wie schwierig es sei, ohne des Prinzen Willen zu bleiben oder zu gehen. Einer trat auf mit schlauer Verstellung, der meinte, man solle zurück nach Griechenland eilen, und wenn Klearch sie nicht führen wolle, flugs einen andern Feldherrn wählen; die Lebensmittel kaufen; — (der Markt war aber mitten unter den Barbaren) — das Gepäck zusammen bringen; den Cyrus um Schiffe bitten; gäbe er diese nicht, um sicheres Geleit zu Lande ihn ersuchen, und wolle er auch das nicht zugestehen, so müsse man sich schnell in Schlachtordnung stellen und die Gebirge besetzen, ehe Cyrus oder die Cilicier zuvorkämen, denn auch der Letzteren Rache sei zu fürchten, da man so viele Menschen und Güter ihnen geraubt. Klearch nahm das Wort: »Ich kann und mag aus vielen Gründen auf diesem Zuge euer Führer nicht sein; doch werde ich dem gehorchen, den ihr wählt, damit ihr seht, daß ich so gut als irgend Einer zu gehorchen weiß.»

Digitized by Google

Da sprach ein Anderer: es sei thöricht, Schiffe oder ein Geleit zu begehren, von dem Fürsten, dessen Unternehmen man vereitle, und wolle man diesem Geleite sich vertrauen, so möchte Cyrus immer auch die Gebirge zuvor besetzen. »Ich, fuhr er fort, möchte seine Schiffe nicht besteigen, aus Furcht, er ließe uns alle versenken. Ich möchte seinem Geleitsmanne nicht folgen, aus Furcht, er werde uns in die Irre führen. Besser wäre es, heimlich zu entweichen; aber wo ist die Möglichkeit? — Darum meine ich, wir befragen ihn, wozu er uns gebrauchen wolle? ob als Söldner wie bisher? zu Unternehmungen wie die schon gelungenen? so möchten wir ihm muthig folgen. Ob zu anderen, die mehr Gefahr und Mühseligkeit drohen? dann möge er uns überreden, oder abzustehen von uns sich überreden lassen, damit wir als Freunde ihn freiwillig begleiten, oder sicher heimkehren. Seine Antwort werde uns gebracht, und dann, was frommt, beschlossen.«

Dem Rathe stimmten alle bei. Klearch, an der Spitze auserlesener Männer, begab sich zum Cyrus, und trug des Heeres Anliegen vor. Der Prinz antwortete: sein Feind Abrokomes, ein Feldherr des Königs, stehe am Eufrat, noch zwölf Tagmärsche entfernt. Gegen diesen sei der Zug gerichtet, ihn wolle er züchtigen, und, wenn er flöhe, dann weiter mit den Griechen berathschlagen. Diese vernahmen die Antwort gerne, denn sie war von dem Versprechen einer sechsfachen Soldeserhöhung begleitet, und obwohl sie, durch sein Vorgeben ungetäuscht, vermutheten wohin er sie führen

Digitized by Google

wolle, so sprachen sie doch nicht mehr laut davon, sondern rückten nun bereitwillig mit ihm vor.

Zu Issos, einer blühenden Seestadt an Ciliciens Grenze, fand Cyrus eine Flotte von sechzig Schiffen, die der Lacedemonier Pythagoras, und auf ihr noch sieben hundert schwer Bewaffnete ihm zuführte. Die Schiffe ankerten neben seinem Zelte. Hier empfing er auch vierhundert griechische Söldner, die von Abrokomes abgefallen waren. Als er an die Pässe kam, die aus Cilicien nach Syrien führen, fand er durch zwei Festungen sie gesperrt; die eine hatte cilicische, die andere persische Besatzung; zwischen beiden floß ein Strom hundert Fuß breit, und man konnte durch den engen Zwischenraum mit Gewalt nicht dringen, denn die Mauern reichten bis an's Meer und lehnten sich an unersteigliche Felsen. Dennoch machte Cyrus Vorbereitungen zu Wasser und zu Lande, um diesen furchtbaren Paß zu überwältigen, denn er meinte, Abrokomes, der, wie es hieß, an der Spitze von dreimal hundert tausend Mann stand, habe nicht versäumt die Pforte von Syrien zu besetzen. Allein der hatte sich zurückgezogen, und der Prinz kam ungehindert nach Myriandros, einer volkreichen phönicischen Seestadt, wo eben ein Jahrmarkt gehalten wurde, und viele Kauffahrer geankert hatten. Hier entflohen zu Schiffe einige griechische Feldobersten mit ihrer besten Habe, vielleicht aus Eifersucht, weil ihrer Soldaten viele zum Klearch übergegangen und es von Cyrus nicht mißbilligt wurde; es hieß, der Prinz lasse die Flüchtlinge ver-

Digitized by Google

folgen. Des Heeres Stimmung war ungleich; ein Theil wünschte deren Bestrafung, ein anderer bedauerte sie. Aber Cyrus berief die Feldherren und sprach in ihrer Mitte: »Xenias und Posion haben uns verlassen; ich weiß, wohin sie geflohen, meine Schiffe würden leicht ihre Nachen ereilen, doch das sei ferne. Ich schwöre bei den Göttern, sie sollen unverfolgt bleiben, damit Niemand sagen möge: daß ich der Gegenwärtigen mich bediene, dann aber, wenn sie sich entfernen wollen, sie ergreife und beraube. Sie mögen fliehen mit dem Bewußtsein, daß sie uns, nicht wir sie, beleidiget haben. Sind doch ihre Weiber und Kinder in Lydien noch in meiner Gewalt; auch diese mögen sie zurücknehmen zum Lohn ihrer vormals mir bewiesenen Tapferkeit.«

So sprach er, und die Griechen, seinen Edelmuth preisend, folgten ihm freudiger als zuvor. Am Eufrat endlich that er ihnen kund, der Zug gehe nach Babylon gegen den großen König. Da murrten die Griechen, warfen ihrem Feldherrn vor, sie hätten das längst gewußt und verheimlicht, wollten auch nicht fürder ziehen, wenn der Prinz nicht abermals ihren Sold vermehrte. Cyrus versprach fünf Silberminen jedem Krieger, der nach Babylon käme, dazu den ganzen Sold bis er die Griechen alle nach Jonien zurückgebracht. Das beruhigte die meisten, und ehe ihr Entschluß noch bekannt wurde, versammelte Menon seine Haufen abgesondert, sprechend: »Laßt uns flugs über den Eufrat setzen, so werdet ihr, wenn die Uebrigen folgen,

Digitized by Google

als des muthigen Entschlusses Urheber betrachtet und vom dankbaren Fürsten ausgezeichnet werden. Auch dann, wenn eure Brüder es anders beschließen, wird er euren guten Willen erkennen und vergelten.» Sie thaten was er vorschlug, und der erfreute Cyrus ließ ihnen entbieten: »Ich rühme euch, wackere Männer. Daß ihr mich wieder rühmen müsset, sei meine Sorge, so wahr ich Cyrus heiße!»

Da hofften alle und vertrauten seinem Glücke. Menon erhielt kostbare Geschenke. Das ganze Heer watete durch den Strom, dessen Wellen nur die Brüste der Krieger bespülten, obgleich, nach Aussage der Uferbewohner, man bisher nur zu Schiffe übergehen dürfen, weshalb Abrokomes die Schiffe verbrannt hatte. Darum schien des Stromes Seichtigkeit ein göttliches Wunder; es hieß, der Eufrat habe den Cyrus für seinen Beherrscher erkannt. Der Marsch ging nun durch Syrien neun Tage lang, dann durch Arabien den Eufrat zur Rechten, auf einer Ebene ohne Bäume, wo aber jede Pflanze würzhaften Geruch verbreitete, und wo die Reiter bald wilde Esel, bald Strauße jagten, doch die letzteren nie erhaschten. In einer Wüste, ohne Gras und Bäume, durch die das Heer sich dreizehn Tage lang schleppend zog, verschmachteten viele Lastthiere. Auch den Menschen gebrach es an Nahrung. Das wenige Mehl wurde im Lager der Barbaren um hohe Preise verkauft. Oft mußte ein Tagmarsch unmäßig verlängert werden, um Wasser oder Gras zu finden. Oft, wenn tiefer Koth oder enge Straßen die Fuhrwerke hemmten, mußten des Prinzen

Digitized by Google

ungriechiſche Völker ſie vorwärts ſchieben, und wenn es ihm dünkte, es geſchehe ſäumig, ſo befahl er wohl gar den edlen, ihn umgebenden Perſern, ſelbſt Hand anzulegen. Dann ſah man die Wirkung einer ſtrengen Kriegszucht: denn freudig warfen ſie die purpurnen Gewänder ab, erklimmten um die Wette, als gelte es einen Preis, ſteile Klippen, ſprangen mit koſtbaren Kleidern, bunten Schärpen, Hals- und Armketten in den Sumpf, und hoben die Wagen heraus.

Nirgends verweilte Cyrus, wenn nicht die Verſorgung mit Lebensmitteln es erheiſchte; denn er berechnete, je ſchneller das Heer dem Ziele nahe, je unvorbereiteter werde er den König finden, der zwar ein volkreiches Land, doch wegen des Reiches Größe eine zu vertheilte Macht beſaß. Jenſeits des Eufrat lag eine große Stadt, Karmanda, woher die Soldaten häufig Hirſenbrot und Palmwein holten. Die Häute, ihre Decken, füllten ſie mit leichten Kräutern, nähten ſie dicht zuſammen, und brauchten ſie als Flöſſe über den Strom zu ſetzen. Bei dieſer Veranlaſſung gerieth ein Soldat des Menon mit einem des Klearch in Streit, und, weil er Unrecht hatte, ließ Klearch ihn ſchlagen. Das erzählte der Geſchlagene unter ſeinem Haufen, der laut zu murren begann. Als nun Klearch am ſelbigen Tage, vom Markte zurückkehrend, durch Menon's Lager ritt, warf einer, der eben Holz ſpaltete, ſeine Axt nach ihm, verfehlte ihn zwar, doch andere ließen Steine fliegen, und es entſtand ein Getümmel. Da floh Klearch erbittert zu den Sei-

Digitized by Google

nen, ließ die Waffen sie ergreifen, und mit thracischen Reitern rückte er hastig vor. Menon erschrack. Die Seinigen waffneten sich zitternd. Viele standen, nicht wissend was zu thun.

Da warf zu rechter Zeit sich Prorenos mit seinem Haufen zwischen beide Theile, den Klearch ermahnend, abzulassen. Doch der Zornige befahl ihm, sich zu entfernen, bis endlich Cyrus selbst erschien, was geschah vernahm, und die Erbitterten trennte, sprechend: »Ihr wißt nicht was ihr thut! Wollt ihr gegen euch selber fechten, so werden wir alle zu Grunde gehen, und die Barbaren, die mein Heer bilden, uns gefährlicher werden als des Königs Macht.« Klearch kam zu sich. Die Ruhe wurde hergestellt, man legte die Waffen nieder.

Das Heer brach wieder auf, und fand Rosses Spuren. Einige tausend feindliche Reiter zogen vor ihm her, alles verheerend und verbrennend. Da kam Orontes, ein vornehmer Perser, mit dem Könige verwandt, ein tapferer Krieger, vormals des Prinzen Feind, nun aber mit ihm versöhnt, der erbot sich, wenn man tausend Reiter ihm geben wolle, jene Schar zu überfallen, zu vertilgen, oder doch zu hindern, daß sie ferner den Zug beobachten, ihn dem Könige verrathen, oder alles vor ihm her vernichten könnte. Cyrus vertraute ihm und gab die nöthigen Befehle. Orontes aber schrieb an den König, seiner Treue ihn versichernd, und meldend, er werde mit einer starken Reiterei zu ihm übergehen, weshalb er bitte, als Freund ihn zu

Digitized by Google

empfangen. Der Bote, auf deſſen Treue er ſich verließ, brachte ſeinen Brief dem Cyrus, der den Verräther alſobald verhaftete, ſieben der Perſer zu ſich berief, und ſein Zelt mit griechiſchen Truppen umgab. Klearch, der in den Rath gezogen wurde, weil der Prinz vor allen Griechen ihn ſchätzte, erzählte nachher ſeinen Freunden was vorgegangen.

»Dieſer Mann,« ſo hatte Cyrus geſprochen, »war mein Unterthan durch den Willen meines Vaters. Dann hat er mich bekriegt auf meines Bruders Befehl. Ich bekämpfte ihn, wir ſchloſſen Friede; ich reichte ihm meine Rechte und er gab mir die Seinige. Sprich, Orontes, habe ich dich beleidigt?« Nein; antwortete dieſer.

»Biſt du nicht dennoch zu den Myſiern abgefallen und haſt mein Gebiet verheert wo du konnteſt?« Ja; bekannte Orontes. Und als ich meine Macht dich abermals fühlen ließ, haſt du nicht an Dianen's Altare bereut, und mir Treue geſchworen?« Ja; erklärte Orontes. »Was hab ich dir denn gethan, daß du zum dritten Male mir nachſtellſt?« Nichts; war die Antwort. »So bekennſt du dein Unrecht?« Ich muß es wohl. »Wirſt du mir künftig treu gegen meinen Bruder dienen?« Wenn ich es auch wollte, du wirſt es nicht mehr glauben. Da wandte ſich Cyrus zu der Verſammlung: »So hat der Mann gehandelt, und ſo ſpricht er. Jetzt Klearch, ſage du zuerſt deine Meinung. Er muß fort, meinte der Grieche, damit wir länger nicht vor ihm uns hüten müſſen. Alle ſtimmten bei, auch ſeine Verwandten, und griffen, nach ihrer Sitte, an

Digitized by Google

den Gürtel des Verräthers, dadurch sein Todesurtheil sprechend. Die Henker führten ihn hinaus. Wer ihn sah, bezeugte ihm die gewohnte Ehrerbietung, obschon man wußte, er gehe zum Tode. In dem Zelte eines treuen Höflings verschwand er. Niemand hat ihn wieder gesehen, Niemand sein Grab gefunden.

* * *

Nun ging der Zug durch Babylonien drei Tage lang, und am dritten Tage musterte Cyrus sein ganzes Heer um Mitternacht auf einer Ebene, denn der König war ihm jetzt so nahe, daß er mit Tages Anbruch einen Angriff vermuthete. Auch kamen schon am Morgen Ueberläufer, nach deren Berichten der Prinz die Feldherren der Griechen zu sich berief, und also sprach:

»Nicht aus Mangel an Kriegsvolk habe ich euch mir zugesellt, sondern weil ihr tapferer seid als die Barbaren. So beweiset euch nun würdig der Freiheit, die ihr besitzt, um die ich euch so glücklich preise und die ich selber nicht für alle meine Schätze opfern würde. Hört, welch' ein Kampf euch bevorsteht. Die Feinde sind zahlreich und mit großem Geschrei greifen sie an. Doch wenn euch dieses nicht erschüttert, so muß ich fast mich schämen zu bekennen, wie ihr meine Landsleute finden werdet. Seid tapfere Männer, so will ich einem Jeden in seiner Heimath eine glückliche Zukunft bereiten. Doch hoffe ich, daß viele die Heimath vergessen und bei mir bleiben werden.«

Da sprach Gaulites, ein vertriebener Samier und

Digitized by Google

treuer Anhänger des Cyrus: »Prinz, man fürchtet, du versprecheſt viel, weil dir Gefahr droht, allein du werdeſt im Glücke deiner Worte nicht gedenken. Manche ſagen: auch bei gutem Willen fehle dir die Macht.«

Da erwiederte Cyrus: »Meines Reiches Grenzen erſtrecken ſich ſo weit, daß im Süden vor Hitze, im Norden vor Kälte ſie Niemand bewohnen kann. Von den Satrapen meines Bruders werden die mittleren Provinzen regiert; ſiegen wir, ſo tretet ihr an deren Stelle. Mir wird es nicht an Belohnungen, eher an Empfängern derſelben fehlen. — Jedem Griechen ſchenke ich überdies eine goldene Krone.«

So entließ er ſie alle bereitwillig durch Hoffnungen geſpornt. Und ſie ermahnten ihn nicht ſelber zu kämpfen, ſondern hinter ihren Gliedern zu halten.

»Glaubſt du wohl,« ſprach Klearch, »daß dein Bruder ein Gefecht wagen werde?« — »Beim Zevs!« erwiederte der Prinz, »wenn er ein Sohn des Darius und der Paryſatis, wenn er mein Bruder iſt, ſo wird er mir die Herrſchaft nicht ohne Schwertſtreich überlaſſen.«

Noch einmal wurden jetzt die Griechen gezählt. Es waren deren vierzehntauſend vierhundert mit großen Schilden, und zweitauſend vierhundert leicht Bewaffnete, der Barbaren einmal hunderttauſend, mit etwa zwanzig Sichelwagen. Dagegen hieß es, die Zahl der Feinde ſei eine Million und zweimal hunderttauſend Mann mit zweihundert Sichelwagen. Sechstauſend Reiter umgaben den

Digitized by Google

König als Leibwache. Vier Feldherren befehligten jeder dreimal hundert tausend Mann. Doch wußte man durch Ueberläufer, daß Abrokomes nicht zugegen. Er kam zu spät aus Phönicien fünf Tage nach der Schlacht; es waren folglich nur neunmal hundert tausend Mann und hundertfünfzig Sichelwagen im Gefecht. Doch vergebens rückte Cyrus noch einen Tagemarsch weiter in Schlachtordnung vor. Er fand keinen Feind, nur einen breiten tiefen Graben, der durch die Ebene bis an die medische Grenzfestung lief, und den der König, bei seines Bruders Annäherung, hatte aufwerfen lassen, so daß ein enger Paß zwischen diesem Graben und dem Eufrat blieb, aber unvertheidigt. Man ging hinüber und sah nur die Fußtapfen zurückschreitender Mannschaft und Rosse. Ein Wahrsager hatte dem Cyrus prophezeit, daß in den nächsten zehn Tagen keine Schlacht vorfallen werde, und der Prinz — vermeinend, wenn so viel Zeit verstriche, so werde dann nie eine geliefert — hatte drei tausend Dariken ihm versprochen, im Fall sein Wort sich bewähre. Die Zeit war nun verflossen und das Geld wurde ausbezahlt.

Da der König seines Bruders Uebergang nicht gehindert, so schien es in der That, er wolle nicht fechten, weshalb Cyrus am folgenden Tage sorglos hinzog, und am dritten auf seinem Wagen fuhr, unter geringer Begleitung von Bewaffneten. Das Heer marschirte ohne Ordnung, Lastthiere und Wagen trugen die meisten Waffen. Aber gegen Mittag, schon nahe dem Lagerplatze, sprengte plötzlich der

Digitized by Google

Perſer Potagyas, ein treuer Freund des Prinzen heran. Sein Roß trieſte, und allen Begegnenden rief er auf perſiſch und griechiſch laut zu, der König ſei im Anzuge mit einem großen geordneten Heere. Da entſtand ein gewaltiger Lärm. Alle eilten zu den Waffen, um nicht unvorbereitet überfallen zu werden. Cyrus ſprang vom Wagen, legte den Panzer an, beſtieg das Streitroß und faßte die Wurfpfeile. Eilig bildete Klearch mit ſeinen Griechen den rechten Flügel am Euſrat, tauſend paphlagoniſche Reiter geſellten ſich zu ihm, und neben ihm ſtand Proxenos; auf dem linken Flügel abermals Griechen unter Menon durch Barbaren verſtärkt. Und Cyrus hielt in der Mitte mit ſechshundert Reitern umgeben, alle gepanzert, Hüftharniſche tragend und Helme auf den Häuptern. Nur Cyrus ſtellte ſich mit bloßem Haupte zum Kampfe. Die Roſſe waren geſchützt durch Stirn- und Bruſtſchilde, die Reiter führten griechiſche Säbel. Es wurde Mittag und noch erſchien kein Feind. Aber bald nachher ſah man Staub wie weiße Wolken, die Ebene überzog ſich ſchwarz, und als die Feinde näher rückten, blitzten die kupfernen Schilde und Helme, die Lanzen blitzten und man konnte deutlich die Glieder unterſcheiden. Die Reiter auf dem linken Flügel waren weiß beharniſcht. Es hieß, Tiſſaphernes befehlige ſie. Dann folgten andere mit leichten perſiſchen Schilden, dann ſchwere Truppen (man ſagte, es wären Egyptier) mit hölzernen, bis auf die Füße ragenden Schilden; dann Reiter und Bogenſchützen, alle völkerweis, und jedes Volk

Digitized by Google

bewegte sich in einem dichten Viereck. Die Sichelwagen, mit Zwischenräumen, zogen sich längs der Fronte. An die Achse waren die Sichel befestigt und bogen sich zur Erde, um alles vor sich wegzumähen. Sie sollten die Glieder der Griechen trennen und niedermetzeln.

Unwahr hatte Cyrus berichtet, die Perser thäten mit Geschrei den Angriff, denn sie rückten still und langsam, wohlgeordnet heran. Der Prinz, an seiner Fronte hinabreitend, rief dem Klearch laut zu, er solle gegen die Mitte des feindlichen Heeres aufbrechen, dort sei der König, und dort siegend, sei alles gewonnen. Aber Klearch, fürchtend umringt zu werden, wollte sich vom Strome nicht trennen, und antwortete nur, er werde schon sorgen, daß alles gut von Statten gehe.

Die Feinde rückten allgemach näher, die Griechen standen noch und ordneten sich; der Prinz ritt vor zwischen beide Heere, doch dem seinigen etwas näher bleibend, und beobachtete beide. Da folgte ihm Xenophon, fragend, ob er noch etwas befehle? »Sage allen,« war die Antwort, »daß die Opferzeichen uns begünstigen.«

In diesem Augenblicke hörte er Lärmen durch alle Glieder. »Was ist das?« rief er. Die Losung geht herum, erwiederte Xenophon. — »Wer gab sie? und welche?« — Zevs der Erretter und Sieg! — »Es sei,« sprach Cyrus, »ich nehme die Losung an.« Mit diesen Worten sprengte er wieder an seinen Platz. Und als die Heere nicht ferne mehr von einander waren, da stimmten

die Griechen ihren Schlachtgesang an und setzten sich in Bewegung. Alle stießen zu gleicher Zeit ein lautes Geschrei aus, schlugen auch wohl die Spieße und Schilde aneinander, um die Rosse scheu zu machen, und setzten sich im vollen Lauf zum Angriff. Doch ehe noch ihr Bogenschuß den Feind erreichen konnte, wichen schon die persischen Reiter von den Griechen verfolgt, die einander zuriefen, nicht zu laufen, sondern in geschlossenen Gliedern den Fliehenden nachzusetzen. Die Sichelwagen, ohne Ordnung, rannten hin und her, bald durch die Feinde selber, bald durch die Griechen, die aber standen, und sie geschickt vermieden. Nur einer wurde ergriffen, weil er verwundert, gleichsam wie bei einem Wagenrennen dem Schauspiel zusah; doch soll auch dieser unbeschädigt geblieben sein, und von allen Griechen wurde nur einer auf dem linken Flügel erschossen. Als der Prinz gewahrte, daß die Griechen auf dieser Seite schon siegreich den Feind verfolgten, wuchs ihm der fröhliche Muth, und schon begrüßten, die um ihn waren, ihn als König. Doch die Freude machte ihn nicht sorglos. Er wußte, daß sein Bruder im Mitteltreffen stehe; was der jetzt unternehmen werde, beobachtete er mit sechshundert Reitern. Aber des Königs Heer war dem des Prinzen an Zahl so weit überlegen, daß eben dieses Mitteltreffen noch immer dem linken Flügel seines Bruders gegenüber stand, und er mit seinem rechten, weit ausgedehnten Flügel durch eine Schwenkung, die er jetzt befahl, die Griechen umringen konnte. Cyrus, die Folgen schnell übersehend, brach mit

Digitized by Google

ſeiner Schar mitten in den Feind, warf alles nieder, was den König deckte, trieb ſechstauſend Reiter in die Flucht und erlegte mit eigener Hand deren Oberſten Artagerſes. In der Hitze des Verfolgens hatten ſeine Begleiter ſich zerſtreut; nur wenige, faſt nur ſeine Tafelgenoſſen, blieben um ihn. In dieſem Augenblicke gewahrte er den König, vermochte nicht ſich zu halten, rief: Ich ſehe ihn! rannte auf ihn zu und ſtieß ihn durch den Panzer in die Bruſt, wie Kteſias, der Leibarzt, berichtet, der dieſe Wunde heilte. Doch zu gleicher Zeit empfing auch Cyrus durch einen Wurfſpieß eine tiefe Wunde unter dem Auge. Beide Brüder und ihre Leibwachen kämpften jetzt mit einander. Viele ſtürzten um den König her, aber auch Cyrus fiel, und acht der Edelſten wurden auf ſeinem Leichnam niedergehauen. Artoxares, der treueſte und geliebteſte ſeiner Höflinge, als er ſeinen Herrn fallen ſah, ſprang vom Roſſe, warf ſich über ihn, und wurde, auf des Königs Befehl, getödtet, oder wie andere wollen, ſtieß ſich ſelber das goldene Schwert in die Bruſt. So endete Cyrus, ein tapferer Prinz, den alle, die ihn gekannt, für den würdigſten hielten, jenes Erſten Cyrus Krone zu tragen; der ſchon als Knabe vor Allen ſich hervorthat, befehlen und gehorchen konnte; ein Roſſebändiger, ein wackerer Kriegsmann und kühner Jäger, der einſt ſogar mit einem Bären kämpfte und ihn tödtete, von welchem Kampfe er noch die Narben trug. Reich belohnte der Dankbare den Mann, der damals ihm zu Hilfe eilte. Als Statthalter wußte er allen

Digitized by Google

Städten Vertrauen einzuflössen, denn nie brach er sein Wort, selbst nicht gegen Feinde. Seine Freundschaft war unwandelbar. Gutes oder Böses vergalt er ohne Maß, und wünschte nur so lange zu leben, bis er an Freunden und Feinden solches erwiesen. Versöhnung duldete er nicht, sondern züchtigte unerbittlich. In seinen Staaten war jeder Reisende sicher, denn die Frevler lagen verstümmelt an den Landstraßen.

Die Tapfern, die Gerechten, ehrte er hoch, und machte sie reich, darum hatte er das beste Heer, die redlichste Gerichtspflege, und die Feldherren der Griechen hingen an ihm nicht um des Soldes willen, sondern weil sie für höheren Gewinn es achteten, einem solchen Fürsten zu gehorchen. Sah er Männer, die auf redlichen Wegen sich Reichthum erwarben, so gab er ihnen noch mehr dazu; nur deren Gold benutzte er, die es verheimlichten. Seinen Freunden war er der treueste Freund, und theilte gern empfangene Geschenke mit ihnen. »Mich können diese Kostbarkeiten nicht schmücken,« pflegte er zu sagen, »eines Mannes größte Zierde sind geschmückte Freunde.«

Daß er, der Mächtige, im Wohlthun die Seinigen übertraf, ist nicht seltsam; daß sie aber auch in Liebe und freundschaftlichem Eifer ihm nachstanden, bringt fürwahr ihm Ruhm. Oft sandte er diesem oder jenem Wein von seiner Tafel, entbietend: „Dieser Wein ist süß, wie ich schon lange keinen genossen, darum sollst du ihn heute trinken mit denen, die du am meisten liebst. »Oder es

Digitized by Google

waren Speisen von seinem Tische, durch die Botschaft gewürzt: »Hieran hat Cyrus sich vergnügt, darum sollst auch du davon kosten.« Also wurde er von allen geliebt, wie kein Grieche oder Barbar vor ihm, und keiner fiel von ihm ab (den Orontes ausgenommen), wohl aber gingen viele zu ihm über, die der König für seine treuesten Freunde gehalten. Auch sein Tod bewies, daß er tapfer war, und die tapfersten wohl kannte: denn alle, die ihn umgaben mischten ihr Blut mit dem seinigen.

Ihm wurde das Haupt und die rechte Hand abgehauen. Der König drang in sein Lager, plünderte es, nahm auch des Cyrus Geliebte gefangen, Phokais, ein schönes kluges Mädchen. Milesia, die Jüngere fiel den Soldaten in die Hände, rettete sich aber nackend zu den Griechen, die noch beim Gepäcke unter den Waffen standen, viele der Plünderer tödteten, selbst einige der ihrigen verloren, dennoch nicht zurück wichen, sondern das Mädchen und ihre eigene Habe schützten.

Der König plünderte und verfolgte, als sei der Sieg bereits entschieden; doch vernehmend, daß die Griechen seine Truppen geschlagen, sammelte er sie wieder und erneuerte die Schlachtordnung. Da berieth sich Klearch mit dem Proxenos, der ihm am nächsten stand, ob sie vorrücken, oder das Lager vertheidigen sollten? Artaxerxes schien die Griechen umgehen zu wollen; dem kamen sie durch eine Schwenkung zuvor. Schon früher hatte Tissaphernes vor ihnen mit Verlust sich zurückziehen müssen. Jetzt vereinte

Digitized by Google

er sich mit seinem Monarchen, und die Menge wollte den linken Flügel der Feinde umzingeln; der dehnte sich aber, den Fluß im Rücken aus, stimmte den Schlachtgesang an, und schritt munterer als vorher zum Angriff. Die Perser hielten nicht Stand, flohen in Unordnung und wurden von den Griechen verfolgt bis zu einem Flecken hinter dem ein Hügel lag, auf dem die persische Reiterei sich setzte; doch nur so lange, bis die Griechen ihr nacheilten; dann verschwanden alle. Des Königs Fahne wollte man sogar gesehen haben, einen fliegenden goldenen Adler, auf eine Lanze befestigt. Klearch ließ vom Hügel herab die Fliehenden beobachten, und, weil die Sonne schon zum Untergang sich neigte, machten die Griechen Halt, entwaffneten sich und ruhten aus. Es befremdete sie, weder den Cyrus noch einen Boten von ihm zu sehen, denn daß er gefallen war, wußten sie nicht. Sie wähnten ihn noch im Verfolgen begriffen, oder zur Eroberung einer Feste vorausgezogen. Sollten sie nun bleiben, wo sie standen und ihr Gepäck dahin tragen? oder in das Lager zurück kehren? das Letztere wurde beschlossen. Gegen die Zeit des Abendbrotes erreichten sie die Zelte, und so endete dieser Tag.

Im Lager fanden sie alles geplündert, Speisen und Getränke, vier hundert Wagen voll Mehl und Wein, die des Prinzen Vorsicht für den Nothfall gespart hatte. Die Griechen, noch ungespeiset — denn der Feind erschien ehe das Heer zum Mittagsmahl sich lagern konnte — mußten jetzt hungrig die Nacht zubringen. Bei Tages Anbruch,

Digitized by Google

als noch immer weder Cyrus noch ein Bote vom ihm erblickt wurde, beschlossen die Feldherren sich zu wapnen und vorzurücken, bis sie mit dem Prinzen sich vereinigen würden. Endlich, schon auf dem Zuge begriffen, erfuhren sie durch Nachgesandte, Cyrus sei gefallen; nur Ariäos, der Oberste von dessen Reiterei, auf dem linken Flügel stehend, habe sich fliehend mit dieser gerettet, als er des Prinzen Tod vernommen, und stehe jetzt, sammt den Barbaren, in dem am vorigen Tage verlassenen Lager, harrend ob die Griechen ihm folgen würden. Doch am nächsten Morgen wolle er aufbrechen und nach Jonien zurückkehren.

Bestürzt vernahm das Heer die Trauerbotschaft, und Klearch sprach: „Wollte Gott, der Prinz lebte noch! nun er aber gefallen, so berichtet dem Ariäos, daß wir die Perser besiegt und kein Feind mehr gegen uns ficht. Wäret ihr nicht gekommen, wir schritten noch immer vorwärts. Darum verkündet dem Ariäos: Er komme, wir wollen ihn zum Könige erheben, denn dem Sieger gebührt die Herrschaft.

Während die Boten, und mit ihnen Menon, des Ariäos Gastfreund, diesen Auftrag zu berichten gingen, machten die Griechen Halt und schlachteten zur Speise ihre Lastthiere. Auf der Wahlstatt sammelten sie die Pfeile und hölzernen Schilde und leeren Wagen, um bei diesem Holze ihr Fleisch zu braten. Gegen Mittag erschienen Herolde von Tissaphernes, unter ihnen ein Grieche Phali-

Digitized by Google

nos, der viel bei diesem Perser galt, weil er in der Kriegskunst erfahren zu sein vorgab. Den versammelten Feldherren wurde entboten: durch den Tod des Cyrus sei der Sieg dem Könige verblieben, der nun den Griechen beföhle, ihre Waffen auszuliefern, und an seinem Hofe um Gnade zu bitten. Das hörten die Griechen unwillig. »Sieger,« sprach Klearch, »pflegen ihre Waffen nicht auszuliefern. Doch antwortet ihr übrigen, wie es euch am rühmlichsten dünkt.« Mit diesen Worten entfernte er sich, um die Eingeweide der eben geopferten Thiere zu beschauen.

Da antwortete Kleanor, ein Arkadier und der Aelteste: »Lieber sterben, als die Waffen ausliefern!« und Prorenos sprach: »Fordert der König unsere Waffen als Sieger, so komme er sie zu holen; erbittet er sie als ein Geschenk, was soll uns dafür werden?« Phalinos erwiederte: »Der Monarch hat den Cyrus erlegt und hält sich darum für den Sieger; denn wer möchte noch um die Krone mit ihm kämpfen? euch hält er für seine Gefangene, denn ihr steht mitten in seinem Lande, zwischen undurchgänglichen Strömen, und er kann durch ein großes Herr euch umzingeln.«

Da nahm Xenophon das Wort: »Wir haben nichts gerettet, als unsere Waffen und unseren Muth. Beide verbürgen uns Sicherheit. Darum wähne nicht, wir würden jemals unser letztes Gut überliefern; es reicht wohl noch hin, um eure Güter damit zu erkämpfen.«

Lachend versetzte Phalinos: »Junger Mann, du redest

Digitized by Google

wie ein Philoſoph, doch thöricht iſt die Einbildung, durch eure Tapferkeit der Macht des Königs zu widerſtehen.“ Andere ſprachen gelinder: ſie wären dem Cyrus treu geweſen, und, wenn der König nun ihr Freund ſein wolle, ſo könnten ſie auch ihm recht nützlich werden zu irgend einer Unternehmung, etwa Egypten zu erobern. Hier kam Klearch zurück und fragte: ob die Antwort ſchon erfolgt?

„Erkläre du ſelber deine Meinung,“ erwiederte Phalinos, „denn hier ſpricht Einer dies, der Andere das.“

Da ſprach Klearch: „Phalinos, ich und wir alle ſehen dich hier gern, denn du biſt ein Grieche und wir alle ſind es. So rathe du uns nun. Bei den Göttern! du ſollſt uns rathen, was dich am beſten und rühmlichſten dünkt, was dir Ehre bringen mag, wenn in künftigen Zeiten erzählt wird, Phalinos, der Grieche, habe einſt im Namen des perſiſchen Monarchen ſeinen Landsleuten befohlen ihre Waffen auszuliefern, und, auf ihr Verlangen, ihnen Rath ertheilt. Sprich! du weißt, ganz Griechenland wird erfahren, was du jetzt geſprochen.“

Der ſchlaue Klearch meinte, wenn Phalinos ſelber die Unterwerfung widerriethe, ſo würden die Griechen um ſo muthiger bleiben; doch ſeine Erwartung täuſchte ihn, denn nach einigem Bedenken ſagte dieſer: „Dürft ihr hoffen, wie eins gegen tauſend, daß ihr fechtend entrinnen werdet, ſo rathe ich euch zu fechten; iſt aber keine Rettung möglich ohne des Königs Willen, ſo helft euch, wie ihr könnet.“

Digitized by Google

»Das ist deine Meinung,« erwiederte Klearch, »die unserige hinterbringe deinem Monarchen mit folgenden Worten: Wir, seine Freunde, können bewaffnet ihm nützlicher sein als unbewaffnet; wir, seine Feinde, bedürfen der Waffen um gegen ihn zu fechten, darum in beiden Fällen es unberathen wäre, sie auszuliefern.«

»Wohl,« sprach Phalinos, »wir werden so berichten. Doch Eines noch befahl der Monarch zu sagen: Bleibt wo ihr steht, so werde euch Waffenstillstand vergönnet; schreitet ihr aber vor- oder rückwärts, so ist Krieg die Losung. Was entscheidet ihr?« »Sage deinem Herrn,« antwortete Klearch, »wir sind seiner Meinung.«

»Welcher?« fragte Phalinos. »Waffenstillstand, wenn wir bleiben; Krieg, wenn wir vor- oder rückwärts schreiten.« Jener wiederholte die Frage, dieser dieselbe Antwort, denn seine Gedanken offenbarte er nicht, und die Herolde zogen ab.

* * *

Jetzt kamen die Boten aus dem Lager des Ariäos zurück, nur Menon war dort geblieben. Sie brachten die Antwort jenes Feldherrn: es würden die Perser, deren viele eines höheren Standes als er, ihn nicht für ihren König erkennen, darum wiederholte er den Vorschlag, in der kommenden Nacht mit ihnen sich zu vereinigen; geschähe es nicht, so würde er doch am Morgen zum Rückzug aufbrechen. Da sprach Klearch: »Thut was euch das Beste dünkt.« Doch was er thun wollte, sagte er nicht.

Digitized by Google

Aber am Abend berief er die Obersten und redete sie also an: »Männer! ich habe geopfert, ob wir gegen den König anrücken sollten? die Vorbedeutungen waren ungünstig und mit Recht. Denn ich weiß nun, daß zwischen uns und dem Feinde der schiffbare Tigris strömt, den zu überschreiten uns Fahrzeuge mangeln. Hier dürfen wir auch nicht verweilen, denn uns gebrechen die Lebensmittel. Wollen wir uns aber zu des Cyrus Freunden begeben, so weissagen die Opfer, es werde gelingen. Darum gehet und esset was ihr habt. Wird mit dem Horne das Zeichen der Ruhe gegeben, so bereitet euch zum Aufbruch. Ertönt das Horn zum zweiten Male, so beladet die Lastthiere, und beim dritten Rufe setzt euch in Bewegung. Das Gepäcke zieht längs dem Strome, die Bewaffneten decken es.» Alle gehorchten ihm, nicht als dem Erwählten, sondern als dem, der Feldherren-Pflichten am kundigsten. Sie waren aber von Ephesos in Jonien bis auf das Schlachtfeld bei Kunara drei und neunzig Tage gezogen und von Babilon noch etwa zwanzig Tagmärsche entfernt.

Als es finster geworden, ging ein Thracier mit vierzig Reitern und drei hundert Mann zum Könige über. Klearch brach auf und führte das Heer wie beschlossen worden. Um Mitternacht erreichte er das Lager des Ariäos. Hier schwuren sich die Perser und Griechen den Eid, einander nicht zu verrathen und treulich beisammen zu halten. Sie fingen das Blut der Opferthiere in den Schilden auf, die Perser tauchten ihre Spieße, die Griechen ihre Schwerter in das Blut.

Digitized by Google

Dann befragte Klearch den Ariäos, welche Straße er zu ziehen gesonnen? dieselbe auf der sie kamen? oder eine bessere? »Auf jener,« antwortete Ariäos, »müssen wir verhungern, denn schon in den letzten siebzehn Tagen litten wir Mangel und, was noch da war, zehrten wir auf. Darum stimme ich für einen längeren, doch mit allen Bedürfnissen wohl versehenen Weg. Wenn wir in den ersten Tagen durch beschleunigte Märsche uns so weit als nöthig vom Feinde entfernen, so wird er dann uns nie erreichen; denn mit geringer Macht uns zu folgen, wagt er nicht, und ein großes Heer bewegt sich langsam, und ist schwer zu versorgen.«

Dieser Meinung folgend begann der Zug. Man hoffte, mit Sonnen Untergang babilonische Dörfer zu erreichen und man irrte nicht. Aber gegen Abend erschienen Reiter in der Ferne. So kam es den Griechen vor, und sie eilten sich zu ordnen, und Ariäos, fahrend wegen einer Wunde, sprang vom Wagen sich zu rüsten. Doch ausgesandte Kundschafter berichteten: es wären nur Lastthiere auf der Weide. Da merkten alle, das persische Heer sei nahe, auch wurden rauchende Dörfer gesehen. Klearch wollte die ermüdeten, nüchternen Truppen nicht im Dunkel gegen den Feind führen, doch auch den Schein der Flucht vermeiden. Er lagerte sich mit dem Vortrab in den nächsten, durch die Perser verödeten Dörfern. Sogar die Balken hatten sie fortgeschleppt. Die Nachkommenden wählten im Finstern eine Lagerstatt, wie der Zufall sie an-

Digitized by Google

wies, erhuben ein Geschrei und riefen einander zu, daß die nächsten Feinde es vernahmen und erschrocken aus ihren Zelten flohen. Am andern Morgen sah man weder Lager noch Rauch, noch Lastthiere mehr, und den König selber hatte Furcht ergriffen.

Aber auch unter den Griechen verbreitete sich in der folgenden Nacht ein panischer Schrecken, das Getümmel wurde groß, die Verwirrung nahm überhand. Da ließ Klearch durch einen Herold Stille gebieten und verkünden: Des Schreckens Ursach sei nur ein Esel, den irgend ein Uebelwollender in das Heer gelassen; wer den Thäter angeben könne, solle zur Belohnung ein Silbertalent empfangen. Das beruhigte alle.

Jetzt sandte der König, der noch vor Kurzem die Waffen der Griechen so trotzig begehrt hatte, neue Herolde mit Vergleichs-Vorschlägen. Die Vorposten meldeten ihre Ankunft, als eben Klearch das Heer musterte. Sie sollten warten, ließ er sagen, bis er Zeit haben werde. Dann stellte er das Heer in einen schönen, dichtgeschlossenen Phalanx, und als die Waffen überall blitzten, ließ er die Boten rufen und empfing sie an der Spitze seiner ansehnlichsten Krieger. Was wollt ihr? fragte er. Sie sprachen vom Vergleich, als des Königs Bevollmächtigte. »Sagt ihm,« antwortete Klearch, »wir müssen uns schlagen, denn wir haben kein Brot. Wer mit Griechen vom Vergleich reden will, muß zuvor sie speisen.«

Die Herolde gingen und kehrten so schnell zurück, daß

Digitized by Google

wohl zu erkennen war, der König oder sein Beauftragter sei in der Nähe. Der Griechen Forderung, hieß es, scheine dem Monarchen billig; Wegweiser sollten, nach geschlossenem Waffenstillstand, sie an Orte führen, wo Lebensmittel zu finden. »Sind wir alle in diesem Vertrag begriffen?« fragte Klearch, »oder nur die, an jene Orte Gehenden und von da Zurückkehrenden?« Alle, war die Antwort. Da ließ er sie hinausgehen und hielt Rath. Es wurde beschlossen, eilig einen Waffenstillstand einzugehen, um Nahrungsmittel zu erlangen. Doch zögerte Klearch mit seinem Worte gegen die Boten, um sie in Furcht zu erhalten; gab es endlich und befahl, das Heer versprochenermaßen zu führen. Er selber folgte mit dem Nachtrab. Auf diesem Wege fand er Gräben und Kanäle voller Wasser, vermuthlich Ueberschwemmungen vom Könige angeordnet, um die Straße zu verdecken, denn in dieser Jahreszeit pflegte man die Felder nicht zu wässern. Es wurden Palmbäume umgehauen, Brücken und Stege daraus bereitet, Klearch, den Spieß in der Linken, den Stab in der Rechten haltend, war überall befehlend und hilfreich, sprang selber in den Schlamm, arbeitete selber unermüdet und beschämte alle. Nur junge Männer hatte er angestellt, aber als die Alten seinen Eifer sahen, griffen auch sie munter zu. So erreichte man die Dörfer, wo Erquickung bereit war, Getreide und Palmwein und Essig aus solchem Weine gekocht. Die schönsten Palmfrüchte, dem Börnstein ähnlich, wurden den Herren vorgesetzt, die geringeren den Knech-

Digitized by Google

ten, die getrockneten als Nachtisch. Speise und Trank fanden die Griechen süß und kräftig, doch viele erkrankten von dem Genuß.

Drei Tage verweilten sie hier, da kamen Tissaphernes und der Königin Bruder, und noch drei andere Perser, mit großem Gefolge von Sklaven. Als die Feldherren ihnen entgegen gingen, sprach Tissaphernes durch einen Dolmetscher also:

»Griechische Helden! ich bin euer Nachbar, und mich schmerzt es, euch in dieser verzweifelten Lage zu erblicken. Darum bat ich den Monarchen, um meiner treuen Dienste willen mir zu vergönnen, daß ich nach Griechenland euch zurückführe, wodurch ich euren, und den Dank aller Griechen zu verdienen hoffe. Er versprach mir, meine Bitte zu überlegen, doch sollte ich zuvor euch befragen: warum ihr gegen ihn ausgezogen? ich rathe euch zu einer milden Antwort, damit ich um so leichter Gutes für euch wirken könne.«

Die Griechen traten ein wenig bei Seite um sich zu berathen, dann brachte Klearch die Gegenrede: »Wir sind nicht gekommen um den König zu bekriegen. Mancherlei Vorwand brauchte Cyrus um uns herzuführen. Als Gefahr ihm drohte, schämten wir uns vor Göttern und Menschen, ihn zu verlassen, nachdem wir so manches Gute von ihm empfangen. Nun er todt ist, so trachten wir nicht nach des Königs Herrschaft und Leben, oder nach Verheerung seines Landes. Man vergönne uns nur, unbeleidigt heim zu

Digitized by Google

ziehen. Wohlthaten wissen wir zu vergelten; doch, angetastet, werden wir, mit der Götter Hilfe, uns vertheidigen."

Tissaphernes versprach, diese Antwort zu berichten. Bis zu seiner Wiederkunft sollte der Waffenstillstand gehalten, und der Markt versorgt werden. Am andern Tage erwarteten die Griechen ihn vergebens und wurden bekümmert. Allein am dritten brachte er des Königs Genehmigung, obschon, wie er sagte, viele widersprochen hatten, der Majestät verkleinerlich es darstellend, Leute ziehen zu lassen, die gegen den Monarchen die Waffen geführt. »Aber nun schwören wir euch," so beschloß er seine Rede, »ihr sollt im Frieden ziehen und an Lebensmitteln keinen Mangel leiden. Ihr schwört hinwiederum Haltung strenger Manneszucht und bare Zahlung für unsere Lieferungen. Nur wenn diese nicht erfolgen, mögt ihr nehmen was ihr bedürft." Dieser Vertrag wurde beschworen, und sie reichten einander die Rechte. Dann begab sich Tissaphernes wieder zum Könige. Sobald er seine Geschäfte vollbracht, wollte er kommen, die Fremdlinge nach Griechenland führen und in seine Statthalterschaft zurückkehren. Doch länger als zwanzig Tage ließ er auf sich warten. Ariäos und die Griechen standen während dieser Zeit einander nahe im Lager. Zu jenem kamen seine Brüder und Verwandte, unter seine Soldaten mischten sich Perser, ihnen zusichernd, der Monarch werde des Vergangenen nicht gedenken. Das machte sie kühler gegen die Griechen und diese merkten es wohl, gingen unwillig zu ihrem Feldherrn und sprachen:

Digitized by Google

»Warum sollen wir noch warten? ist nicht klar, daß der König uns zu Grunde richten will, damit alle Griechen sich fürchten sollen gegen ihn in's Feld zu rücken? Noch sucht er uns aufzuhalten, weil sein Heer zerstreut ist; hat er es gesammelt, so wird er ungesäumt uns überfallen. Vielleicht daß er auch durch Gräben oder Schanzen uns die Wege sperren läßt. Denn nimmer werden wir mit seinem guten Willen in der Heimath erzählen, wie unsere geringe Zahl seine ganze Macht vor seinen Thoren überwunden, und wie wir, seiner spottend, heim gezogen.« »Das sind auch meine Gedanken,« erwiederte Klearch, »doch, brechen wir auf, so laden wir auf uns den Schein gebrochener Verträge. Zufuhr und Wegweiser werden uns mangeln. Ariäos wird sich von uns wenden, kein Freund uns übrig bleiben, die vormalige Zuneigung in Feindschaft sich wandeln. Auch ist mir unbekannt, ob wir sonst noch Flüsse antreffen werden. Daß wir gegen der Feinde Willen den Eufrat nicht überschreiten dürfen, wißt ihr alle. Kommt es zum Gefecht, so mangelt uns Reiterei. Die Perser haben eine treffliche. Was könnte selbst der Sieg uns nützen? doch geschlagen würde schwerlich Einer von uns entrinnen. Auch dünket mich unwahrscheinlich, daß der König, eines zahlreichen Heeres Meister, geschworen, seine Rechte uns dargereicht, die Götter zu Rächern des Meineides würde angerufen haben, wenn er uns vertilgen, an Griechen und Barbaren meineidig werden wollte.«

Das und noch mehr dergleichen gab Klearch zu beden-

Digitized by Google

ken. Endlich kam Tissaphernes mit seinen Truppen, und des Königs Eidam, Orontes, mit den seinigen, und der Rückzug begann, von Tissaphernes geführet, der auch mit Lebensmitteln die Griechen versorgte. Ariäos und die Barbaren, die unter Cyrus gedient, zogen mit den Persern, lagerten sich auch unter ihnen, während die mißtrauischen Griechen stets entfernt sich hielten, und, als gegen Feinde, auf ihrer Hut blieben. Das verstimmte die Gemüther. Bisweilen kam es auch, wenn Holz oder Futter gesammelt wurde, zu Thätlichkeiten zwischen Einzelnen; das erregte Groll.

Nach drei Tagen ließen sie die medische Grenzmauer hinter sich. Sie war aus Ziegelsteinen erbauet, zwanzig Fuß breit, hundert Fuß hoch und reichte viele Meilen weit fast bis Babylon. Zwei Tage später gingen sie auf Schiffbrücken über Kanäle, die aus dem Tigris abgeleitet waren, und wiederum durch Nebenzweige, erst große, dann immer kleinere, in die Felder sich ergoßen, gleichwie in Griechenland die Hirsenfelder gewässert werden.

Dann kamen sie am Tigris zu einer großen, volkreichen Stadt, Sitoke, wo die Griechen in einem schönen Garten unter dichten Bäumen sich lagerten, die Barbaren hingegen über den Tigris gingen und nicht mehr gesehen wurden. Von ungefähr lustwandelten Proxenos und Xenophon nach der Abendmahlzeit, da trat ein Fremdling sie an, fragend, wo er den Proxenos und Klearch finden könne? Er kam vom Ariäos, Menon's Gastfreunde, doch suchte er den

Digitized by Google

Menon nicht. »Ich bin es,« sagte Proxenos, »den du zu sprechen begehrest.« — Da hub der Fremdling an: »Mich senden Ariäos und Artabazes, des Prinzen Getreue und euch Gewogene; ihr sollt in dieser Nacht euch hüten vor Ueberfall, denn es liegt viel Volkes in den benachbarten Gärten. Auch rathen sie euch, die Brücke über den Tigris zu besetzen, weil Tissaphernes damit umgeht, in der Nacht sie abzubrechen, um zwischen dem Kanal und diesem Strom euch einzuschließen.«

Alsobald wurde der Fremde zum Klearch geführt, welcher heftig erschrack. Doch ein Jüngling nahm nach kurzem Bedenken das Wort. Ihm schienen Ueberfall und Zerstörung der Brücke widersprechende Entwürfe. »Denn,« sprach er, »wenn sie bei jenem siegen, wozu diese vernichten? Gäbe es auch noch mehrere Brücken, keine würde uns Rettung schaffen. Werden sie aber geschlagen, so können, bei zerstörter Brücke, sie weder fliehen noch vom andern Ufer Hilfe erwarten.«

Klearch beherzigte das und fragte den Boten: »Wie groß ist das Land zwischen dem Tigris und dem Kanal?« — »Sehr groß,« war die Antwort, »es liegen der Städte und Flecken viele darin.« — Da merkte man, er sei von den Persern abgeschickt, die etwa fürchten mochten, wenn die Griechen auf der Insel blieben, durch den Tigris auf der einen, den Kanal auf der andern Seite geschützt, in einem Lande, welches reichlichen Unterhalt gewährte, so möchten sie dort als Feinde sich festsetzen. So legten es die

Digitized by Google

Feldherren aus, begaben sich zur Ruhe, ließen aber doch eine Wache auf der Brücke, wo während der Nacht kein Feind sich blicken ließ, auch wurden sie nicht überfallen, sondern zogen mit der Morgenröthe behutsam über den Strom. Siebenunddreißig Böte trugen die Brücke. Zwar hatten einige Griechen aus dem Gefolge des Tissaphernes berichtet, daß man bei diesem Uebergang sie angreifen werde; aber fälschlich, denn nur einige Reiter beobachteten das Heer in der Ferne, und, von dessen Zuge vergewissert, sprengten sie alsogleich zurück.

Die Griechen stießen nach vier Tagmärschen auf einen unechten Bruder des Königs, der von Susa und Ekbatana herauf ein mächtiges Heer ihm zu Hilfe führte. Er machte Halt. Sie zogen an ihm vorbei, und Klearch wußte seine Haufen so zu ordnen und auszudehnen, daß ihre Zahl dem erstaunten Perser groß vorkam.

Nach sechs Tagen gelangten sie, durch medische Wüsten, an einige der Paryssatis unterthänige Ortschaften. Um den Cyrus noch in seiner Mutter zu verhöhnen, wurde den Griechen Plünderung verstattet. Sie fanden viel Getreide, Schafe und andere Güter, nur Sklaven durften sie nicht rauben.

Abermals fünf Tage zogen sie durch eine Wüste, den Tigris zur Linken. Jenseits lag Känä, eine große, reiche Stadt, aus der die Perser auf ledernen Böten Brot, Käse und Wein zuführen. Dann gelangten sie an den Fluß Zabatos und ruheten drei Tage. Obgleich offenbare Nach-

Digitized by Google

ſtellungen hier nicht zu fürchten ſchienen, ſo nährte man doch ſtets Verdacht, weshalb Klearch, um endlich alles aufzuklären, eine Unterredung mit Tiſſaphernes begehrte, die ihm augenblicklich zugeſtanden wurde. Da ſprach er alſo: „Wir haben einander geſchworen, uns nicht zu beleidigen. Doch ſtehſt du gegen uns auf deiner Huth wie vor Feinden. Dies bemerkend, thaten wir ein Gleiches. Weil ich aber, ſtreng geprüft, nicht finde, daß du uns ſchaden wollen, ſo wenig als wir dir, ſo meinte ich, eine Unterredung zwiſchen uns könne das wechſelſeitige Mißtrauen zerſtören; denn ſchon manche, die ich gekannt, fürchteten einander, durch Verleumdung oder Argwohn gereizt, und fügten, um Uebel abzuwenden, Schuldloſen viel Böſes zu. Darum komme ich freundlich zu dir, und ſage dir: es iſt nicht recht, daß du dein Vertrauen uns entzieheſt. Wir haben dir geſchworen, welcher Meineidige findet Glück auf Erden? wie könnte er den Göttern entfliehen? in welches Dunkel ſich verbergen? welche Freiſtatt hoffen? überall herrſchen die Götter! bedenke dies Wichtigſte. Doch nicht genug: du biſt uns jetzt über Alles theuer. Mit dir wird unſere Heimkehr gelingen, kein Mangel uns drücken. Ohne dich ziehen wir im Finſtern, der Wege unkundig; jeder Strom wird unſere Schritte hemmen, jedes Volk uns furchtbar werden, am ſchrecklichſten die Einöden! — Wollten wir in blinder Wuth nach deinem Leben trachten, das wäre Mord an unſerm Wohlthäter. Ich war des Cyrus Freund, weil er die Macht, Gutes zu thun, beſaß. Jetzt

Digitized by Google

sehe ich diese Macht in deinen Händen, und deine Herrschaft ist gesichert: wer möchte denn so rasend sein, dich anzufeinden? — Allein auch du hast Gründe, unser Freund zu werden. Die Myser, die Pisider, vor allen die Egyptier beweisen euch Tücke; mit unserer Hilfe könnt ihr leicht sie demüthigen oder züchtigen. Jedes benachbarte Volk würden wir unter deinen Scepter beugen, und nicht um Sold, nein, aus Dankbarkeit für unsere Rettung dir eifrig dienen. Darum scheint mir seltsam, in Mißtrauen dich befangen zu sehen. Nenne mir den Mann, der solches dir einflößen dürfte."

Da antwortete Tissaphernes: »Ich freue mich, so weise dich reden zu hören. Wohl würdest du dein eigenes Unglück schmieden, wenn du mir nachstelltest. Allein auch ihr hegt ungerechten Argwohn. Wollten wir euch verderben, es wäre uns ein leichtes, und mit keiner Gefahr verknüpfet. Uns steht ein mächtiges Heer zu Gebote. Ihr zieht durch Länder, deren Bewohner unsere Freunde; über Gebirge, die wir besetzen und für euch sperren; über manche Flüsse, wo wir nach Belieben die Zahl der Eurigen, dem Tode Geweihten, bestimmen könnten. Andere Ströme würdet ihr nimmer ohne unsere Hilfe überschreiten. Und gesetzt, ihr bliebet uns dennoch überlegen, so dürften wir nur durch Feuer alle Früchte zerstören, und den Hunger für uns fechten lassen, den auch ihr Tapferen nicht überwindet. Warum sollten wir denn, unter so vielen gefahrlosen Wegen, gerade nur den erwählen, der ruchlos vor Göttern,

Digitized by Google

und schimpflich vor Menschen ist? der nur Verzweifelnden geziemt, die in höchster Noth durch Meineid und Treubruch sich retten wollen? Nein, Klearch, so feige, so vernunftlos sind wir nicht. Wir konnten euch vertilgen, warum geschah es nicht? weil ich euch liebe, euch Treue beweisen, und die Völker, die dem Cyrus um Sold dienten, durch Wohlthaten an mich fesseln wollte. Was ihr einst mir werden könnet, hast du schon berührt, doch ich weiß ein Wichtigeres: nur dem Monarchen ist vergönnet, den Königs-Schmuck auf dem Haupte zu tragen, allein in eurer Mitte darf auch wohl ein Anderer ihn im Herzen tragen.»

Klearch, diesen Worten vertrauend, sprach: »Wohlan! die härtesten Strafen gebühren den Verleumdern, die solche Freunde zu entzweien streben.»

»Kommt Alle zu mir, öffentlich,» erwiederte Tissaphernes, »ihr Feldherren und Oberste, so will ich den Mann euch nennen, der Hinterlist euch aufgebürdet.»

»Mit Allen will ich kommen,» versprach Klearch, »und dann auch dir entdecken, woher ich den Verdacht geschöpft.» Nach dieser Unterredung zeigte Tissaphernes ungezwungene Vertraulichkeit, bat den Griechen, da zu bleiben, und zog ihn an seine Tafel. Als Klearch am folgenden Tage zurückkehrte, war es wohl zu merken, wie ganz der Perser ihn gewonnen. Daß man auf dessen Verlangen zu ihm gehen müsse, erklärte er laut, und wer dort von den Griechen der Verleumdung überführt würde, der sollte den Tod des Verräthers sterben. Sein Argwohn traf Menon, seinen

Digitized by Google

Feind, weil er wußte, dieser strebe nach der Perser Freundschaft, um der Erste im Heere zu werden. Das war auch sein Ziel, er suchte alle zu gewinnen und die Murrenden zu entfernen.

Einige Soldaten äußerten bedenklich, man solle dem Tissaphernes nicht trauen, und die Anführer der Griechen nicht alle zu ihm senden. Allein Klearch stritt heftig dafür, und bewog fünf der Feldherren, zwanzig der Obersten, mit ihm zu gehen. Unter dem Vorwand, einzukaufen, folgten ihm noch etwa zweihundert Soldaten. Als sie nun des Persers Zelt erreichten, wurden die Feldherren hinein gerufen, Proxenos und Menon, Agios, Klearch und Sokrates. Die Obersten blieben draußen. Plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen, wurden die im Zelte verhaftet, die vor demselben niedergehauen. Persische Reiter sprengten zugleich in die Ebene, alle Griechen tödtend, die sie fanden. Die im Lager sahen jene Reiter, und blieben zweifelhaft, was zu thun, bis der Arkadier Nikarchos fliehend kam. Ihm war der Unterleib aufgerissen, er hielt die Eingeweide mit den Händen, und erzählte, was geschehen. Da griffen die bestürzten Griechen hastig zu den Waffen, erwartend, daß man augenblicklich ihr Lager überfallen werde. Allein nur Ariäos erschien mit noch Zweien von des Cyrus Getreuesten, und einem Gefolge von dreihundert geharnischten Persern, unter denen der griechische Dolmetscher auch des Tissaphernes Bruder erkannte. Sie forderten, es solle ein Feldherr oder Oberster hervortreten, wenn einer vorhanden sei, um

Digitized by Google

des Königs Befehle zu vernehmen. Da trat behutsam der alte Kleanor mit einigen Andern hervor, unter ihnen auch Xenophon.

»Ihr Griechen!« sprach Ariäos, »um Meineids willen ist Klearch mit dem Tode bestraft; Proxenos und Menon aber, die Entdecker seiner Hinterlist, werden hoch geehrt. Von euch fordert der Monarch die Waffen, denn Cyrus war sein Knecht, und dem gehörten sie.« Kleanor nahm das Wort:

»Schändlichster aller Menschen! Du, Ariäos! und ihr Andere, einst Freunde des Cyrus! Ihr scheut nicht Götter noch Menschen. Geschworen habt ihr, unsere Freunde und Feinde sollten auch die eurigen sein; jetzt verrathet ihr uns dem Tissaphernes, dem ehrlosesten, gottlosesten Manne! und nachdem ihr die ermordet, an die ein Schwur euch band, wollt ihr auch uns vernichten.«

Ariäos sprach: »Klearch ist zuerst an uns Allen zum Verräther geworden.« Da sagte Xenophon: »Wenn dem also ist, so litt er mit Recht des Meineids Strafe. Doch Proxenos und Menon, die, euch warnend, eure Wohlthäter wurden, die sendet uns zurück. Als Freunde beider Theile können sie uns am besten rathen.«

Hierauf besprachen sich die Perser eine Weile mit einander, und gingen endlich ohne Antwort. Aber die Gefangenen wurden nach Hofe gesandt und dort enthauptet. Klearch war, nach Aller Zeugniß, ein großer Feldherr, nur dem Kriege allzu geneigt. Einst diente er den Spartanern

Digitized by Google

gegen die Athenienſer. Nach dem Frieden wußte er jene zu überreden, die Griechen wären von den Thraciern beleidigt. Man ſandte ihn gegen dieſe. Doch als die Ephoren bald anderen Sinnes wurden, beriefen ſie ihn zurück. Er gehorchte nicht, und Sparta verdammte den Ungehorſamen zum Tode. Damals floh er zum Cyrus. Krieg war ihm lieber als ruhiger Beſitz ſeiner Güter. Wenn andere durch ihr Gold ſich Vergnügen ſchufen, ſo verwandte er das Seinige auf Soldaten, denn nur Krieg war ſein Vergnügen. Gefahren ſcheute er nicht, bei Tag und Nacht ſuchte er den Feind. Den Soldaten wußte er Vertrauen einzuflößen, er ſorgte für ihre Bedürfniſſe. Doch war er ſtreng, ſeine Miene ernſt, ſeine Stimme rauh. Er ſtrafte hart, auch wohl in der Hitze, das gereute ihn bisweilen. Die Kriegszucht hielt er für unentbehrlich, und pflegte zu ſagen: ein Soldat müſſe den Befehlshaber mehr als den Feind fürchten, damit er ſeine Pflichten treu erfülle. Am liebſten gehorchten ihm die Seinen in Gefahren; dann ſchien ſein Ernſt ihnen Sanftmuth, ſeine Härte nur dem Feinde furchtbar. Konnten ſie aber, nach überſtandener Gefahr, zu andern Feldherren übergehen, ſo thaten es viele, denn er wußte ihre Liebe nicht zu gewinnen; ſie waren gegen ihn geſinnt wie Knaben gegen ihre Lehrer. Nur in der Noth folgten ſie ihm gerne. Er ſelber mochte ungern andern gehorchen. Als er umkam, war er ein Mann von etwa fünfzig Jahren.

Proxenos, der Böoter, entbrannte ſchon als Knabe

Digitized by Google

von der Begier nach großen Thaten, und schonte kein Geld um sich Kenntnisse zu erwerben. Nach Ruhm, Macht und Reichthum strebte er, doch nur auf redlichen Wegen. Er wußte ein Herr gegen den Feind zu führen, nicht aber den Soldaten Ehrfurcht einzuflößen. Er scheute ihren Haß mehr, als sie den Ungehorsam gegen ihn. Die Tapfern zu loben, die Feigen blos nicht zu loben, schien ihm genug; darum liebten jene ihn, während diese ihm Fallstricke legten, seine Leichtgläubigkeit mißbrauchend. Er fiel als er kaum dreißig Jahre zählte.

Menon, der Thessalier, herrsch- und habgierig, betrachtete den Ruhm nur als ein Erwerbsmittel, schloß sich an Mächtige um ungestraft Böses zu thun. Ihm waren Meineid, Lug und Trug die kürzesten Wege zu jedem Ziele; Aufrichtigkeit hieß ihm Einfalt. Niemand liebte er, seine Freundschaft schützte nicht vor seinen Nachstellungen. Der Feinde spottete er nur hinter ihrem Rücken. Ihre Güter zu rauben hatte er nicht den Muth, wohl aber die der Freunde, weil unverwahrtes Gut leichter genommen wurde. Bösewichter fürchtete er gleich Bewaffneten, Redliche hingegen hielt er für unmännlich und bequem zu seinem Dienst. Menschen ohne Arglist schienen ihm ungebildet. Betrug, Erdichtung, Spott über Freunde vergnügte ihn. Durch Verleumdung suchte er sich einzuschmeicheln, die Soldaten zu gewinnen durch Theilnahme an bösen Streichen. Geehrt wollte er sein, weil er schaden konnte. Solchen, die ihn verließen, rechnete er als Wohlthat an, daß er zuvor in seinem Dienste sie nicht um-

Digitized by Google

gebracht. Von dem Perser Ariäos ließ er schon als Jüngling zu vertrautem Umgang sich gebrauchen, während er selber mit dem bärtigen Tharyros der Wollust nachhing. Er wurde nicht enthauptet, wie die Uebrigen, sondern schleppte noch ein Jahr sein verächtliches Dasein zur eigenen Marter umher. Dann ward er hingerichtet.

Agios, der Arkadier, und Sokrates, der Achäer, fielen wie ihre Gefährten, beide in einem Alter von vierzig Jahren. Nie hat Jemand ihren Muth bezweifelt, noch ihrer Freundschaft mißtraut.

Hoch bedrängt waren jetzt die Griechen. Von Feinden umringt; ohne Zufuhr; vom Vaterlande mehr als zehn tausend Stadien entfernt; *) ohne Wegweiser; durch tiefe Ströme abgeschnitten; von den Persern, die unter Cyrus dienten, verrathen; von allen Freunden dieses Prinzen allein noch übrig; der Reiterei entbehrend, ohne welche nicht einmal ein Sieg nützen konnte. Alle waren tief bekümmert, aßen und tranken nicht; wenige zündeten Feuer an, wenige erschienen bewaffnet in dieser Nacht. Jeder legte sich nieder wo er eben stand, keiner konnte schlafen. Der Gedanke an das Vaterland, an Eltern, Weiber und Kinder, die sie nimmer wieder zu sehen fürchteten, verscheuchte den Schlummer. So verfloß die Nacht. Aber im Heere war auch Xenophon, der Athenienser, ein Freiwilliger nur, des Proxeno's Gastfreund, von diesem schriftlich eingeladen,

*) 200 deutsche Meilen.

Digitized by Google

mit dem Versprechen, ihm des Cyrus Freundschaft zu erwerben, die, mehr als sein Vaterland, ihm nützen könne. Als Xenophon den Brief gelesen, fragte er den Sokrates um Rath. Die Athenienser, meinte dieser, möchten ihm den Zug verübeln, weil Cyrus den Spartanern gegen sie beigestanden; darum solle er lieber zu Delphi das Orakel befragen. Xenophon ging hin um zu erfahren, welchem Gott er opfern müsse, um Glück und Ruhm auf seiner Fahrt zu erringen. Das tadelte Sokrates. Er hätte fragen sollen: ob zu bleiben oder heimzuziehen besser sei? Doch mußte er nun, Apoll's Befehl erfüllend, den angezeigten Göttern opfern. Dann schiffte er sich ein und kam nach Sardes, wo Prorenos und Cyrus, eben aufbrechend, ihn wohl empfingen, wetteifernd begünstigten, und der letztere versprach, nach geendigtem Feldzuge ihn heim zu senden. Man wolle gegen die Pisider fechten, wurde auch ihm vorgespiegelt. Doch täuschte Prorenos ihn nicht, denn kein Grieche, außer Klearch, wußte um des Prinzen Vorhaben. Erst in Cilicien merkten es alle, scheuten den Weg und äußerten Unwillen, schämten sich aber umzukehren; so auch Xenophon. Jetzt in Traurigkeit versunken wie alle, entschlummerte er ein wenig und sah im Traume, wie ein Blitzstrahl sein väterliches Haus entzündete. Erschrocken wachte er auf, zweifelnd, ob der Traum ihm Gutes oder Böses bedeute. Mancherlei Gedanken ergriffen ihn. Warum liege ich hier? die Nacht verstreicht. Sicher kommt der Feind mit Tages-Anbruch. Fallen wir in des Königs Hände, so

Digitized by Google

ist, nach harten, erduldeten Beschwerden, schimpflicher Tod unser Lohn. Keine Rettungsanstalt wird begonnen, keiner denket einmal daran; da liegen sie alle in tiefer Ruhe. Welcher Feldherr wird sich das erlauben? und ich, welche Zeit soll ich erwarten? muß ich heute mich ergeben, so sind meine Jahre gezählet.

Er stand auf und berief die Obersten des Proxenos. »Ich kann nicht schlafen,« sagte er: »könnt ihr es? schwerlich. Länger kann ich auch nicht liegen und diesen Zustand betrachten. Daß die Perser sich entlarvten, beweiset mir die Vollendung ihrer Zurüstungen, und von uns denkt niemand auf eine rühmliche Vertheidigung. Welch Schicksal, meint ihr, steht uns bevor? der Mann, der seines Bruders Leichnam verstümmelt an das Kreuz schlug, wie wird er mit uns verfahren, die wir den Monarchen zum Sklaven machen, ihn tödten wollten? wir müssen alles aufbieten, um seiner Gewalt zu entrinnen.«

»Immer schien der Waffenstillstand mir beklagenswerth. Die Feinde hatten alles, genoßen alles, während wir alles kaufen mußten, und nur wenige vermochten das; während Schwüre uns banden, auf andere Weise der Griechen Bedürfnisse zu erlangen. Wahrlich, da schien die Waffenruhe mir furchtbarer als der Krieg, den wir jetzt beginnen. Denn die Perser haben den Vertrag gebrochen, ihr Uebermuth ist offenbar, unser Verdacht gerechtfertigt. So liegen nun alle ihre Güter als Siegespreise vor uns, den Tapfersten bestimmt; die Götter sind Kampfrichter und werden mit uns

Digitized by Google

ſein, die Meineidigen nicht ſchützen. Wir haben unſern Schwur gehalten. Wir ſind abgehärteter und minder verwundbar als jene, auch, ſo Gott will, beſſer als ſie. Sollen wir denn warten, bis andere zu rühmlichen Thaten uns ermuntern? Auf! gebt das Beiſpiel! beweiſet euch als die Tapferſten und Würdigſten! ich will euch folgen. Doch begehrt ihr von mir, an eurer Spitze zu fechten, ſo will ich meine Jugend nicht vorſchützen, denn ich fühle Kraft in mir, das Unglück abzuwehren.“ So ſprach er, und die Oberſten alle verlangten ihn zum Anführer. Nur Apollonides meinte, es ſei thöricht, eine andere Rettung zu hoffen als von des Königes Gnade. Schon hub er an, die Schwierigkeiten aufzuzählen, da unterbrach ihn Xenophon mit den Worten:

»Seltſamer Menſch! deine Augen ſehen nicht; was du gehört, haſt du vergeſſen. Der König, durch des Cyrus Tod ermuthigt, hat unſere Waffen gefordert, dann einen Vertrag mit uns geſchloſſen, drei unſerer Feldherren geſchlagen, verwundet, geſchmäht, daß ſie umſonſt den Tod ſich wünſchen. Das alles weißt du, und darfſt noch thöricht ſchelten, die zu Vertheidigung rathen? und darfſt von Unterwerfung ſprechen? Dieſes Menſchen Seele beſchimpft ganz Griechenland. Nehmt ihm ſeine Würde und legt ihm Gepäck auf.“

Ein anderer ſprach: »Was kümmert ihn Griechenland? er trägt, wie ein Lydier, beide Ohren durchbohrt.“ Hierauf ſtießen ſie ihn aus ihrer Mitte, und gingen durch das Lager, und beriefen alle Feldherren, alle Oberſten, die noch lebten,

Digitized by Google

vor die Fronte; ihrer sammelten sich bei Hundert und es war gegen Mitternacht. Xenophon wurde aufgefordert, seinen Antrag zu wiederholen. Er that es und fügte hinzu: „Auf euch sind jetzt die Blicke der Soldaten gerichtet. Zeigt ihr Muth, so werden auch sie ihn zeigen. Im Frieden habt ihr Gold und Ruhm voraus, so ziemt euch auch, daß ihr, dieses Vorzugs würdig, für sie denkt und handelt. Wählt eilig andere Führer an die Stelle der Ermordeten, denn ohne Ordnung kann nichts Rühmliches gedeihen. Ermuntert die Soldaten durch kräftige Zusprache. Nicht die Menge, Gott und Muth verleihen Sieg! Oft fallen unrühmlich, die ihr Leben ängstlich zu erhalten streben; doch wer dem Tode, dem unvermeidlichen, entschlossen unter die Augen tritt, erreicht oft ein hohes, glückliches Alter. So laßt uns denken, hievon andere überzeugen.“ Er schwieg und Cheirisophos redete:

„Ich wußte bisher nichts von dir, als, du seist ein Athenienser. Nun kenne ich dich ganz, und rühme dich und wünschte nur, daß alle dir glichen. Wohlan! ohne Zaudern, laßt uns die Anführer wählen, dann die Soldaten berufen, und, sammt den Erwählten, mitten unter sie treten.“ Es geschah, und Xenophon wurde der fünf neuen Feldherren einer. Fast war der Tag nun angebrochen. Es wurden Vorposten ausgestellt, das Heer versammelt und Cheirisophos sprach, die bedenkliche Lage nicht verschleiernd: „Wir müssen siegen oder sterben! denn fielen wir lebendig in der Feinde Gewalt, so würden wir erdul-

Digitized by Google

den müſſen, was ich von den Göttern ihnen wünſche.» Und Kleanor erinnerte an der Perſer Meineid; an den, den gaſtfreundlichen Zevs verſpottenden Meuchelmord; an den Undank des Ariäos, den auf den Thron man heben wollen. Und Xenophon, im ſchönſten kriegeriſchen Schmucke trat auf, denn er meinte, es zieme ſich, geſchmückt zu ſiegen oder zu ſterben. Er bekräftigte Kleanor's Worte, vor neuer Leichtgläubigkeit warnend, und, wenn der Krieg muthig begonnen werde, der Götter Beiſtand verheißend.

Als er ſo ſprach, nießte Einer, und die Soldaten, für ein glückliches Zeichen es haltend, dankten einſtimmig den Göttern. Und Xenophon gelobte dem Zevs ein Rettungsopfer, ſobald ſie unfeindlichen Boden beträten, und auch andern Göttern Opfer nach Vermögen. »Wer ſo denket wie ich,» rief er aus, »der ſtrecke ſeine Hand empor!» Da ſtreckten alle ihre Hände empor und beteten und ſangen das Kriegslied.

Und Xenophon ſprach weiter: »Von unſern Hoffnungen will ich reden, die fürwahr nicht geringe ſind. Denn redlich haben wir unſern Schwur gehalten, jene den ihrigen gebrochen, darum werden mit uns die Götter ſein, denen es ein leichtes iſt, die Großen klein zu machen und die Kleinen aus Gefahr zu retten. Das haben ſie ſchon an unſern Vätern bewieſen; als mit zahlloſen Heeren die Perſer Athen zu zerſtören drohten, und beſiegt wurden. Damals hatten die Athenienſer Dianen für jeden erlegten Feind das Opfer einer Ziege gelobt, weil aber ſo viele Ziegen nirgend zu fin-

Digitized by Google

den waren, so opfern sie deren noch jetzt jährlich fünf hundert. Noch einmal wagte Xerxes Griechenland zu bedrohen, noch einmal wurden die Vorfahren dieser Perser von unsern Vorfahren besiegt zu Wasser und zu Lande. Das bezeugen die Trophäen, und mehr noch die Freiheit der Städte, in welchen ihr geboren seid. Denn keinen Herrn, nur die Götter betet ihr an. Von solchen Vätern stammt ihr ab, und habt noch vor wenigen Tagen dieser Abkunft euch würdig bewiesen. Da fochtet ihr doch nur für einen Fremden und wußtet zu siegen; welche höhere Zuversicht muß euch jetzt beleben, da ihr in den Kampf für eigene Wohlfahrt geht. Zum ersten Male erblicktet ihr damals ihre ungezählten Scharen und drangt unverzagt auf sie ein; wie solltet ihr jetzt sie fürchten, nachdem ihre Feigheit von euch erprobt worden? Meint ihr geschwächt zu sein durch den Abfall der Barbaren, die dem Cyrus gehorchten? O die sind feiger noch als jene Ueberwundenen, denn sie konnten uns verrathen, zu jenen entweichen; und Flüchtlinge mögen lieber uns gegenüber, als in unsern Reihen stehen.»

»Sollte es euern Muth schwächen, daß Reiterei uns mangelt? die Feinde hingegen auf die Zahl der ihrigen trotzen? O so bedenket, daß zehn tausend Reiter doch nur zehn tausend Menschen sind. Durch Rosses Huf oder Gebiß fiel noch keiner in der Schlacht. Wir fechten zu Fuß weit sicherer. Sie müssen nicht allein uns, auch ihrer Rosse Straucheln fürchten; wir stehen fest und schlagen sicher zu. Nur Eines wird ihnen leichter, die Flucht.»

Digitized by Google

»Manche möchte es bekümmern, daß Wegweiser uns mangeln. Doch was dünket euch besser? daß der tückische Tissaphernes uns führe? oder Einer, den wir zwingen, und der mit seinem Leben die Treue uns verbürgen muß? — Keine Zufuhr von den Persern ist mehr zu hoffen; doch was dünket euch besser? auf dem Markte wenig für vieles Geld zu kaufen? oder nach Belieben zu nehmen was wir brauchen?«

»Scheut ihr die Ströme? Mögen sie auch, entfernt von ihren Quellen, nicht zu durchwaten sein, was hindert, eben diesen Quellen uns zu nähern, wo sie kaum das Knie bespülen? — Gesetzt aber auch, die Ströme hemmten unsere Schritte, wohlan, so bleiben wir mitten in Persien. Sind denn die Myser und Pisider tapferer als wir? und wohnen sie nicht hier in großen, reichen Städten dem Könige zum Trotz? Haben wir nicht selbst gesehen, daß die Lykaonier Festungen erobert und des Landes Früchte geerntet haben? — Ich meine, wir müssen uns stellen, als wollten wir uns hier anbauen. Gern würde der König den Mysern Wegweiser und Geiseln geben, und all' ihr Gepäck auf seinen eigenen Wagen fortschaffen, wenn sie nur gehen wollten. Gern würde er auch unser auf solche Weise sich entledigen, wenn er sähe, daß wir zu bleiben Anstalten treffen.«

»Doch ich fürchte, wenn wir im Müssigang und Ueberfluß der Feinde Güter verzehren, mit ihren Weibern und Mädchen in Wollust schwelgen, so möchten wir dann,

Digitized by Google

gleich jenen Lotos-Essern beim Homer, den Weg nach der Heimath vergessen. D'rum dünkt mich rechtlicher, wir ziehen in's Vaterland, unsern Mitbürgern beweisend, daß wir dort lieber freiwillig arm sind, als hier des Sieges Früchte genießen.»

»Nun noch ein Wort von unserer Sicherheit auf diesem Zuge. Alle Wagen, alle Zelte müssen wir verbrennen, kein Gepäck darf uns hindern. Nur Kriegsgeräth und was zur Speise und Trank wir nothwendig bedürfen, werde mitgeführt, auf daß der Unsrigen so Viele als möglich bewaffnet erscheinen. Sieger finden überall was sie brauchen, und siegen wir, so mögen die Feinde unsere Packträger werden.»

»Ihr habt gesehen, daß die Perser dann erst Muth gegen uns gefaßt, nachdem sie der Feldherren uns beraubt, wähnend, ohne Häupter, ohne Ordnung müßten wir verderben. Darum thut Noth Kriegszucht und Vorsicht zu verdoppeln. Den Ungehorsamen darf nicht der Feldherr allein, jeder müsse auf frischer That ihn züchtigen, so wird der betrogene Feind am Morgen, statt eines Klearch, zehntausend erblicken. — Ich habe geredet. Was ihr gut gefunden, das genehmigt schnell. Wer das Bessere weiß, der trete auf und rede frei, wäre er auch nur ein gemeiner Soldat, denn hier gilt es unser aller Rettung!» Xenophon schwieg und Cheirisophos hub an:

»Laßt uns seine Worte schnell bekräftigen durch Aufhebung der Hände.» Und alle reckten ihre Hände empor.

Digitized by Google

Und Xenophon verglich die Perser mit furchtsamen Hunden, die den Weichenden verfolgen und beißen, den Verfolgenden aber fliehen; also würden sie auch jetzt den aufbrechenden Griechen vermuthlich nachsetzen; darum ordnete er das Heer in ein Viereck, den Troß in dessen Mitte. Den Spartaner Cheirisophos an die Spitze, und zwei der ältesten Feldherren zu beiden Seiten. Er und Timasion, als die Jüngsten, wollten den Nachzug decken. Zum letzten Male erinnerte er, daß nur der Tapfere siegen und leben, die Heimath wieder sehen und mit des Ueberwundenen Gütern sich bereichern werde.

Jetzt wurden die Wagen und Zelte verbrannt. Wer noch mehr besaß, als er bedurfte, theilte es dem Gefährten mit und warf den Ueberfluß in's Feuer. Dann hielten sie eine Mahlzeit, nach welcher Mithridates mit etwa dreißig Reitern erschien, vorgebend, als ein Freund des Cyrus, lebe er in steter Furcht, und wolle gern mit allen den Seinen zu den Griechen übergehen, wenn sie ihre Anschläge ihm vertrauen wollten. Unverholen theilte man den gefaßten Beschluß ihm mit, den er als unausführbar zu schildern suchte; wodurch er Verdacht auf sich lud. Besser ein offener Krieg, meinten die Feldherren, als diese tückischen Besuche im Lager, die nur auf Verführung der Soldaten abzwecken. Wirklich ging ein Oberster, Nikarch aus Arkadien, mit etwa zwanzig Mann in der Nacht zu den Persern über.

Die Griechen aber schritten in Schlachtordnung über

Digitized by Google

den Fluß Zabatos. Nicht lange so erblickten sie auf's neue jenen verrätherischen Mithridates, der mit einem Haufen Reiterei, Bogenschützen und Schleuderern, erst freundlich anrückte, dann in der Nähe durch Wurf und Geschoß mehrere verwundete. Der Griechen Nachtrab litt und konnte nicht vergelten, denn es flogen der Kreter Pfeile minder weit, als die der Perser, und sie mußten, weil sie ungeharnischt waren, unter die schweren Truppen sich bergen. Auch die Wurfspieße erreichten die Schleuderer nicht. Da setzte Xenophon sich an des Nachtrabs Spitze und verfolgte die Feinde, deren keiner gefangen werden konnte, weil er keine Reiter hatte, auch nicht zu weit vom Heere sich entfernen wollte. Die fliehenden Perser aber schoßen noch rückwärts von den Rossen herab und die Griechen mußten fechtend sich zurückziehen, Xenophon aber Vorwürfe hören, daß er ohne Nutzen sich zu weit gewagt. So konnten sie an diesem Tage nicht mehr als fünfundzwanzig Stadien (wenig über dreitausend Schritte) zurücklegen bis zu einigen Dörfern.

Hier bewies Xenophon aus dem Vorgefallenen, daß Schleuderer und berittene Mannschaft den Griechen unentbehrlich wäre. Es gab Rhodier im Heere, die, besser als die Perser, auch mit bleiernen Kugeln zu schleudern verstanden, da jene nur der Steine sich bedienten; diese schlug er vor, auszuheben, reichlich zu besolden und noch durch andere Freiheiten zu dem nöthigen Dienste sie willig zu machen. Auch Pferde waren vorhanden, Klearch hatte

Digitized by Google

deren zurückgelaſſen, Xenophon ſelber beſaß einige, manche waren erbeutet, manche trugen Gepäck. Dieſe alle ſollte man eilig beritten machen. Es geſchah, und noch in derſelben Nacht erſtand ein Haufe von zweihundert Schleuderern, einer Schar von fünfzig geharniſchten Reitern, deren Führer Lykios, der Athenienſer, wurde.

Die Griechen ruhten einen Tag und zogen dann durch einen Moraſt, früher als gewöhnlich aufbrechend, weil ſie Ueberfall befürchteten. Doch erſt als der Sumpf hinter ihnen lag, erſchien Mithridat mit tauſend Reitern und viertauſend Bogenſchützen und Schleuderern. Uebermüthig durch ſein Glück beim letzten Angriff, hatte er dieſe Mannſchaft von Tiſſaphernes erbeten, ſich rühmend, jetzt wolle er die Griechen in ſeine Hände liefern. Aber kaum wurden dieſe ihn gewahr, als auf den erſten Trompetenſtoß, die Reiterſchar, von leichten und ſchweren Truppen unterſtützt, muthig einhieb, den flüchtigen Feind bis in den Moraſt verfolgte, wo der Perſer viele den Tod fanden und achtzehn Reiter lebendig gefangen wurden. Die Sieger zerfetzten und verſtümmelten die Gebliebenen, um durch ihren Anblick den Feind zu ſchrecken, und ſetzten ihren Marſch nun ruhig mehrere Tage fort. Den Tigris hatten ſie erreicht, auch eine verlaſſene Burg, Meſpilo genannt, und als ſie von da weiter gingen, erſchien plötzlich Tiſſaphernes mit ſeinem ganzen Heere. Doch ſcheute er ſich ſie anzugreifen; nur ſeine Bogen, ſeine Schleudern ſandten Steine und Pfeile herüber; als aber die Rhodier ihre Blei-

Digitized by Google

kugeln hinüber schleuderten und die scytischen Bogenschützen keinen Fehlschuß thaten, da zog er sich zurück. Die Kreter sammelten die persischen, sehr langen Pfeile, mit denen sie weit schießen lernten, und in den Dörfern fanden die Schleuderer Blei und Riemen so viel sie bedurften. So rückten die Griechen langsam fort, ruhten hie und da, wo sie Getreide fanden, brachen wieder auf und die Perser folgten in der Ferne.

Aber jene erkannten jetzt, daß eine viereckigte Schlachtordnung in dieser Lage gefährlich sei; denn durch Brücken, Berge oder enge Pässe, wo jeder zuerst hinüber oder hindurch wollte, wurde sie leicht getrennt und gerieth in Verwirrung. Da bildeten die Feldherren kleine Haufen von zehn bis hundert Mann, die überall bereit waren, entstehende Zwischenräume auszufüllen. Am fünften Tage nach dieser neuen getroffenen Ordnung erblickten sie eine Burg auf hohen Felsen, und stiegen fröhlich hinan, weil die feindlichen Reiter dahin nicht folgen konnten. Doch zwischen den Bergen lagen Thäler, und Feinde standen auf den höhern Felsenspitzen, die durch ihr Geschoß viele verwundeten. Tapfer und unermüdlich erstiegen die Griechen einen Hügel nach dem andern, bis sie endlich siegreich oben standen, wo sie der Satrapen gehäufte Vorräthe an Wein, Mehl und Gerste erbeuteten, drei Tage sich gütlich thaten, die Verwundeten, deren viele, durch acht Wundärzte pflegen ließen, und am vierten Tage wieder in die Ebene hinabstiegen. Tissaphernes holte sie ein. Viele

Digitized by Google

Genesende waren noch untauglich zum Gefecht, mußten sammt ihren Waffen getragen werden, das verminderte die Streitkraft. Da nun der Marsch zugleich ein steter Kampf war, so besetzten die Griechen, um davon zu ruhen, das erste von ihnen erreichte Dorf, wurden zwar auch dort vom Feinde beschossen, trieben aber durch Ausfälle ihn leichter zurück. Der Abend befreite sie jedesmal ganz von ihnen; denn aus Furcht im Dunkeln überfallen zu werden, lagerten die Perser sich niemals näher als sechzig Stadien. Und, welch ein Lager! die angebundenen Pferde mit den Füßen gekoppelt, damit die etwa sich losreißenden nicht entlaufen könnten. Bei entstehendem Lärm sie entkoppeln, satteln, zäumen, sich harnischen und aufsitzen, war im Dunkeln so beschwerlich, daß man lieber fern blieb. Diese Gewohnheit benutzten die Griechen; ihre Herolde riefen laut zu den Waffen, als die Perser abziehen wollten. Da machten jene Halt und brachen später als gewöhnlich auf, denn die volle Nacht mochten sie nicht erwarten. Sobald die Griechen dessen vergewissert waren, zogen sie alsobald noch sechzig Stadien weiter, dadurch einen Vorsprung gewinnend, der in den nächsten drei Tagen des Feindes Anblick ihnen gänzlich ersparte.

Am vierten aber hatten die Perser, in der Nacht zuvorkommend, einen hohen Berg besetzt, der die Straße beherrschte. Cheirisophos meinte, es sei nur ein einzelner Haufe, und rief den Xenophon vom Nachtrabe, daß er mit den leichten Truppen den Berg reinigen sollte. Dieser

Digitized by Google

hingegen erblickte das ganze feindliche Heer, zugleich einen Weg, der auf des Felsens unbesetzte Spitze führte, die zu erklimmen ihm nothwendig dünkte, weil, im Besitz derselben, man die niedriger Stehenden zwingen werde, ihre Stellung zu verlassen. Xenophon erbot sich es zu unternehmen, oder, wenn Cheirisophos lieber wollte, an seiner Statt zu bleiben. Da sein Waffengefährte ihm die Wahl ließ, ging er, als der Jüngere, von auserlesener Mannschaft begleitet, zum Sturme. In möglichster Eile begann der Aufmarsch. Kaum sahen die Perser diese nach der Bergspitze gerichtete Bewegung, als sie vorzukommen strebten. Beide Theile um die Wette ermunterten sich durch lautes Geschrei. Xenophon ritt hin und her, den Seinen zusprechend: »Denket, es ginge nach Griechenland zu Weibern und Kindern! Müht euch nur noch eine kurze Frist, so werdet ihr des Weges Ueberrest ohne Kampf zurücklegen.«

»Du hast gut reden,« sprach Soteridas, ein Sikyoner »du bist zu Pferde, ich aber kann meinen Schild kaum schleppen.« — Da sprang Xenophon hastig vom Pferde, riß ihn aus dem Gliede, nahm ihm den Schild, stellte sich für ihn, und, obgleich sein Reiter-Harnisch ihn drückte, so schritt er doch munter in der Reihe, die vor und hinter ihm Gehenden zur Schnelligkeit ermahnend. Da wurde Soteridas geschlagen, geworfen, beschimpft, bis er gezwungen den Schild ergriff, und seine Stelle wieder einnahm. Xenophon zu Pferde steigend ritt so lange voran, als der beschwerliche Pfad es vergönnte; dann verließ er

Digitized by Google

sein Roß und klimmte zu Fuß hinan. Also kam er den Feinden auf der Bergspitze zuvor. Die Folge war der Perser eilige Flucht, der Griechen ungehindertes Hinabsteigen in die Ebene am Tigris, wo sie reiche Dörfer und große Herden auf der Weide fanden.

Doch, als um Beute zu machen, die Soldaten sich zerstreuten, brachen die Feinde wieder aus der Ebene hervor, tödteten einige und steckten die Dörfer in Brand. Bestürzt sahen die Griechen die Hoffnung ihres Unterhalts von den Flammen verzehren. Xenophon wollte sie ermuthigen. »Ihr seht,« sprach er, »die Feinde betrachten dieses Land schon als unser Eigenthum, sonst würden sie es nicht verwüsten. Doch zu ihren Vorräthen steht auch uns der Weg offen.« Seine Meinung war, man sollte den Bauern löschen helfen; Cheirisophos aber wollte, den Feinden trotzend, die Flammen schüren. Doch Alle fanden ihre Lage mißlich, eingesperrt zwischen hohen Gebirgen und einem tiefen Strome, dessen Grund ihre Spieße nicht erreichten. Es erbot sich zwar ein Rhodier, viertausend schwer Bewaffnete über den Fluß zu führen, wenn man ein Talent ihm verspreche. Die Häute von einigen tausend Schafen, Ziegen und Rindern wollte er zusammen nähen, aufblasen, mit hängenden Steinen als Anker sie versehen, im Wasser zusammmenfügen, Strauch und Erde darauf legen, und so meinte er, könne jeder Schlauch, ohne zu schwanken, zwei Männer tragen. Der Einfall schien den Feldherren nicht verwerflich, doch unausführbar, weil die Feinde am

Digitized by Google

jenseitigen Ufer den Uebergang hindern würden. Darum bogen sie plötzlich von der bisherigen Straße ab und hemmten, durch angezündete Dörfer, des Feindes Verfolgung. Staunend sahen die Perser ihnen nach und begriffen ihr Vorhaben nicht. Sie aber forschten von den Gefangenen die Gegend aus. »In Süden, sprachen diese, »woher ihr gekommen, liegen Babylon und Medien; in Osten Susa und Ekbatana, des Königs Sommer-Aufenthalt; in Westen Lydien und Jonien; über die Gebirge in Norden führt der Weg zu den Karduchern, einem freien kriegerischen Volke, welches in seinen Bergen einst ein persisches Heer von hundert zwanzig tausend Mann vertilgte, daß auch nicht Einer entkam. Die Satrapen in der Ebene suchten durch Verträge den Verkehr zu unterhalten. Hinter den Karduchern liegt Armenien, ein reiches offenes Land, wo man des Tigris Quellen durchwaten oder umgehen mag. Da beschlossen die Feldherren diese Straße zu wählen, opferten und geboten, wenn das Horn ertöne, zum Aufbruch sich bereit zu halten.

* * *

Still zogen sie ab, im Dunkeln durch die Ebene. Mit Tagesanbruch erklimmten sie bereits die Berge, ehe noch der Feind ihren Marsch bemerkte, und ergoßen sich in Thäler und Klüfte, wo die Karducher mit Weib und Kind aus ihren Dörfern flohen. In den verlassenen Hütten fanden die Griechen Lebensmittel, die zu rauben der Hunger sie zwang; doch das kupferne Geräthe nahmen sie nicht,

Digitized by Google

verfolgten auch keinen Fliehenden, sprachen vielmehr ihnen freundlich zu, hoffend, einen friedlichen Durchzug auf solche Weise zu erlangen. Allein die Karducher hörten nicht auf ihre Stimme, vermieden alle Gemeinschaft mit den unwillkommenen Gästen, und als es dunkel wurde, fielen sie mit Waffen und Steinen den Nachtrab an, verwundeten und tödteten einige Griechen. Doch waren, zum Glücke, dieser neuen Feinde nur noch wenige, denn die Ankunft der Fremdlinge überraschte sie. In den Dörfern übernachteten die Griechen, und rings umher auf den Gebirgen zündeten die Karducher ihre Feuer an.

Um den Marsch zu erleichtern, beschlossen die Feldherren am Morgen, alle Gefangenen zu befreien, und nur die stärksten, unentbehrlichsten Lastthiere mitzuführen. Herolde verkündeten das Gebot und auf dem Zuge ließen die Führer bei einem engen Passe halten, forschend, ob Ungehorsame noch etwas verborgen hielten? Doch alle hatten gehorcht, nur Einer hie und da von schönen Mädchen oder Knaben sich noch nicht getrennt.

Bald unter Gefechten, bald in Ruhe, verstrich dieser Tag. Am folgenden mußten sie weiter, trotz eines heftigen Sturmes, denn sie litten Mangel. In engen Schluchten wurden sie hart vom Feinde bedrängt. Cheirisophos eilte mit dem Vortrab, und gehorchte nicht, als Xenophon im Hintertreffen den Befehl zu stehen gab, wodurch dieses gezwungen wurde, gleichsam flüchtig nachzueilen. Zwei tapfere Männer fielen, konnten nicht fortgetragen, nicht einmal

Digitized by Google

begraben werden. Als darauf im Lager Xenophon alsobald den Cheirisophos zur Rede stellte, deutete dieser auf die steilen Gebirge und auf den einzigen, dahin führenden, aber schon von Karduchern besetzten Weg. Diesen, wo möglich, früher als die Feinde zu erreichen, sagte er, mußt' ich so eilen, denn die Wegweiser sprachen, es gebe keine andere Straße. Da ließ Xenophon zwei Männer herbei führen, die er an diesem Tage gefangen, und befragte Jeden insbesondere. Trotz aller Drohungen blieb der Eine trotzig bei der Aussage: jener Paß könne nicht umgangen werden. Da wurde er, vor des Andern Augen, getödtet. Und nun erbot sich dieser, einen Weg zu führen, der auch für Lastthiere gangbar, und den der Getödtete nicht habe verrathen wollen, weil in der Gegend seine Tochter verheirathet sei. Nur eine Stelle werde man treffen, wo unmöglich vorbei zu kommen, wenn der Feind den Berg früher als die Griechen besetze. Da wurden Freiwillige aufgefordert, diesen Posten während der Nacht zu ereilen. Viele erboten sich und fast zweitausend zogen muthig hin, während eines starken Regens, den gefesselten Wegweiser in ihrer Mitte. Sie sollten, wenn sie den Gipfel erreichten, ihn behaupten, mit Tagesanbruch in die Posaunen stoßen, und dann von oben herab fechten, während die Nachgebliebenen fechtend von unten herauf klimmten. Um ihren Zug zu decken und zu verheimlichen, machte Xenophon eine Bewegung gegen die offenliegende Straße. Die Feinde rollten Steine und Felsenstücke von den Bergen; die ganze Nacht hindurch hörte man das Krachen.

Digitized by Google

Indessen umgingen die Freiwilligen den Paß, trafen Wachen beim Feuer, tödteten einige und besetzten die Anhöhe, von welcher sie am Morgen, durch einen dichten Nebel begünstigt, still auf den Feind herabrückten, dann in seiner Nähe plötzlich die Posaunen erschallen ließen, mit Geschrei ihn angriffen und vom Wege verjagten. Als die Griechen den Schall der Trompete vernahmen, erklimmten sie von allen Seiten die Berge, mit Hilfe ihrer Spieße. Nur Xenophon stand in Gefahr, von den übrigen getrennt zu werden, weil er, der Lastthiere halber, einen Weg einschlagen müssen, der von einem, noch durch Feinde besetzten Hügel beherrscht wurde. Aber den Seinen Muth einsprechend, ging er gerade auf den Hügel los, und ohne einen Pfeil abzudrücken, flohen die Karducher. Um den langen Zug der Lastthiere zu decken, ließ er eine Besatzung auf dem eroberten Hügel zurück, und erstürmte deren, mit gleichem Muth und Glücke, noch zwei andere. Doch hatten die Feinde indessen den ersten wieder genommen und manchen wackeren Krieger getödtet. Da forderte Xenophon durch einen Dolmetscher die Gebliebenen. Man wolle sie ausliefern, war die Antwort, wenn die Griechen keine Dörfer niederbrennen würden. Das verwilligte Xenophon, und, während dieser Unterhandlung, vereinte sich das griechische Heer.

Doch neue Gefahren harrten seiner beim Herabsteigen. Die Feinde besetzten jeden von den Griechen verlassenen Hügel, und rollten zerschmetternde Felsenstücke herab. Xenophon selber schwebte in Gefahr, wenn nicht Eurylochos aus

Digitized by Google

Arkadien mit seinem Schild ihn deckte. Endlich fanden die Griechen Ruhe und Erquickung in einem wohlgebauten Orte, wo der Wein in gemauerten Kellern aufbehalten wurde. Hier entließen sie den Wegweiser und empfingen dagegen ihre Todten, denen sie nach Möglichkeit, was tapfern Männern gebührt, bewiesen.

Unter stetem Kampfe zogen sie am folgenden Tage weiter und mußten auf- oder absteigen, und jeden engen Paß mit Gewalt eröffnen. Die Karducher waren leicht zu Fuß, treffliche Bogenschützen und Schleuderer, ihre Pfeile maßen mehr denn zwei Ellen, Schild und Harnisch durchbohrten sie damit. Die etwa aufgelesenen brauchten die Griechen als Wurfspieße. Hier wurden die Kreter am nützlichsten.

Sieben Tage hatte dieser gefährliche Zug gewährt, und mehr Uebel dem Heere zugefügt, als die ganze Macht des Tissaphernes. Jetzt erreichten die Griechen einen Fluß, der Armenien vom Lande der Karducher trennt, ruhten auf einem angenehmen Lagerplatze, mit Lebensmitteln wohl versehen, gedachten fröhlich der überstandenen Mühseligkeiten, und erquickten sich durch süßen Schlaf. Doch schon am andern Morgen erblickten sie ein Heer in Schlachtordnung am jenseitigen hohen Ufer, bereit den Eingang in Armenien ihnen zu verwehren. Es waren die Söldner der Satrapen, auch Chaldäer, die als freie, streitbare Männer geschildert wurden. Die Griechen versuchten den Uebergang, doch das Wasser reichte bis unter die Arme; in des

Digitized by Google

reißenden Stromes Grunde lagen schlüpfrige Steine; wurden die Waffen in's Wasser gehalten, so drohten die Wellen sie fortzureißen, wurden sie auf den Köpfen getragen, so blieben diese den Pfeilen blosgestellt. Da kehrten sie zurück und lagerten sich bekümmert am Fluße. Denn auf den Bergen hinter ihnen sammelten die Karducher sich mit Macht; vor ihnen lag der tiefe Strom, und am jenseitigen Ufer lauerte ein neuer Feind.

Xenophon träumte in dieser ängstlichen Nacht, er sei gefesselt und seine Ketten zersprängen von selber. Dieser Traum ermuthigte sie Alle. Auch die Opferthiere gaben günstige Zeichen. Xenophon setzte sich zur Tafel, da keuchten zwei Jünglinge herein (denn Jedermann durfte mit ihm sprechen zu jeder Zeit, er mochte essen oder schlafen), die hatten einen Furth im Strome gefunden, wo jenseits ein Felsenufer der Reiterei den Zugang sperrte; sie waren mit bloßen Dolchen hinüber und herüber gewatet, und kaum hatte das Wasser ihre Lenden benetzt. Das hörend, goß Xenophon fröhlich den Opferwein aus, befahl den Jünglingen einzuschenken, ermahnete sie zum Gebet um ferneres Gelingen, berief die Feldherren und beschloß den Durchgang, so, daß die Hälfte des Heeres, von Cheirisophos geführt, hinüber gehen, die andere unter Xenophon zurück, der Troß in der Mitte bleiben sollte. Die Jünglinge zeigten den, eine Stadie vom Lager entfernten Furth.

Kaum begann der Zug, als die Reiter jenseits in Schlachtordnung erschienen. Cheirisophos, am bezeichneten

Digitized by Google

Orte angelangt, legte sein Oberkleid ab, und bekränzte sich, und ordnete den Durchgang. Die Wahrsager schlachteten Opfer im Fluße, die Zeichen waren günstig. Der Schlachtgesang wurde angestimmt. Die Soldaten erhuben ein großes Geschrei, die Weiber wiederholten es, denn es gab der Lustdirnen viele im Heere. Die Feinde warfen und schoßen auf die Durchziehenden, doch ohne zu treffen.

Indessen machte Xenophon mit den leichten Truppen vom Nachtrabe eine Schwenkung, als wolle er vom Lagerplatze aus über den Strom gehen, und dadurch die Reiter gegenüber von zwei Seiten umringen. Das brachte sie zur Flucht, auf der die griechischen Reiter und das leichte Fußvolk, die schon jenseits waren, bis in die Gebirge sie verfolgten, und schöne Kleider und Trinkgeschirre erbeuteten, indessen Cheirisophos das vor ihm liegende hohe Ufer vom Feinde reinigte. Nun schwenkte sich Xenophon gegen die Karducher, die schon in die Ebene herabstürzten, um den Nachtrab anzugreifen. Er deckte durch seine Schlachtordnung den übergehenden Troß. Die Karducher brüllten ein unbekanntes Kriegslied und griffen an. Cheirisophos, jenseits schon sicher, sandte seine Schleuderer und Bogenschützen zurück, die, auf Xenophon's Befehl, schußfertig im Strome stehend, den Rückzug erwarten sollten. Die Seinen führte er zum hastigen Angriff, gebietend, wenn der Feind fliehe und auf dem Fluße ein Trompetenstoß erschalle, sich schnell zu wenden und laufend, doch in guter Ordnung, durch den Strom zu gehen. Der am ersten das jenseitige Ufer erreichte,

Digitized by Google

sollte gerühmt werden. Und so wurde es vollbracht, denn es hielten die Karduchen den griechischen Ungestüm nicht aus. Zwar kehrten einige der Fliehenden um, als sie den Uebergang gewahrten, und im neuen Anlauf gegen den Strom verwundeten sie Manchen; allein schon hatte sich das Heer jenseits vereinigt, zog in Schlachtordnung durch die armenische Ebene, erquickte sich in einem großen Dorfe, wo eine Burg des Satrapen und auf den Häusern Thürme prangten, überschritt nach zwei Tagen die Quelle des Tigris und erreichte den Teleboos, einen Arm des Eufrat, der eine schöne, wohlangebaute Landschaft wässer e. Hier begehrte Teribazos, der Statthalter von West-Armenien, eine Unterredung mit den Feldherren, die sich ihm näherten, bis sie dessen Stimme vernehmen konnten. Er versprach, sie ruhig ziehen zu lassen, wenn sie nicht brennen und plündern wollten. Das wurde gerne zugesagt; er folgte ihnen mit seiner Macht in einer Entfernung von zehn Stadien.

Nach drei Tagmärschen erreichten sie des Satrapen Wohnsitz, von vielen, mit Lebensmitteln reich versehenen Dörfern umgeben. Als sie da im Lager standen, fiel in der Nacht ein tiefer Schnee. Darum vertheilten die Feldherren am Morgen ihre Truppen in die Dörfer, wo sie Opferthiere, Getreide, alte Weine von würzhaftem Geruch, Rosinen und mancherlei Hülsenfrüchte, alles im Ueberflusse fanden, und sich, des tiefen Schnees halber, für sicher hielten. Als aber einige Herumschweifende benachrichtigten, daß sie ein Heer und in der Nacht viele Feuer gesehen, da zogen sich

Digitized by Google

die Griechen wieder zusammen auf das freie Feld, und wurden dort, sammt ihren Waffen, vom Schnee bedeckt, und die erstarrten Lastthiere konnten sich kaum vom Boden erheben, und die Soldaten jammerten, liegend unter dem ungeschmolzenen Schnee. Doch als Xenophon unbewaffnet aufsprang und Holz zu spalten begann, folgten sie ermuthigt seinem Beispiele, zündeten Feuer an und salbten sich. Dann rückten sie, auf der Feldherren Gutbefinden, mit großem Freudengeschrei wieder in die Dörfer. Nur Einige, die, beim Auszug, muthwillig die Häuser in Brand gesteckt, mußten jetzt zur Strafe alles Ungemach erduldend, unter freiem Himmel liegen.

Durch ausgesandte Kundschafter wurde ein Perser von des Teribazos Heere gefangen. Von dem erfuhren die Griechen, es wolle der Satrap mit seiner ganzen Macht in den Gebirgen sie überfallen, wo nur ein enger Paß den Uebergang verstatte. Sogleich mußte der Perser zum Wegweiser dienen. Sie überrumpelten das feindliche Lager, tödteten was nicht floh, erbeuteten zwanzig Pferde und das Zelt des Teribazos, wo sie Betten auf silbernen Füßen, Trinkgeschirre, Becher- und Wein-Kredenzer fanden. Dann gingen sie schnell am folgenden Tage durch tiefen Schnee über die Berge, ehe der zerstreute Feind sich wieder sammeln, und die Engpässe sperren konnte.

Nach drei Tagmärschen durch Wüsten erblickten sie den Eufrat und durchwateten ihn glücklich. Dann zogen sie, abermals drei Tage, durch eine beschneite Ebene, wo der

Digitized by Google

Sklaven und Lastthiere viele, auch wohl dreißig Soldaten ihr Grab fanden. Ein heftiger Nordwind blies, alle erstarrten. Ein Opfer, diesem Winde gebracht, schien ihn zu besänftigen. An Holz mangelte es nicht, in der Nacht loderten überall Feuer empor. Nur die Nachzüglinge hatten kein Holz, und mußten, wenn sie kamen, den Platz am Feuer durch Mittheilung ihrer Lebensmittel erkaufen. Noch am folgenden Tage ging der Zug durch tiefen Schnee. Viele ermatteten vor Hunger, die Xenophon am Wege liegend fand, und sie nach Möglichkeit erquickte; feindliche, nachsetzende Haufen raubten die ermüdeten Lastthiere. Manche vom Heere blieben mit erfrornen Füßen zurück, oder mit Augen vom Schnee geblendet. Wer diese schützen wollte, mußte im Gehen auf einen schwarzen Punkt sie heften. Wer in der Nacht sich der Schuhe nicht entledigte, dem drückten sich die Riemen in die Füße und die Sohlen froren an. Wo um eine Quelle her der Schnee geschmolzen war, dahin eilten die Soldaten, warfen sich auf den Boden, wollten nicht weiter gehen, und vergebens bat, schalt und drohte Xenophon; lieber möchte er sie tödten, war ihre Antwort, denn sie könnten nicht weiter.

Damit nun die Ermüdeten nicht in des Feindes Hände fallen möchten, schwenkten sich die noch Rüstigen und griffen die Perser im Dunkeln an, da sie eben, der Beute halber, mit einander haderten. Sie wurden in das beschneite Thal getrieben, und man vernahm nichts weiter von ihnen. Doch je weiter Xenophon mit dem Nachtrab vorrückte, je

Digitized by Google

mehr der erstarrten Haufen fand er im Schnee begraben, und mußte endlich selber so übernachten, ohne Feuer, ohne Speise. Indessen hatte Cheirisophos ein bequemes Dorf erreicht; diese frohe Botschaft vernehmend ermannten sich alle, und ehe noch zwanzig Stadien zurückgelegt waren, sah das Heer sich abermals vereinigt.

In den Dörfern rings umher, wo jetzt die Griechen ruhten, waren die Wohnungen unter der Erde, das Vieh ging durch Gräben hinein, auf Leitern stiegen die Menschen hinunter; wo Raum genug für beide, sammt allem Vorrath an Futter und mancherlei Lebensmitteln war; auch starker Gerstenwein (Bier) in Krügen, für die daran Gewöhnten angenehm zu trinken. Es steckte Rohr in den Krügen, und wenn Einem dürstete, ging er hin und sog durch das Rohr. Xenophon ließ den Herrn des Dorfes mit sich speisen und sprach ihm Muth ein: Er sollte seiner Kinder nicht beraubt, das Verzehrte ihm ersetzt werden, wenn er nur den sichern Weg zu andern Völkern zeigen könne und wolle. Er versprach es und zum Zeichen seiner Aufrichtigkeit verrieth er, wo Wein vergraben worden. Da thaten die Gäste in dieser Nacht sich gütlich, doch ließen sie den Wirth sammt seinen Kindern nicht aus den Augen. Am andern Tage ging Xenophon mit ihm zum Cheirisophos, und wurde unterwegs in allen Dörfern gastfrei aufgenommen, mit Fleisch, Geflügel, Waizen- und Gerstenbrot reichlich bewirthet. Wer dem Andern zutrinken wollte, führte ihn zu dem Gefäß mit Gerstensaft, wo er schlürfen

Digitized by Google

mußte wie ein Thier. Dem Herrn des Dorfes bewiesen Alle große Achtung.

Auch die Truppen des Cheirisophos thaten sich gütlich, saßen, mit dürren Kräutern bekränzt, zu Tisch und wurden von armenischen Knaben bedient, denen sie durch Winke sich verständlich machten. Hier forschten die Feldherren von dem Begleiter Xenophon's durch einen persischen Dolmetscher nach des Landes Namen und dem Eigenthümer der Stutereien, die sie angetroffen hatten. Er nannte Armenien. Die Pferde, hieß es, würden für den König als Tribut erzogen. Die nächsten Nachbarn wären die Chalyber, zu denen er den Weg andeutete. Xenophon schenkte ihm ein altes, entkräftetes Beutepferd, um, nach dortigem Brauch, es der Sonne zu opfern. Hingegen nahm er junge Pferde für sich und die übrigen Anführer. Sie waren kleiner als die persischen, aber muthiger. Er sollte ihnen die Füße dick umwinden, wurde ihm gerathen, denn ohne diese Vorsicht würden sie im Schnee bis an den Bauch versinken.

Sieben Tage verweilten die Griechen hier, am achten brachen sie auf, jenen Dorfältesten als Wegweiser und dessen Sohn als Geisel für seine Treue mit sich nehmend; denn ungefesselt ging er vor ihnen her und führte sie durch den Schnee. Als aber nach drei Tagmärschen noch kein Dorf erschien, wurde Cheirisophos ungeduldig, und, obschon der Mann ihm sagte, es gäbe in dieser Gegend keine Dörfer, mißhandelte er ihn dennoch, worauf er in der

Digitized by Google

Nacht entlief, seinen Sohn im Stiche lassend. Xenophon mißbilligte laut des Cheirisophos Uebereilung, und es war das Einzigemal auf dem ganzen Zuge, daß beide sich entzweiten.

Neun ungehinderte Tagmärsche brachten die Griechen zu den Chalybern, welche ihre Gebirgspässe zu vertheidigen sich anschickten. Da mußte das Heer einen Phalanx bilden und Kleanor wollte sogleich zum Angriff eilen, ehe jenes Volk an der Griechen Anblick sich gewöhnte, oder dessen Zahl sich mehrte. Xenophon aber, um der Seinen Blut zu schonen, stimmte für heimlichen Uebergang bei Nacht. »Ihr Lacedämonier,« sagte er spottend zum Cheirisophos, »übt euch ja von Kindheit an im Stehlen und nur der Ertappte wird gepeitscht. So zeigt nun eure Geschicklichkeit, denn um hier ungeschlagen durchzukommen, müssen wir über die Berge uns stehlen.«

»Ihr Athenienser,« antwortete Cheirisophos empfindlich, »seid geschickt im Stehlen der öffentlichen Gelder, besonders die Vornehmen unter euch; darum ist die Reihe an dir.« Xenophon erklärte sich bereit. Doch es schien nützlicher, daß er beim Hintertreffen bliebe. Freiwillige erklimmten die unbesetzten Höhen und zündeten das Feuer an. Der Morgen brachte ein hitziges Gefecht, in dem die Griechen der fliehenden Feinde viele erschlugen, auf den Höhen opferten und ein Siegesdenkmal errichteten.

Fünf Tagemärsche führten sie zu den Taochern, die zum Theil in festen Städten ihre Vorräthe gesichert hat-

Digitized by Google

ten, während die Landbewohner mit Weibern, Kindern und Vieh auf die Berge geflüchtet waren, von deren Gipfeln sie unaufhörlich Steine herabwälzten, Manchen zerschmetternd oder verstümmelnd. Aber die Griechen wetteiferten in Muth und Schnelligkeit, trotzten den Felsenstücken, eroberten einen solchen Zufluchtsort, von dem alsobald Männer und Weiber — ein schauderhafter Anblick! — die Kinder von sich werfend, hinabstürzten. Ein Grieche, der einen kostbar gekleideten Taocher beim Gewand ergriff, wurde von diesem mit in den Abgrund gezogen, wo Beide den Tod fanden. Nur einige Gefangene, aber eine Menge Vieh erbeuteten die Sieger.

Noch einmal mußte das Heer sieben Tage lang durch die Chalyber ziehen, das streitbarste Volk unter allen, die dem Zuge sich entgegen stellten. Sie trugen linnene Panzer, Stiefeln und Helme und am Gürtel ein Schwert, gleich einem lakonischen Säbel, und Spieße fünfzehn Ellen lang mit eisernen Spitzen. Jeder Gefangene wurde von ihnen getödtet, und dessen abgehauener Kopf jauchzend im Angesichte der Feinde herumgetragen. Stets fechtend mußten die Griechen sich hier durchschlagen und von dem den Taochern geraubten Viehe nähren; denn die Chalyber hatten alle Lebensmittel in ihre festen Städte geschafft. Gefälliger oder schwächer waren die Skythier, deren Dörfer in der Ebene das Heer nach vier Tagen, und dann, in gleicher Frist, eine volkreiche Stadt, Gymnios, erreichte, deren Statthalter einen Wegweiser sandte, doch, wie es

Digitized by Google

sich bald ergab, minder aus Geneigtheit für die Griechen, als aus Haß gegen Nachbarn, deren Land sie mit Feuer und Schwert zu verwüsten gereizt wurden. Der Wegweiser hatte sein Leben verbürgt, daß sie in fünf Tagen das Meer erblicken sollten, und er hielt Wort, denn am fünften erreichten sie einen heiligen Berg, und als die Vordersten den erstiegen, vernahm Xenophon beim Nachtrabe ihr Geschrei, hielt es Anfangs für ein Zeichen, daß neue Feinde ihnen aufgestoßen, schwang, bei zunehmendem Getümmel, sich auf sein Roß und sprengte mit den Reitern zu Hilfe. Doch als er näher kam, hörte er deutlich das Wort Meer! Meer! und wie die Soldaten einander Glück wünschten. Die frohe Nachricht verbreitete sich schnell, Alles eilte den Berg hinan und oben umarmten sie sich mit Thränen, errichteten ein Denkmal von Steinen und erbeuteten Schilden, und schenkten dem Wegweiser ein Pferd, eine silberne Schale, persischen Schmuck und zehn Dariken. Ehe er ging, zeigte er ihnen noch den Weg zu den Makranern, die, gleichfalls gerüstet, dem Zuge sich widersetzen wollten. Aber unter den Griechen war Einer, der ihre Sprache verstand. Er mußte fragen: warum sie als Feinde erschienen? — weil ihr in unser Land fallet, war die Antwort. Auf die Versicherung, man kehre aus einem Kriege gegen die Perser zurück, wolle Niemanden Leides zufügen, sondern friedlich bis zum Meeresufer ziehen, um nach Griechenland sich einzuschiffen, begehrten sie Geiseln. Man war bereit dazu, wenn es gegenseitig verwilligt würde. Da

Digitized by Google

wurden, nach ihrer Sitte, unter Anrufung der Götter, zwei Spieße ausgetauscht, und nun halfen die Makraner Bäume fällen, damit die Griechen einen Fluß, an dem sie eben standen, überschreiten könnten, brachten ihnen nach Vermögen Lebensmittel zum Verkauf und führten sie drei Tage lang bis zu den kolchischen Gebirgen, auf welchen die Kolcher drohend in den Waffen standen. Aber Xenophon ritt hin und her, den Griechen zusprechend, es wären die letzten Feinde, die ihre Schritte nach der Heimath hemmen wollten, man müsse sie vertilgen. Nicht in Schlachtordnung, sondern in achtzig Haufen, jeder zu hundert Schwerbewaffneten, und mit den leichten Truppen auf den Flügeln, geschah der Anriff, nachdem zuvor gebetet und das Kriegslied angestimmt worden. Die Feinde wichen bald, und die Griechen vereinten sich auf den Bergen in vielen Dörfern, wo Ueberfluß herrschte, und was sie sahen, ihnen nicht mehr fremd war. Viele Bienenstöcke wurden da gefunden, deren gierig verzehrter Honig Erbrechen und Durchfall, ja eine Art von Wahnsinn erregte. Die, welche mäßig davon genossen hatten, taumelten gleich Betrunkenen, die Unmäßigen fielen in Raserei. Einige starben, viele krümmten sich am Boden als nach einer Niederlage. Die Gesunden waren hoch bekümmert. Doch am folgenden Tage starb keiner mehr, und der Wahnsinn wich. Am dritten oder vierten standen sie wieder auf, nur matt, als wären sie vergiftet gewesen.

Nur noch zwei Tage und endlich erreichten sie das

schwarze Meer und Trapezunt, eine von Griechen bewohnte Stadt, wo sie, gastfrei aufgenommen, dreißig Tage verweilten, und theils von Geschenken, zum Theil aus der kolchischen Beute Zevs dem Erretter, dem Herkules und andern Göttern die angelobten Opfer brachten und bald am Wettrennen, bald an Kampfspielen sich ergötzten.

* * *

Dann wurde berathschlagt, wie am besten des Weges Ueberrest zurückzulegen sei. Antileon trat auf und rief: »Ich bin der ewigen Beschwerden müde; laßt uns Schiffe besteigen, um, wie Odysseus, schlafend in der Heimath zu landen.« Ihm wurde Beifall zugejauchzt, und Cheirisophos, ein Freund des spartanischen Admirals Anaxibios, an diesen abgesendet, um zu der Ueberfahrt die nöthigen Schiffe zu erlangen. Bis er wieder käme, sollten die Griechen hier im Lager bleiben, und durch Streifereien in der Kolcher feindliches Gebiet sich Unterhalt verschaffen. Mit gewohnter Vorsicht brachte Xenophon dies Plünderungs-Vorhaben in gewisse Ordnung. Wer auf den Raub ausgehen wollte und wohin, mußte angezeigt, das Lager stets hinreichend bewacht werden. Auch schlug er vor, selbst Schiffe zu bauen, weil doch des Cheirisophos Hoffnungen zweifelhaft wären, oder er nicht genug der Fahrzeuge mitbringen möchte. Man sollte ferner von den Trapezuntern einige Schnellsegler leihen, die an der Küste vorbeifahrenden Schiffe damit auffangen, ihnen die Steuerruder nehmen und sie in Verwahrung bringen, doch den Schiffern

Digitized by Google

die Fracht bezahlen, und während ihres erzwungenen Aufenthaltes auf gemeinschaftliche Kosten sie unterhalten. Das Alles wurde gebilligt. Als er aber meinte, auch die Küstenbewohner sollten ersucht werden, die Wege zu bessern, damit, wenn alles fehlschlüge, der Zug landwärts könne fortgesetzt werden; da schrien Alle laut dagegen, und er durfte nur insgeheim die Städte willig dazu machen. Er hatte Recht zu vermuthen, sie würden gern die Hand zum baldigen Abzug ihrer Gäste bieten.

Das erste von den Trapezuntern geliehene Schiff mit fünfzig Rudern wurde einem Verräther, Derippos, anvertraut, der, die Griechen ihrem Schicksale überlassend, damit entfloh. Nun bestieg der Athenienser Polykrates ein zweites Schiff mit dreißig Rudern, und brachte redlicher die aufgefangenen Schiffe zum Lager, wo sie ausgeladen und bewacht wurden.

Die Streifereien zu Lande waren nicht ergiebig. Darum führte Xenophon die Hälfte des Heeres gegen die Driler, ein tapferes Gebirgsvolk, die ihre Dörfer selbst in Brand steckten, den Feinden nur das, den Flammen entronnene Vieh zur Beute ließen, und auf ihre Hauptstadt trotzten, die einen tiefen, breiten Graben, Wälle, Pallisaden und hölzerne Thürme hatte. Man hielt sie für unüberwindlich, und leichte Truppen, die zu weit sich vorgewagt, wurden umringt. Xenophon eilte zu Hilfe in wohlersonnener Schlachtordnung. Die Trompete schmetterte, das Kriegslied ertönte, Pfeile, Wurfspieße, Lanzen und

Digitized by Google

Steine schwirrten durch die Lüfte, manche legten Feuer an, die bedrängten Driler wichen aus den Verschanzungen, kühne Krieger warfen ihre Harnische von sich und erkletterten sie; der Platz schien erobert, alles drängte sich zu den Thoren um zu plündern. Aber bald kehrten Verwundete zurück, denn mitten in der Stadt erhob sich noch eine befestigte Burg, aus welcher eine tapfere Besatzung blutige Ausfälle that; von den Dächern der Häuser wurden Blöcke herabgerollt; es schien gefährlich, in der Stadt zu bleiben und eben so gefährlich, sie zu verlassen. Die einbrechende Nacht mehrte die Bestürzung. Da wurde Feuer angelegt und alles niedergebrannt, außer jenem festen Schlosse, dessen Besatzung durch die Flammen gehindert wurde, die mit Beute beladenen Griechen zu verfolgen. Nach einem unbedeutenden Gefecht erreichten sie das Lager. Cheirisophos wurde längst vergebens erwartet; die Zahl der aufgebrachten Schiffe war zu gering; die Gegend umher durch Raub erschöpft; folglich mußte endlich beschlossen werden, landwärts aufzubrechen. Kranke, Weiber, Kinder und Alte wurden eingeschifft; die Uebrigen zogen auf gebesserten Wegen, in drei Tagen nach Kerasunt, auch eine griechische Pflanzstadt am Meere, wo sie das Heer musterten. Achttausend sechshundert waren noch übrig, die Fehlenden durch Krieg, Kälte oder Krankheiten weggerafft. Hier verweilten sie zehn Tage, theilten die Beute und vergassen die Götter nicht; denn in spätern Zeiten stellte Xenophon zu Delphi ein Denkmal auf, in welches, neben

Digitized by Google

seinem Namen, er den des ermordeten Gastfreundes, Prorenos, graben ließ. Der ephesischen Diane erbauete er Tempel und Altar und kaufte einen Acker, dessen Früchte da geopfert wurden. In Kerasunt schiffte sich abermals ein Theil des Heeres ein, die zu Lande Ziehenden stießen zuerst auf die Mosinöker, deren Zwiespalt unter sich sie benutzten, mit dem einen Theile sich verbündeten, des andern feste Stadt eroberten, plünderten, anzündeten und dessen König in einem hölzernen Thurm verbrannten. Dann führte sie ihr Weg zu den Völkern in dem heutigen Mingrelien und Georgien, deren Sitten sie am meisten abweichend von den griechischen fanden, denn hier geschah öffentlich, was Ehrbarkeit zu nennen verbietet.

Friedlich zogen sie, weil die Zeichendeuter es wollten, durch das Land der Tibarener, bis Kotyora, einer Pflanzstadt von Synope. Von dem Schlachtfelde in Babilonien bis hieher hatten sie in hundert zwei und zwanzig Tagmärschen, mehr als tausend achthundert Stadien in acht Monaten zurückgelegt. Nun verweilten sie fünf und vierzig Tage lang bei Opfern und Spielen, und, was sie bedurften, mußte Paphlagonien liefern, denn Kotyora brachte keine Waren auf den Markt der beschwerlichen Gäste, nahm auch die Kranken nicht auf, und von Synope erschienen Abgeordnete, besorgt für ihre Pflanzstadt, und sprachen also:

»Uns sendet die Republik von Synope um euch Glück zu wünschen, weil ihr Griechen, Ueberwinder der Mor-

Digitized by Google

genländer, unter großen Beschwerden vielen Gefahren entronnen seid. So bitten wir nun, ihr wollet Gutes, nicht Böses uns erzeigen, denn wir haben euch nicht beleidigt. Kotyora ist uns zinsbar, wie Keraſunt und Trapezunt, folglich, was ihr Böses den Bewohnern zufügt, betrachten wir als von uns erlitten. Nun vernehmen wir aber, daß ihr mit Gewalt in die Stadt gedrungen, Häuser besetzt, und von ihren Aeckern die Früchte geraubet. Das dürfen wir nicht billigen, und wo ihr ferner solches thut, so werden wir gezwungen, mit Korylas, dem Könige der Paphlagonier und andern Feinden uns gegen euch zu verbinden.»

Xenophon trat auf und erwiederte: »Männer von Synope! kaum haben wir das Leben und die Waffen gerettet. So gelangten wir endlich zu griechiſchen Städten. Trapezunt brachte uns seine Waren, wir kauften und bezahlten sie. Wir wurden geehrt und ehrten wieder. Selbst die Barbaren, ihre Freunde, schonten wir, und von ihnen geführt, bekämpften wir ihre Feinde, fragt ihre Wegweiser, die noch bei uns sind. Wo aber Griechen oder Barbaren nichts verkaufen wollten, da nahmen wir, nicht aus Uebermuth, sondern aus Noth. So auch hier. Denn Kotyora verschloß uns seine Thore, brachte nichts auf unsern Markt, gewährte nicht einmal unsern Kranken ein Obdach, die Schuld auf euren Statthalter wälzend. Was blieb uns übrig als mit Gewalt einzudringen? Doch haben wir nur die Kranken in ihre Häuser gelegt und deren Unterhalt er-

Digitized by Google

zwungen; nur die Thore haben wir besetzt, damit jene nicht verlassen blieben. Wir andern sind unter freiem Himmel gelagert, wie ihr seht, und bereit, Gutes mit Gutem, Böses mit Bösem zu vergelten. Eure Drohungen achten wir nicht. Haben wir doch oft gegen zahlreichere Völker gestritten. Können doch auch wir mit dem Paphlagonier uns verbinden und ihm die Seeküste, nach deren Besitz er ohnehin strebt, erobern helfen.»

Hier schwieg Xenophon. Die Gesandten mißbilligten laut ihres Redners harte Ausdrücke, versicherten dem Heere, wenn es nach Synope käme, eine freundliche Aufnahme, und befahlen den Einwohnern von Kotyora zu bringen was sie vermöchten. Man beschenkte einander wechselseitig und die Eintracht war hergestellt. Xenophon benutzte sie um des Heeres weiteren Zug mit denen von Synope zu berathschlagen. Denn man mochte zu Wasser oder zu Lande ihn fortsetzen wollen, so bedurfte man im ersten Falle ihrer Schiffe, im zweiten ihrer Wegweiser durch Paphlagonien. Als Griechen forderte er sie auf, andern Griechen beizustehen. Da sprach der Redner, nachdem er die gestrigen Worte entschuldigt: »Heil widerfahre mir, wenn ich den besten, Unheil, wenn ich üblen Rath ertheile. Uns wird beschwerlicher sein, Schiffe zu rüsten, um euch zu Wasser fortzubringen, dennoch muß ich diesen Weg rathen. Ich kenne Paphlagonien, es ist ein gebirgiges Land von schönen Thälern durchschnitten. Nur ein Engpaß zwischen steilen Felsen führt hinein. Von Wenigen vertheidigt, ist er undurch-

Digitized by Google

dringlich, jenseits alles eben und ihr findet eine Reiterei, die selbst die Morgenländer der persischen vorziehen. Gelänge es euch auch, den Engpaß in der Stille zu besetzen, so stoßt ihr auf ein Heer von hundert zwanzig tausend Mann, ihr stoßt auf Flüsse, die nicht durchwatet, zum Theil nur überschifft werden können; wo nehmet ihr aber die Schiffe her? Darum halte ich den Zug landwärts für schwer, ja für unmöglich. Schifft ihr hingegen nach Synope und von da nach Heraklea, so könnt ihr dann nach Belieben zu der Heimath euch wenden."

Einige meinten, er spreche so als Gastfreund des Korylas, Andere, er hoffe ein Geschenk durch seinen Rath zu erschmeicheln, oder fürchte, der Marsch zu Lande könne Synope Schaden bringen. Indessen wurde sein Rath doch gebilligt, unter der Bedingung, so viele Schiffe herbei zu schaffen, daß nicht Einer zurück bleiben dürfte; denn ehe das Heer sich theilen möchte, wollte es lieber zu Lande sich durchschlagen. Auf Begehren der Gesandten wurden sie von Abgeordneten nach Synope begleitet.

Damals hegte Xenophon den Gedanken, mit der kriegserfahrnen Menge, die er befehligte, eine neue Stadt zu gründen, das schien ihm rühmlich und ein Zuwachs der Macht seines Vaterlandes. Doch ehe er sein Vorhaben kund thäte, wollte er zuvor die Götter befragen durch Silanos, des Cyrus Opferdeuter. Allein dieser noch im Besitz der drei tausend Dariken, die der Prinz ihm schenkte, wünschte bald nach Griechenland zu kommen, darum ver-

Digitized by Google

lautbarte er, Xenophon wolle, um Macht und Ruhm zu erwerben, eine Stadt erbauen. Die Wenigſten hörten es gerne. Synope und Heraklea zitterten und beſtachen den Dardanen Timaſion, daß er das Heer, ihm hohen Sold verſprechend, zu überreden ſuchte, mit ihm nach Troja ſich einzuſchiffen; ein Anderer, Thorax, der um die Feldherrnwürde ſtets mit Xenophon geſtritten, wollte nach der Krimm es führen, die er reizend ſchilderte. Dann, ſagte er, könne nach Belieben Jeder bleiben oder gehen. Es ſei thöricht, ſo lange Griechenland die herrlichſten Ländereien beſitze, deren in der Fremde zu ſuchen.

Xenophon ſchwieg, bis einige den Vorwurf erregten, er habe geopfert ohne das Heer zu befragen. Da trat er auf und redete: „Ja, ich habe geopfert für euch und mich, um zu erfahren, was am meiſten Ruhm und Nutzen bringen möchte; ob ich von der Sache mit euch reden oder ſie nicht berühren ſollte? Silanos erklärte die Opferzeichen für günſtig. Er mußte wohl, da ich, ſolcher Dinge kundig, ſelbſt zugegen war. Nur wollte er auch Zeichen von Trug und Hinterliſt geſehen haben, und mit Recht, denn er ſelber ſtreute verleumderiſche Gerüchte unter euch aus, als hätte ich ohne euren Rath etwas beſchloſſen. Wohl dünkte es mich erſprießlich, wenn ich den Mangel im Heere ſah, zuvor eine Stadt mit euch zu beſetzen, wo Jeder ſich erwerben könnte, was bei der Heimkehr den Seinigen nützte. Nun aber Synope und Heraklea euch Schiffe ſenden, und Einige ſogar euch Sold verſprechen, ſo ſtimme ich ſelber

Digitized by Google

dafür, dies Erbieten anzunehmen und will meines Vorhabens nie mehr gedenken. Nur müssen wir beisammen bleiben, und wer das Herr verlassen wollte, ehe es in Sicherheit ist, der müsse für treulos gehalten werden. Ist diese Gesinnung auch die eurige, so hebt die Hände empor." Alle thaten es; nur Silanos wurde laut, und wollte beweisen, es müsse Jedem frei stehen sich vom Heere zu trennen. Aber die Soldaten unterbrachen ihn, drohend, wenn er entliefe und ertappt würde, ihn, jedem andern gleich, zu strafen.

Die Schiffe kamen, aber das Geld kam nicht, mit welchem Timasion und Thorax die Truppen zu besolden versprochen hatten; da fürchteten sie des Heeres Unwillen, gingen mit ihrer Partei zum Xenophon, bereuten was sie gethan, und hielten nun für das beste, den Phasis hinaufzuschiffen, um des Landes der Phasianer sich zu bemächtigen. Xenophon begehrte, es dem Heere vorzutragen, sie aber meinten, es sei genug, wenn jeder Feldherr seine Obersten zu überreden suche. Mit diesem Vorsatz trennte man sich. Aber Neon, der Stellvertreter des abwesenden Cheirisophos, verrieth das Vorhaben den Soldaten, und verhetzte sie gegen Xenophon, daß sie rottenweis heimliche Zusammenkünfte hielten, und man fürchten mußte, es möchte ein blutiger Ausbruch erfolgen, wie schon zweimal geschehen war. Um dem vorzubeugen, ließ Xenophon den Herold zur Versammlung rufen, auch eilten Alle gern herbei und er sprach:

Digitized by Google

»Soldaten! ich vernehme, daß von mir die verleumderische Rede geht, als wolle ich hinterlistig den Phasis euch hinauf führen. Ich beschwöre euch bei den Göttern! hört mich! und werde ich schuldig erfunden, so laßt mich diesen Platz nicht ungestraft verlassen. Sind aber meine Ankläger die Schuldigen, so straft sie nach Verdienst. — Ihr Alle wißt, wo die Sonne auf- und wo sie untergeht; daß man nach Griechenland gegen Abend, zu den Barbaren gegen Morgen schiffen müsse; daß der Nordwind uns in die Heimath, der Südwind aber in den Phasis führt; wer könnte euch denn überreden, die Sonne gehe in Osten unter? oder mit Südwind müsse man zu Schiffe gehen? — und thäte ich das, so wäre ich doch nur auf Einem Schiffe, ihr auf hundert andern; wie stünde es dann in meiner Macht, euch mit Gewalt zu entführen? und gelänge es mir auch durch Betrug, euch in den Phasis zu bringen, so würdet ihr beim Landen doch gewahr werden, daß ihr der Heimath Boden nicht betretet. Dann wären eurer fast zehn tausend Bewaffnete gegen einen einzelnen Mann; wie könnte ich eurem Zorn entrinnen?«

»Es sind also Thoren und Neider, die mich verleumden. Und warum beneiden sie mich? Wen hab' ich je gehindert zu reden oder zu thun, was euch frommt? Wem trete ich in den Weg, wenn ihr zum Anführer ihn erwählen wollt? Gern weiche ich einem Jeden, wenn er zu rühmlichen Thaten sich berufen fühlt. — Genug davon! Wer sich noch betrogen wähnt, der trete hervor und rede. Jetzt aber

Digitized by Google

laßt mich noch von einem Unheil sprechen, welches, ferner einreißend, bei Göttern und Menschen, bei Freunden und Feinden uns Haß und Verachtung zuziehen wird." Die erstaunten Soldaten begehrten, er solle sich erklären. Da hub er wieder an: „Ihr wißt, in den Gebirgen wohnten Barbaren, die, mit den Kerasuntern befreundet, zu uns herabkamen, Opferthiere und allerlei Bedürfnisse verkaufend. Manche von euch sind selbst um Handels willen dort gewesen. Da beschloß der Oberste Klearatos insgeheim, einen solchen, wegen vermeinter Sicherheit und Freundschaft unverwahrten Ort bei Nacht zu überfallen und zu plündern, dann auf Schiffen, mit deren Besatzung es verabredet war, mit dem Raube zu entfliehen. Doch auf dem Zuge übereilte ihn der Tag, es wurde Lärm, er fand heftigen Widerstand, wurde selber mit Vielen der Seinigen getödtet, und nur wenige entkamen nach Kerasunt. Das geschah an demselben Tage, an dem wir landwärts aufgebrochen waren. Drei alte Männer von dem so feindlich behandelten Volke kamen, um mit uns Allen zu sprechen, hörten es gern, daß nur ein kleiner Theil der Unsrigen das Böse verübt ohne unser Wissen, wollten zu uns schiffen, was geschehen erzählen, und sich erbieten, unsere Todten auszuliefern. Jene Flüchtlinge, um zu hindern, daß ihre That uns kund würde, steinigten die drei alten Männer. Das berichteten uns die Kerasunter. Wir Feldherren, aufgebracht, rathschlagten eben in ihrer Mitte, wie das Begraben der Gebliebenen zu veranstalten sei; da hörten wir plötzlich ein Geschrei:

Digitized by Google

Schlag zu! Wirf zu! und ſahen viele mit Steinen in den Händen herbei eilen. Die Keraſunter flohen zu ihren Schiffen. Beim Zevs! auch Einige der Unſerigen wurden von Furcht ergriffen. Ich aber trat den Anſtürmenden entgegen, fragend, was das bedeute? Da waren Manche, die es gar nicht wußten, und doch in den Händen Steine trugen. Einer klagte über die Theuerung der Lebensmittel, und als er eben den Zelarchos, einen von den Vorraths-Meiſtern, nach dem Meere zuſchreiten ſah, ſchrie er laut, mit ſeinen Gefährten ihn verfolgend, als jage er ein wildes Thier. Die Keraſunter, fürchtend, es ſei der Angriff gegen ſie gerichtet, ſtürzten ſich in's Meer, wo, wer nicht ſchwimmen konnte, ertrank.»

»Urtheilt nun. Sie hatten nichts verbrochen, ſie flohen als vor tollen Hunden. In ſolchem Zuſtande iſt das Heer. Nicht ihr Alle vereint, ſondern Jeder nach Belieben führt einzelnen Krieg, wo und wie es ihm gefällt. Geſandte fremder Völker werden umgebracht, ehe ſie noch geredet haben. Den von euch erwählten Anführern verſagt man Gehorſam. Jeder gehorcht wem er will, Jeder darf ſchreien: Wirf zu! und unvermuthet Jeden ermorden.»

»Bedenkt was ihr begonnen. Hat der Vorraths-Meiſter Unrecht gethan, ſo iſt er unbeſtraft nun davon geſegelt, war er ſchuldlos, ſo mußte er aus Furcht vor ungerechter Todesſtrafe entweichen. Bei Keraſunt dürft ihr nun, wegen Steinigung der Geſandten, nur bewaffnet erſcheinen. Selbſt kein Herold wird hin zu gehen wagen, um die Aus-

Digitized by Google

lieferung der Todten zu erbitten, die man zuvor freiwillig antrug. Indeſſen werden, auf unſer Geſuch, die Keraſunter ſie begraben. Iſt das nun recht, daß Jeder von uns gezwungen wird, ſein Zelt zu einer Feſtung zu machen? Ziemt das Menſchen oder Thieren? Dürfen wir, mit ſolchen Unthaten belaſtet, den Göttern opfern oder in irgend einen Kampf uns wagen? wer wird nach ſolchem verübten Frevel uns gaſtfrei aufnehmen? wer unſern Markt verſorgen? und welchen Nachruhm dürfen wir hoffen?»

Da riefen Alle, die Unruhſtifter ſollten beſtraft, künftig dergleichen bei Verluſt des Lebens nicht geduldet werden. Strenge Richter ſollten unterſuchen, was irgend Einer, ſelbſt die Feldherren nicht ausgenommen, nach Cyrus Tode verbrochen. Zu ſolchen Richtern ſetzte man die Oberſten, und, auf Xenophon's Ermahnung, auf den Rath der Prieſter, wurde eine Reinigung des Heeres beſchloſſen und veranſtaltet.

Die erwählten Richter ſchonten nicht. Den Einen verurtheilten ſie: unterſchlagene Schiffbaugelder zu erſetzen, ein Anderer mußte die Weigerung ein Geſchäft zu übernehmen, wozu die Wahl ihn berief, durch Strafgelder büßen. Auch Xenophon wurde angeklagt. Einige beſchuldigten ihn des Uebermuthes und daß ſie von ihm geſchlagen worden. Er forderte ſogleich den Erſten auf, zu ſagen, wann und wo es geſchehen.

Damals, war die Antwort, als wir vor Kälte erſtarrten. »Ha!» rief Xenophon, »wenn es damals geſchah, im harten Winter, als Brot uns mangelte, und wir keinen

Digitized by Google

Tropfen Wein mehr hatten, um auch nur durch den Geruch uns daran zu erquicken, als Viele muthlos wurden und die Feinde uns auf den Fersen folgten; wenn ich damals gewaltthätig war, so bekenne ich, daß mein Uebermuth den eines Esels übertrifft. Aber sage mir doch, warum schlug ich dich? was forderte ich von dir? warst du mir schuldig? oder haderte ich um Ausschweifungen? oder Trunkenheit?"

Der Kläger stockte. Da fragte Xenophon ihn weiter: »Bei welchen Truppen dienst du? bei den schweren oder leichten?"

»Weder bei jenen noch bei diesen," war die Antwort. »Ich bin ein freier Mann, aber ich mußte, weil mich die Reihe traf, einen Maulesel treiben." Jetzt erkannte ihn Xenophon. „Bist du der, dem ein Kranker, um ihn fortzuschaffen, anvertraut war?"

»Ja, der bin ich. Du zwangst mich dazu."

»Die Begebenheit verdient," sprach Xenophon, »daß ich sie umständlich erzähle. Ein Kranker konnte nicht mehr gehen. Die Feinde verfolgten uns. Damit er nicht umkomme, zwang ich diesen Mann, ihn fortzubringen. Ist's nicht so?" Der Kläger bekannte es. »Und als ich dich voraus gesandt, mit dem Nachtrabe dir folgend, fanden wir dich nicht beschäftigt, für den indeß Verstorbenen ein Grab zu graben? Trat ich nicht zu dir und lobte dich darum? Doch als wir so da standen, bewegte der vermeinte Todte das Knie, und Alle schrien, er lebe noch. Du aber

Digitized by Google

bedientest dich leerer Ausflüchte und wolltest schlechterdings ihn nicht weiter schaffen. Da schlug ich dich, das ist wahr, denn ich mußte vermuthen, dir sei wohl bewußt, der Mensch lebe noch.»

»Ist er nicht doch bald darauf gestorben?» entgegnete der Soldat. »Freilich,» sagte Xenophon, »wir Alle müssen einmal sterben, doch sollte man darum nicht uns lebendig begraben.» Da schrien alle, die Züchtigung sei noch zu gering gewesen. Nun solle ein Anderer auftreten und erzählen, warum er geschlagen worden? Aber alle schwiegen. Da nahm Xenophon noch einmal das Wort: »Ja, ihr Männer, ich bekenne es frei, Viele habe ich geschlagen, wenn sie aus den Gliedern wichen, das Fechten uns überließen und um zu plündern sich zerstreuten. Wären Alle diesem Beispiel gefolgt, so lebte keiner mehr von uns. Manchen Ermüdeten hab' ich auch wohl geschlagen, damit er nicht ein Raub der Feinde, oder gar des Todes werden sollte. Denn an mir selbst erfuhr ich bei strenger Kälte, daß, nach kurzem Niedersetzen, ich kaum wieder aufstehen und die Füße bewegen konnte. Sah ich nun Einen sitzen und erstarren, so zwang ich ihn zu gehen zu seiner Rettung. Bewegung bringt das Blut in Umlauf, gibt Wärme und Munterkeit. Ihr selber wißt, daß Vielen von euch im Stillsitzen die Zehen von den Füßen gefroren.»

»Ich habe auch wohl manchem, zur Unzeit Ruhenden, wenn er im Marsche uns hinderte, mit der Hand einen Schlag gegeben, damit kein feindliches Schwert ihn er-

Digitized by Google

ſchlagen möchte. Alle dieſe Geretteten mögen nun mich ſtrafen, wenn ich Unrecht that. Was hätten ſie aber in feindlicher Gewalt erleiden müſſen, ohne es rächen zu können? — Ich will offen mit euch reden. Soldaten! hab' ich dieſen oder jenen unter euch zu ſeinem Beſten gezüchtigt, ſo verdiene ich wie ein Vater von ſeinen Kindern, wie ein Lehrer von ſeinen Schülern geſtraft zu werden. Auch Aerzte ſchneiden und brennen, wo es heilſam iſt. Wollt ihr Uebermuth es nennen, ſo ſeht doch nur, wie viel mehr Vertrauen, mit der Götter Beiſtand, ich jetzt in meine Kraft ſetze, als damals; wie viel mehr Wein ich jetzt trinke; und doch ſchlage ich Keinen, denn ich ſehe euch jetzt in Ruhe. Aber im Sturme muß der Steuermann mit Strenge über das kleinſte Verſehen wachen, denn Aller Heil iſt an ſeine Obhut geknüpfet.»

»Habt ihr nicht ſelber mein Verfahren gebilligt? denn ihr ſtandet ruhig dabei, nicht mit Täfelchen, ſondern mit Waffen in den Händen, und hättet leicht mir wehren können. Aber beim Zevs! ihr rührtet euch nicht, ſchlugt auch nicht ſelber auf die Strafbaren, und eben darum habt ihr deren Uebermuth geweckt. Unterſucht es nur: die jetzt am lauteſten ſchreien, waren ſicher damals die Feigſten unter uns. Da ſeht jenen Klopffechter aus Theſſalien! er ſchützte Krankheit vor, um ſein Schild nicht tragen zu dürfen; nun hat er, wie ich höre, die Kotyoriter beraubt. Seid ihr klug, ſo thut mit ſolchen Leuten umgekehrt, wie man böſen Hunden zu thun pflegt, die man bei Tage ankettet, bei

Digitized by Google

Nacht los läßt; schmiedet sie bei Nacht in Fesseln und laßt bei Tage sie los.»

»That ich Einem unter euch zu viel, so nimmt mich Wunder, daß er dessen gedenkt und nicht zugleich in sein Gedächtniß ruft: Wie ich vor Kälte ihn geschützt, in Krankheit und Mangel ihm beigestanden, den Feind von ihm abgetrieben; wie ich den Tapfern gerühmt und nach Vermögen geehrt habe? — ist es nicht gerechter und frömmer, bringt es nicht mehr Ruhm und Vergnügen, des Guten als des Bösen zu gedenken?»

Xenophon schwieg. Alle standen auf und erinnerten einander an seine treue Vorsorge, und so endete dieser Zwist ehrenvoll für ihn.

Während die Griechen hier die Schiffe erwarten mußten, raubten sie die Lebensmittel oft aus Paphlagonien, dessen streitbare Bewohner nicht selten blutige Rache sie empfinden ließen. Korylas entbot durch Gesandte, die kostbare Geschenke brachten: er wolle die Griechen ferner nicht beunruhigen, wenn ein Gleiches ihm zugesagt werde. Die Gesandten wurden köstlich bewirthet und mit mancherlei Spielen unterhalten. Die Thracier hielten einen Waffentanz nach dem Schall der Flöte, sprangen leicht und hoch, schwangen die Schwerter, hieben aufeinander ein, streckten sich als todt zu Boden und der Sieger trug, ein Triumphlied anstimmend, den Besiegten fort. Andere Flöten ließen sich hören und die Thessalier tanzten den Ackertanz. Ein Unbewaffneter pflügte, oft schüchtern um sich blickend, als

Digitized by Google

fürchte er die Räuber. Sie kamen, er griff zu den Waffen, kämpfte für seine Ochsen, wurde überwunden und fortgeschleppt, oder siegte und spannte den Räuber mit vor den Pflug. Ein Myser tanzte mit einem runden Schilde und ergötzte durch Gaukeleien. Die Mantineer und Arkadier zogen, unter Flötenschall, wohl gerüstet im Kriegsschritt einher, tanzten und sangen Kriegslieder wie bei Götterfesten. Die Paphlagonier staunten über alle die leichten Tänze in schweren Waffen. Zuletzt trat eine Tänzerin köstlich gerüstet mit einem leichten Schilde auf und tanzte die Pyrrhichie, einen kunstreichen Waffentanz, in welchem ihre Fertigkeit lauten Beifall erntete. Streiten auch Weiber unter euch? fragten die Fremdlinge. Auch Weiber, hieß es, würden den König aus seinem Lager treiben.

Die Gesandten wurden friedlich entlassen und die Griechen schifften nun nach Synope, wo sie, im Hafen von Armene, Geschenke der Gastfreundschaft empfingen, auch Cheirisophos mit dreirudrigten Schiffen zu ihnen stieß, doch wider Verhoffen mit leeren Händen. Nur daß der Admiral Anaxibios sie rühme, und nach ihrer Heimkunft ihnen Sold verspreche, das erfuhren sie durch ihn.

* * *

Doch je näher die Griechen ihrem Vaterlande kamen, je heftiger wurde ihr Verlangen, nicht so arm dort zu erscheinen. Das brachte sie auf den Gedanken, nur Einem Feldherrn die oberste Gewalt zu vertrauen, damit er, durch das Stimmrecht der Uebrigen ungebunden, wann und wie

Digitized by Google

er wolle, das Heer gebrauchen dürfe, auch seine Anschläge um so geheimer blieben. Dem Xenophon trugen sie den Oberbefehl mit dringenden Bitten an. Geneigt, aber unschlüssig opferte er den Göttern, und alle Opferzeichen widerriethen ihm den bedenklichen Schritt. Da weigerte er sich standhaft den gefährlichen Posten zu übernehmen, und nach vielem Geschrei wählten sie an seiner Stelle den Cheirisophos, der sie nach Heraklea führte. Auch hier wurden sie gastfreundlich aufgenommen, meinten aber, von diesen freiwilligen Geschenken könne man kaum drei Tage das Leben fristen, und beschlossen, von den Einwohnern eine große Steuer zu fordern. Cheirisophos oder Xenophon sollten als Abgeordnete es bewirken, aber Beide lehnten den schwierigen Auftrag ab, überzeugt, es sei Unrecht, eine griechische, befreundete Stadt auf solche Weise zu brandschatzen. Andere gingen hin, forderten und drohten sogar. Gleich brachten die Herakleoten alle ihre Güter vom Felde in die Stadt, legten auch den Markt hinein, verschlossen die Thore und besetzten die Mauern. Da entstand im Lager ein großes Getümmel. Das Mißlingen wurde den Feldherren beigemessen. Am lautesten schrien die Arkadier und Achäer, aus welchen des Heeres größere Hälfte bestand. Sie wollten, hieß es, keinem Athenienser folgen, der nicht einmal Truppen zum Heere gebracht; sie allein hätten die Beschwerden, andere den Gewinn: sie hätten Alle errettet, die Uebrigen wenig oder nichts gethan. So tobend wählten sie Anführer aus ihrer Mitte, trennten sich vom

Digitized by Google

Heere und schifften nach Bithynien, um dort beim Plündern die Ersten zu sein. Ihrer waren mehr als viertausend fünfhundert. Cheirisophos, der den Oberbefehl kaum sechs oder sieben Tage geführt hatte, jetzt kränklich und verdrießlich war, zog mit tiefem Groll gegen das Heer im Herzen und einigen tausend Mann zu Lande weiter. Xenophon wollte Anfangs die Arkadier begleiten, dann wieder ganz allein zu Schiffe gehen; als aber Herkules, dem er opferte, anzudeuten schien, daß er die bei ihm Gebliebenen nicht verlassen solle, so schiffte er mit zwei tausend Mann und etwa vierzig Reitern nach der thracischen Küste und führte sie dann mitten durch das Land.

So hatte sich nun das Heer dreifach getheilt. Die Arkadier landeten in dem Hafen Kalpe, machten Anfangs große Beute und trieben die Thracier in die Flucht. Diese aber sammelten sich wieder, tödteten viele Griechen bei wiederholten Angriffen und umzingelten endlich die Uebrigen auf einer Anhöhe. Xenophon, der indessen zu Lande sich genähert hatte, erfuhr seiner alten Kriegsgefährten bedrängte Lage und überredete sein kleines Heer, ihnen zu Hilfe zu eilen, uneingedenk ihres nun bestraften Uebermuthes, und dann im Hafen Kalpe auch mit Cheirisophos sich zu vereinend, der, an der Küste heraufziehend, dort gefunden werden möchte.

Es wurde gebilligt. Sie brachen auf und steckten Alles hinter sich in Brand, wodurch ihr Heer dem Feinde zahlreich schien. Als der nicht mehr fern war, (denn sie konn-

Digitized by Google

ten in der Nacht seine Wachtfeuer sehen) setzten sie mit Tagesanbruch sich in Marsch, erreichten auch die Anhöhe, fanden aber weder Griechen noch Feinde mehr, nur einige zurückgelassene Alte, von welchen sie erfuhren, daß die Thracier in der Nacht gewichen und die Griechen am Morgen abgezogen wären; wohin? das wußte Keiner. Schnell rückte Xenophon weiter. Auf der Straße nach Kalpe erblickte er bald die Spuren der Arkadier, endlich sie selber, und die Freude war so groß, daß die Soldaten beider Haufen als Brüder sich umarmten. Zu Kalpe fanden sie auch die Schar des Cheirisophos, doch er selber war gestorben, und Neon an seine Stelle getreten. Hier verweilten sie mehrere Tage, begruben die Todten so prächtig als es die Umstände vergönnten, und beschlossen, nie sich mehr zu trennen; wer einen solchen Vorschlag thäte, sollte das Leben verwirkt haben. Die alte Ordnung wurde hergestellt, die alten Feldherren traten wieder an ihre Plätze. Doch ob der Zug aus Mangel an Schiffen zu Lande fortzusetzen, darüber wurden die Götter befragt, ein Opfer nach dem andern geschlachtet, und immer versagten die Götter ihre Zustimmung. Anfangs glaubten die Soldaten, es sei von Xenophon also verabredet, um zu Erbauung einer Pflanzstadt sie zu zwingen, er aber ließ sie alle um die Opfer versammeln, damit sie selber Zeugen wären. Die Götter blieben unerbittlich.

Der Mangel war im Lager groß. Neon bot Freiwillige auf, mit ihm in die nächsten Dörfer auf Plünderung zu

Digitized by Google

ziehen; faſt zwei tauſend liefen ihm zu, wurden aber von den phrygiſchen Reitern des Pharnabazos, dem Bundesgenoſſen der Bithynier, ſo übel empfangen, daß ihrer fünf hundert auf dem Platze blieben. Als ein Flüchtling das dem Xenophon berichtete, ſchlachtete er den letzten Stier von ſeinem Wagen, aus Mangel an Opferthieren; endlich waren die Zeichen günſtig, er eilte den Geſchlagenen zu Hilfe und führte ſie zurück in's Lager. Kaum hatten die Griechen ſich muthlos zur Tafel geſetzt, als ſchon die Bithynier auf's Neue die Vorpoſten überfielen. Man durfte im Dunkeln, der waldigen Gegenden halber, das Lager nicht verlaſſen, und mußte die Nacht hindurch unter den Waffen bleiben.

Mit Tagesanbruch verſchanzten ſich die Griechen. Ein Fahrzeug aus Heraklea brachte Mehl, Opfervieh und Wein. Günſtige Vorbedeutungen bewogen Xenophon, mit dem Heere auszurücken, nur die Alten blieben im Lager zurück. Die Todten, die er bald auf ſeinem Wege fand, ließ er begraben. Den Feind erblickend in der Ferne verordnete er einen Hinterhalt, den er ſelbſt befehligte, und gebot den Uebrigen, zum Angriff vorzudringen. Ein dichter Wald hemmte deren Schritte; ſie zagten und zauderten. Xenophon ſprengte vor: »Ohne Kampf,« hub er an, »iſt keine Sicherheit für uns. Weichen wir, ſo verfolgen uns die Feinde. Weichen iſt unrühmlich, Angreifen gibt auch dem Feigen Muth. Beſſer mit geringer Macht angreifen, als mit einem großen Heere ſich zurückziehen. Ihr ſelber

Digitized by Google

wißt, unſern Angriff halten die Feinde nicht aus, wohl aber haben ſie Herz genug, uns zu verfolgen. Der dichte Wald wird euch den Rücken decken. Sind wir doch an weit gefährlicheren Orten kühn durchgedrungen. Ohne Sieg können wir weder vor- noch rückwärts. Wir haben weder Schiffe, um zu gehen, noch Lebensmittel, um zu bleiben. Jetzt ſind wir geſättigt, darum dünkt mich beſſer, jetzt zu ſtreiten als morgen nüchtern. Auf Soldaten! die Opferzeichen ſind vortrefflich. Laſſen wir den Feinden nicht Zeit zu eſſen oder zu ruhen.“ Die Oberſten riefen: Vorwärts! Niemand widerſprach. Xenophon ging voran. Schon lag der Wald hinter ihnen. Da ritt er noch einmal die Fronte hinab, ſprechend: »Jetzt gedenket unſerer Siege und daß wir vor Griechenlands Thoren ſtehen. Herkules ſei unſere Loſung. Muntert einander männlich auf, damit ihr einſt an dieſe Stunde euch gern erinnern möget.“

Nach dieſen Worten ſtellte er ſich an die Spitze, griff an und ſiegte. Selbſt die Reiterei des Pharnabazos wich dem Ungeſtüm der Griechen. Doch da es Abend wurde, ſo verfolgte er die Fliehenden nicht, errichtete ein Siegesdenkmal und kehrte mit Sonnenuntergang nach dem Meere zurück. Von hieraus wurden täglich eine Menge Lebensmittel erbeutet: Getreide, Wein und Feigen, denn Alles lieferte das Land, außer Oel. Die griechiſchen Städte brachten ihre Waren zum Verkauf; die Vorbeiſegelnden landeten gern, weil ſie vernommen hatten, es werde eine Stadt hier gegründet. So herrſchte Ueberfluß im Lager. Auch die

Digitized by Google

nächsten Einwohner des Landes warben schon um Xenophon's Freundschaft als ihres künftigen Nachbars.

Jetzt kam Kleander, ein Lacedämonier, mit zwei Dreiruderschiffen; in seinem Gefolge jener Derippos, der mit dem Schiffe der Trapezunter entwichen war. Bald nach seiner Ankunft geriethen die Griechen, geraubter Schafe wegen, mit den Seinigen in Streit. Kleander befahl einen Mann zu ergreifen; Agasios, der Oberste, zu dessen Haufen er gehörte, riß ihn wieder weg; die Soldaten griffen zu Steinen, die Schiffsleute flohen und Kleander selbst. Xenophon entschuldigte das Vorgefallene, doch Kleander gereizt, und vielleicht auch grollend mit sich selber, daß er Furcht bewiesen, erklärte, er werde abschiffen und alle griechischen Städte gegen das Heer aufwiegeln, wenn man nicht den Mann ihm ausliefere, der den ersten Wurf gethan, so wie den, welcher den ergriffenen Soldaten wieder befreite. Der Letztere war Agasios, Xenophon's treuer Freund.

Manche verachteten Kleander's Drohungen; allein er war ein Spartaner und Lacedämon führte damals die Oberherrschaft in Griechenland; deshalb achtete Xenophon den Handel nicht gering, die Seinen erinnernd, daß jeder Spartaner in jeder griechischen Stadt jetzt befehlen könne. »Werden uns die Thore von Byzant und anderer griechischen Städte verschlossen,« fuhr er fort, »schildert man uns dem Admiral Anaxibios als treulos gegen den Staat, der jetzt zu Wasser wie zu Lande herrscht; so möchten wir

Digitized by Google

ſchwerlich weder hier bleiben, noch abſegeln können. Sollen wir, um zweier Männer willen, die Rückkehr in's Vaterland uns Allen verſperren? lieber laßt uns gehorchen nach dem Beiſpiel unſerer Vaterſtädte. Man hat dem Kleander Botſchaft hinterbracht, es habe Agaſios auf meinen Befehl gehandelt. Ihn ſelber und euch Alle fordere ich auf, die Wahrheit zu erklären, bin ich ſchuldig, ſo ſtrafe man mich."

Agaſios trat auf und ſchwur, er habe aus eigenem Antriebe gehandelt, weil Dexippos, der verrätheriſche Flüchtling und Xenophons alter Feind, einen wackern Mann von ſeiner Schar fortſchleppen wollen. Doch ſei unnöthig, ihn auszuliefern, er ſelber wolle ſich ſtellen, und ſeine Gefährten weder in Krieg mit Sparta verwickeln, noch ihrer ſichern Heimkehr hinderlich ſein. Nur möge man ihm vergönnen, einige Fürſprecher mit zu nehmen.

Die Wahl ſolcher wurde ihm freigeſtellt. Da begleiteten ihn die Feldherren und ſprachen zu Kleander: Hier ſind wir, unterſuche und beſtrafe die Schuldigen. Jeder, den du forderſt, ſoll dir ausgeliefert werden. Und Agaſios trat heran, auf den Mann deutend, welchen er gewaltſam befreite: »Ich bin es," ſprach er, »der dieſen braven Soldaten einem Verräther entriß; denn Dexippos entfloh mit einem, von den Trapezuntern erbetenen, fünfrudrigen Schiffe, machte uns einen böſen Namen und ließ ein Heer in der Noth, mit dem er ſelber ſo weit gekommen. Ob wir Alle verderben würden, das kümmerte ihn nicht. Dieſer

Digitized by Google

Mensch hat meinen Zorn gereizt. Hättest du oder ein Anderer den Soldaten ergriffen, ich würde geschwiegen haben. Tödtest du mich, so tödtest du einen wackern Mann um eines schlechten, feigen Menschen willen."

Kleander rühmte den Dexippos nicht, doch meinte er, auch Bösewichter müsse man nicht ungehört verdammen. Den Agasios behielt er zurück sammt jenem Soldaten, über den der Streit entstanden, und der sich auf den Beschluß des Heeres berief, daß alle Beute gemeinsames Gut sei, weshalb er die Schafe, durch Dexippos entführen zu lassen, verhindern wollen; doch habe er Niemanden weder geschlagen noch geworfen. Im Lager wurde eine Vorbitte für diese Beiden beschlossen. Die Feldherren kehrten zurück und Xenophon sprach also: »Sie sind nun in deiner Gewalt, o Kleander! und das Heer stellt dir frei, sie zu strafen nach deinem Gefallen. Jetzt aber bittet es, durch uns, dich flehentlich, du wollest zwei Gefährten ihm wieder schenken, die so lange für dasselbe gekämpft und gelitten haben. Gewährst du den Soldaten diese Bitte, so wollen sie hinwiederum, wenn du sie anführen willst, dir gern beweisen, daß sie den Gehorsam gegen ihren Feldherren, nicht aber die Furcht vor Feinden kennen. So komm und werde ihr Feldherr, und prüfe dann einen Jeden, auch den Dexippos, nach Verdienst."

Da gab Kleander die Gefangenen zurück, wurde Xenophon's vertrauter Gastfreund und übernahm die Feldherrnstelle. Als aber die Opfer das Letztere nicht zu billi-

Digitized by Google

gen schienen, bestätigte er die alten Anführer, ermuthigte sie, den Zug anzutreten, und versprach dem Heere bei dessen Heimkehr den freundlichsten Empfang. Dankbar beschenkte es ihn mit Schafen, die er annahm, doch als ein Gegengeschenk sogleich zurückgab und unter Segel ging, worauf das Herr durch Bithynien zog, viele Sklaven und Vieh erbeutete, und nach sechs Tagen Chrysopolis in Chalcedonien erreichte, wo es eine Woche verweilte, um die Beute zu verkaufen.

Der Admiral Anaxibios war eben zu Byzant. Ihn beschickte Pharnabazos, der Griechen Einbruch in sein Gebiet fürchtend, und ersuchte ihn dringend, das Herr aus Asien übersetzen zu lassen. Es geschah, unter Versprechung eines Soldes bei dessen Ankunft. Allein der Admiral hielt nicht Wort, sondern ließ mit Waffen und Gepäcke die Soldaten ausrücken, um sie zu überzählen und heim zu senden. Kaum waren sie bis auf Wenige aus dem Thore gezogen, als dieses hinter ihnen verschlossen, und der Schlagbaum vorgeworfen wurde. Wegen ihres Unterhaltes verwies er sie auf die thracischen Dörfer und wegen des Soldes vertröstete er sie. Da murrten die Truppen. Einige griffen zu den Waffen, rannten gegen die Thore und drohten sie zu sprengen. Andere liefen nach dem Meere, erstiegen die Mauern, über Schutt klimmend, und sprangen in die Stadt. Als ihre Gefährten, die noch in selbiger sich befanden, gewahrten, was vorging, hieben sie die Schlagbäume entzwei, öffneten mit Gewalt die Thore und Alle

Digitized by Google

ſtürzten hinein. Die Byzantier flohen vom Markte in die Häuſer, auf die Schiffe; Anaxibios ſelber fuhr in einem Boote nach der feſten Burg, und ſchickte eilig nach Hilfstruppen von Chalcedonien. Xenophon, befürchtend, man werde Byzant plündern, der Stadt und ihm großes Unheil zubereiten, drang ſelber unter den dichten Haufen in das Thor. Als die Soldaten ihn erblickten, umringten ſie ihn und riefen: Jetzt zeige daß du ein Mann biſt. Die Stadt, die Schiffe ſind dein, du haſt Geld und Truppen. Jetzt kannſt du uns glücklich machen und wir wollen dich hoch erheben.

„Recht ſo!“ erwiederte Xenophon, „doch ſtellt euch zuvor in Schlachtordnung.“ Es geſchah ohne Widerrede auf einem freien Platze. Hier redete er ſie an: „Gefährten! ihr murret über Betrug und mit Recht. Doch wolltet ihr, um an den gegenwärtigen Spartanern Rache zu verüben, dieſe ſchuldloſe Stadt plündern, ſo bedenkt die Folgen. Welch ein Krieg mit Lacedämon und deſſen Bundesgenoſſen! Die Athenienſer, in blühenden Zeiten ihrer Macht, vermochten nicht zu widerſtehen, was dürft ihr hoffen? Jetzt ſind die Achäer und die Athenienſer Verbündete der Spartaner; Tiſſaphernes und alle an der See wohnenden Barbaren unſere Feinde, der perſiſche Monarch unter Allen der heftigſte. Wer iſt ſo thöricht, daß er einen glücklichen Ausgang hoffen dürfte? — Bei den Göttern beſchwöre ich euch, ſeid nicht unſinnig! laßt uns nicht ſchimpflich ſterben als Feinde unſerer Eltern, Freunde und Verwand-

Digitized by Google

ten! Lieber möchte ich zehn tausend Schuh tief unter der Erde liegen! Folgt meinem Rathe: Gehorcht als Griechen der griechischen Obrigkeit! Dieser tragt eure Beschwerden vor, und wird euch auch das Recht versagt, so dürft ihr darum das Vaterland doch nicht auf immer meiden. Laßt dem Anaxibios wissen, ihr seid nicht in die Stadt gekommen um Gewalt zu üben, sondern zu zeigen, daß ihr zwar der Hinterlist trotzen, aber gehorsam ausziehen wollt."

Es wurde verwilligt. Die Boten gingen ab, und brachten des Admirals freundliche Antwort: der Gehorsam solle sie nicht gereuen, er werde es seinen Obern berichten, und, wo er könne, ihnen nützlich sein. Indessen hatte ein Thebaner, Cyrotades, ein kriegslustiger Abenteurer, dem Heere vorgespiegelt, er wolle es mit Speise und Trank wohl versorgt, in das sogenannte Thracische Delta führen, wo es reiche Beute finden würde. Da zog es ihm als Heerführer nach. Alsobald verschloß Anaxibios die Thore wieder, und ließ ausrufen, wenn noch ein Soldat in der Stadt sich fände, so solle er zum Sklaven verkauft werden. Mit großer Mühe erlangte Xenophon durch seinen Gastfreund Kleander die Erlaubniß, allein in die Stadt zu kommen, unter der Bedingung, daß er alsobald sich einschiffen wolle. Da nahm er Abschied und trennte sich vom Heere, welches, nach wenigen Tagen, auch den Cyrotades wiederum verjagte, weil er sein Wort nicht halten und Lebensmittel genug herbeischaffen konnte.

Digitized by Google

Die noch übrigen Anführer entzweiten sich. Einige wollten zu Seuthes, dem Könige der Thracier ziehen, der hatte durch schöne Pferde und schöne Mädchen sie bestochen; ein Anderer wollte nach dem Chersones, ein Dritter nach Asien hinüber. Die Zeit verstrich. Viele Soldaten verkauften die Waffen, schifften einzeln in ihr Vaterland oder ließen in den Pflanzstädten sich nieder.

Anaribios hörte gern, daß die Truppen sich zerstreuten, denn er meinte Pharnabazos werde den geleisteten Dienst ihm reich vergelten. Er wurde bald darauf von seinem Posten abgelöst, begegnete unterwegs dem neuen Statthalter von Byzant, Aristarchos, und rieth ihm, gleich nach seiner Ankunft die zurückgebliebenen Kranken nachher genesenen Soldaten des Cyrus zu verkaufen. Bis dahin hatte Kleander's Mitleid es verhindert und für sie gesorgt. Jetzt fielen an vier hundert Mann in Sklaverei. Aber Anaribios erntete nicht die Frucht seiner Tücke, denn als er, heim schiffend, den Pharnabazos an sein Versprechen mahnen ließ, vernahm dieser kaum, er sei nicht mehr Admiral, als er seiner auch nicht weiter achtete. Da bat der Gereizte den Xenophon eilig zum Heere abzusegeln, die noch vorhandenen Truppen nicht ferner zerstreuen zu lassen, die schon zerstreuten wieder zu sammeln und Alle zurück nach Asien zu führen. Xenophon ging und wurde von dem Heere mit Freuden aufgenommen. Der Thracier Seuthes versuchte, unter mancherlei Verheißungen, ihn anzuwerben, allein vergebens. Nur Neon mit achthundert Mann

Digitized by Google

trennte sich von den übrigen Griechen, als sie unter den Mauern von Perinthos angekommen waren. Doch zu der Ueberfahrt nach Asien fehlte es an Schiffen und als Xenophon deren zu miethen suchte, erschien Aristarchos, der neue Statthalter (gleich dem vorigen durch Pharnabazos gewonnen), verbot den Schiffern und Soldaten diese Ueberfahrt; und Xenophon auf des Admirals Befehl sich berufend, mußte von Aristarchos hören: »Er ist nicht mehr Admiral. Fällt mir ein Ungehorsamer in die Hände, so lasse ich in's Meer ihn versenken.« Mit diesen Worten ging er in die Stadt, und ließ am folgenden Tage die Anführer zu sich entbieten. Sie gingen und waren bereits den Thoren nahe, als dem Xenophon verrathen wurde, man werde in der Stadt ihn verhaften, auf der Stelle bestrafen, oder dem Pharnabazos ausliefern. Da ließ er die Gefährten voran gehen unter dem Vorwand noch zu opfern. Sie kehrten bald zurück mit dem Befehl am Abend wieder zu kommen. Xenophon merkte wohl, der Anschlag sei auf ihn gerichtet, darum erforschte er jetzt durch Opfer, ob er zum Seuthes dem Thracier ziehen solle? denn des Statthalters Kriegsschiffe machten die Ueberfahrt unsicher, und in Chersones (der Krimm) fürchtete er Mangel und des Aristarchos Obergewalt.

Durch günstige Opferzeichen ermuthigt, begab er sich bei Nacht mit wenigen Getreuen in das nicht ferne Lager des Seuthes, wurde von den Thraciern jubelnd, und von ihrem Könige nach alter Sitte, mit einem vollen Trink-

Digitized by Google

horn empfangen, und befragte dieſen, ob er noch geſonnen, das Heer in Sold zu nehmen, wie er ſchon zweimal ihm entbieten laſſen? und wozu er es gebrauchen wolle?

»Um,« war die Antwort, »das Land wieder zu erobern, aus dem mein Vater vertrieben worden.« Jedem Soldaten verſprach er einen Kyzikrant, den Oberſten doppelten, den Feldherren vierfachen Sold, dazu ſo viele Aecker und Vieh als ſie begehren würden, und einen feſten Platz am Meere.

»Allein geſetzt,« fragte Xenophon weiter, »unſer Vorhaben würde durch die Furcht vor Sparta vereitelt, würdeſt du denn wohl einen Flüchtling in dein Gebiet aufnehmen?« Seuthes gelobte jeden Fliehenden als Bruder zu empfangen. Dem Xenophon wollte er ſeine Tochter geben, und deſſen Tochter, wenn er eine habe, nach thraciſcher Sitte kaufen, ſeine beſte Seeſtadt ihr zum Wohnſitz einräumen. Da reichten ſie einander die Hände.

Noch vor Tage kamen die Griechen zurück in das Lager. Einer neuen Vorladung des Ariſtarchos gehorchten die Anführer nicht, ſondern verſammelten das Heer, welchem Xenophon die bedenkliche Lage ſchilderte, und trotz Neon's Abrathen es bewog ihm zu folgen. Seuthes kam entgegen, führte es am Mittage in wohlverſehene Dörfer, wiederholte ſeine Verſprechungen, und erklärte, daß er die Griechen weiter nicht als ſieben Tagreiſen führen wolle. Da gelobten ſie ihm Beiſtand. Er zog die Anführer an ſeine Tafel. Ein Höfling ging zuvor von Einem zum

Digitized by Google

Andern, jedem zuflüſternd, die Sitte erheiſche, wenn man bei dem Könige ſpeiſe, ihn zu beſchenken. Das thaten viele als der Becher kreiſte. Der eine verehrte ihm ein Roß, der andere einen Knaben, oder köſtliche Gewänder für ſeine Gemahlin; Timaſion einen ſilbernen Becher und koſtbare Teppiche. Gerſippos, ein Athenienſer, ſagte: wer es vermöge, beſchenke die Könige nach alter Sitte um ſie zu ehren, die Unvermögenden aber würden von den Königen beſchenkt.

Jetzt traf die Reihe den Xenophon, der, als der Geehrteſte, dem Seuthes am nächſten ſaß und durch dieſen Auftritt in Verwirrung gerieth, denn als er von Aſien überſchiffte, hatte er nichts als einen Knecht und ſein Reiſegeld. Jetzt that er einen ſtarken Zug aus dem Horne, und ſprach mit Zuverſicht: »Mich ſelber ſchenke ich dir, o Seuthes! ich und Alle, die du ſieheſt, wollen als deine Freunde Gefahren und Beſchwerden mit dir theilen und, mit der Götter Hilfe, dein väterliches Reich erobern helfen.« Seuthes ſtand auf, leerte mit ihm das Horn und reichte es dem Nächſten. Spielleute und Gaukler traten herein, ergetzten die Verſammlung und der König ſelber tanzte fröhlich.

Um den, des neuen Bündniſſes noch unkundigen Feind unvorbereitet zu überfallen, traten ſie in derſelben Nacht, mit der Loſung: Die Athenienſer, den Zug über das beſchneite Gebirge an, ſtürzten in die Ebene hinab, plünderten Dörfer, und erbeuteten gegen tauſend Sklaven, zwei tauſend Ochſen, zehn tauſend Schafe. Die Dörfer ſteckten

Digitized by Google

sie in Brand, um die Feinde zu schrecken. Die sämmtliche Beute hatte sich der König vorbehalten, und ließ durch seinen Höfling Heraklides zu Perinthos sie verkaufen, um den Sold der Griechen aus dem gelösten Gelde zu entrichten.

Bei weiterem Vorrücken litten sie viel durch heftigen Frost. Nasen und Ohren erstarrten und der Wein fror in den Schläuchen. Nun begriffen die Fremdlinge, warum die Thracier Fuchs-Kappen über Kopf und Ohren und lange, warme Kleider trugen.

Durch die Drohung, alle durch die Flucht der Einwohner verödeten Dörfer zu verbrennen, bewog Seuthes die Greise, Weiber und Kinder zurück zu kehren, nur die junge Mannschaft blieb auf den Gebirgen. Wer von diesen gefangen wurde, den ließ der König durch Wurfspfeile tödten. Eben sollte dieses Schicksal auch ein schöner Jüngling erfahren, als Episthenes, der Knaben-Liebhaber, um dessen Leben bat. »Willst du für ihn sterben?« fragte Seuthes. Alsobald rief Jener seinen Hals darbietend: »Schlag zu, wenn der Knabe es will, und Dankbarkeit gelobt.«

»Willst du,« fragte Seuthes den Knaben, »daß dieser an deiner Statt getödtet werde?« — Demüthig bat der schöne Jüngling, ihrer Beider Leben zu schonen. Da umarmte ihn Episthenes, sprechend: »Nun lasse ich ihn nicht! du mußt mit mir dich um ihn schlagen.« Seuthes lächelte und gab nach.

Die Thracier aus den Gebirgen kamen herab, suchten Frieden, brachten Geißeln, doch nur um den Feind zu ver-

Digitized by Google

kundschaften. Denn in der Nacht überfielen sie die Dörfer, in welchen die Griechen der Ruhe pflegten, schoßen und warfen in die Häuser, zündeten sie an und riefen bei Namen den Xenophon, dessen Haus schon brannte, er solle kommen um zu sterben, wenn er nicht in Flammen den Tod finden wolle. Aber ein Jüngling stieß in's Horn und alle Griechen stürzten aus den Häusern, die Thracier flohen, wurden theils gefangen, kehrten doch einzeln im Dunkeln zurück, und verwundeten Manchen, den des Feuers Helle verrieth.

Erschrocken eilte Seuthes mit seinen Reitern herbei. Die Geißeln übergab er dem Xenophon. Es waren die Aeltesten und Angesehensten der Bergbewohner.

Man beschloß die Berge zu erklimmen, denn schon war des Seuthes Macht durch Ueberläufer dreifach verstärkt worden. Als die Feinde das gewahrten, kamen sie herab, baten demüthig um Frieden, versprachen, ihren Gehorsam zu verbürgen. Seuthes verweigerte den Frieden, wenn Xenophon den Ueberfall noch rächen wolle. Aber dieser sprach: Die Rache sei bitter genug, wenn sie Sklaven würden. Nur sollten künftig junge, rüstige Männer als Geißeln ausgehoben, die Alten daheim gelassen werden. So wurde der Vertrag geschlossen, das Heer rückte weiter und Heraklides kam zurück mit dem aus der Beute gelösten Gelde, wovon doch nur der Sold auf zwanzig Tage bestritten werden konnte. Xenophon machte ihm Vorwürfe, daß er nicht theurer verkauft, und im Nothfalle seine eigenen Kleider veräußert hätte. Da entrüstete sich Heraklides, fürchtete

Digitized by Google

auch wohl des Königs Gunst einzubüßen. Um dem vorzubeugen, verleumdete er den Xenophon bei seinem Herrn, und erregte dessen Unwillen, weil Jener immerfort auf den Sold der Griechen drang, obgleich selber, bei der Theilung, für jetzt auf jeden Lohn verzichtete. Schon schwankte er, bei des Königs Kälte, ob er noch ferner ihm dienen solle. Schon wurden auch die übrigen Anführer, unter dem Versprechen baldiger Zahlung eines mehr als zweimonatlichen Soldes, ermuntert, sich an des Heeres Spitze zu stellen; allein sie erklärten sämmtlich: keine glänzende Zusage werde sie bewegen, den Zug ohne Xenophon fortzusetzen. So kam Alles wieder, dem Scheine nach, in das alte Gleis. Siegreich zogen sie weiter, aber des Königs Vertrauen blieb geschwächt. Von den Seestädten, die er dem Xenophon zu übergeben versprochen, war nicht mehr die Rede, und wenn dieser mit ihm sprechen wollte, wandte er Geschäfte vor. Auch die murrenden Soldaten äußerten Argwohn gegen ihren Feldherrn.

Zwei Monate mochten auf diese Weise verstrichen sein, als Spartaner anlangten, um das griechische Heer in einem Kriege gegen Tissaphernes, für ihren Staat in Sold zu nehmen. Der Thracier, dessen Macht indessen so angewachsen, daß er die Verbündeten entbehren zu können vermeinte, willigte gern darein, sie abzutreten, theils um der Zahlung des Soldes dadurch enthoben zu werden, theils um mit Sparta sich zu befreunden.

Gastfrei bewirthete er die Abgeordneten, doch weder den

Digitized by Google

Xenophon noch die übrigen Feldherren lud er ein. Auf die Frage der Ankömmlinge: welch ein Mann dieser Xenophon sei? schalt er ihn nicht, nannte ihn blos einen Soldaten-Freund, dem das Heer anhänge. Sollte er unserm Auftrage zuwider sein? fragten sie weiter.

Versprecht nur den Truppen Sold, erwiederte Heraklides, so werden sie euch zulaufen, ohne seiner zu achten. Wirklich führten am andern Morgen Seuthes und sein Höfling die Gesandten zu dem Heere, welches, da es von Dariken hörte, sogleich bereitwillig war. Auch trat alsobald ein Arkadier als Xenophon's Ankläger auf. Seuthes, der das Griechische ziemlich verstand, auch einen Dolmetscher bei sich hatte, blieb, um den Ausgang zu erlauern.

Der Arkadier hub an: »Längst schon wären wir bei euch, ihr Lacedämonier, hätte nicht Xenophon durch glatte Worte zu einem harten Winter-Feldzug uns verleitet, von dem wir allein die Beschwerden getragen, er allein den Vortheil gezogen. Ihn hat Seuthes reich gemacht, uns nicht einmal den Sold gezahlt. Gern wollte ich diesen entbehren und alle Beschwerden vergessen, wenn ich nur den Xenophon steinigen sähe.« Aus gleichem Tone sprachen Mehrere.

Da erhub sich Xenophon: »Was muß der Mensch nicht erfahren! angeklagt werde ich für meine Wohlthaten. Schon war ich auf dem Heimwege, da kehrte ich plötzlich um zu euch, nicht weil es euch wohl ging, nein, beim Zevs! weil ihr in Noth wart und ich helfen wollte wo ich könnte. Ihr

Digitized by Google

wißt, wie dieſer Seuthes mich vergebens durch große Zuſagen gelockt; ihr wißt, daß ich nach Aſien euch führen wollte; ihr wißt, wie der Statthalter es gehindert; einmüthig beſchloßt ihr, dem Thracier zu folgen. Was hab' ich denn nun verſchuldet? Hab' ich ihn noch gerühmt, ſeit er um den Sold euch betrogen? dann mögt ihr mich haſſen und verfolgen. Doch wenn ich meine Geſinnung gegen ihn geändert, bin ich ſtrafbar, daß ich lieber euer Freund ſein wollen als der ſeinige? — Ihr meint, ich wäre von ihm beſtochen und wolle das Eurige nun euch vorenthalten? — Verſucht es, fordert euern Sold von ihm, dann muß er ja zurückfordern, was er mir gegeben? Allein er gab mir nichts. Ich ſchwöre bei allen Göttern! nicht einmal, was mir gebührt, hab' ich empfangen. Da ſteht er und hört meinen Schwur. Er bezüchte mich des Meineids, wenn er kann. Vernehmt's und erſtaunt noch mehr! nicht einmal gleich den übrigen Feldherren und Oberſten bin ich von ihm begabt worden. Und warum begehrte ich nichts? um den Freund, deſſen Mangel ich theilte, mir im Glücke feſter zu verbinden. Jetzt iſt er im Glücke und ich erkenne ſein Gemüth.»

»Doch ſchämſt du dich nicht — hör' ich fragen — von ihm ſo hintergangen zu ſein? — Ja, beim Zevs! ich würde mich ſchämen, wenn es mir vom Feinde widerfahren wäre, aber von Freunden betrogen zu werden, iſt minder ſchimpflich als ſie zu betrügen. Euern Sold zu verweigern bleibt ihm kein gerechter Vorwand, denn wir ha-

Digitized by Google

ben ihm treu gedient und gehorcht. Man hätte, werdet ihr ſagen, gegen ſeinen Betrug euch ſicher ſtellen ſollen, damit er, auch mit böſem Willen, es nicht vollführen können? — Hört meine Antwort, die euer Undank mir in ſeiner Gegenwart auspreßt. Gedenket der Lage, aus der ich euch errettet! Ariſtarchos verſchloß die Thore. Unter freiem Himmel mußtet ihr im Winter bleiben; wenig brachte man euch zu kaufen, und ihr hattet kein Geld, auch dies Wenige zu kaufen.»

»Wegſchiffen konnten wir nicht, und wenn wir blieben, ſo ſtanden wir in Feindes Gebiet, ohne Reiterei noch leichtes Fußvolk, die er in Menge uns entgegen ſtellte; wir konnten in die Dörfer dringen; doch durch Schnelligkeit Sklaven oder Vieh erbeuten, das konnten wir nicht. Durch die Verbindung mit Seuthes hob ich alle dieſe Schwierigkeiten; that ich denn Unrecht? und hab' ich den Tod verdient, weil ich keinen Sold euch ſchaffen konnte?»

»Wie verlaßt ihr Thracien? Ihr habt den Winter im Ueberfluß auf fremde Koſten verlebt, habt von des Seuthes Gaben noch etwas erſpart und von euren Gefährten keinen ſterben ſehen, keinen vermißt. Der alte in Aſien erworbene Ruhm iſt euch erhalten und in Europa noch vermehrt worden. Mich dünkt, ihr ſolltet, ſtatt auf mich zu zürnen, den Göttern danken. Schaut hingegen auf mich, wie anders *meine* Lage! Als ich zum erſten Mal von euch nach Hauſe ſchiffte, war ich berühmt im Heere und durch euch bei allen Griechen; ſelbſt die Spartaner vertrauten mir,

Digitized by Google

denn sie waren es, die mich unter euch zurücksandten. Jetzt gehe ich zu ihnen als ein Angeklagter, und Seuthes, bei dem ich einst für mich und meine Kinder eine Freistatt zu finden hoffte, ist um euretwillen auch mein Feind geworden. Ihr aber, für die ich leide, zu deren Vortheil ich noch jetzt nach Kräften handle, ihr hegt eine widrige Meinung von mir! Habt ihr doch nicht als einen Flüchtling mich aufgerafft. Tödtet ihr mich, so raubt ihr einem Manne das Leben, der viele Nächte für euch durchwacht, Mühseligkeiten und Gefahren mit euch getheilt, oft mehr als seine Pflicht gethan; der unter den Barbaren, durch der Götter Gnade und mit eurer Hilfe, Siegesdenkmäler errichtet und endlich noch verhütet hat, daß Griechen eure Feinde würden. Ihr dürft gehen wohin ihr wollt, zu Wasser und zu Lande; ihr lebt im Ueberfluß und schifft nach dem lange ersehnten Ziele; die mächtigen Lacedämonier nehmen euch in Sold, stellen treffliche Feldherren an eure Spitze, und — es dünket euch an der Zeit, mich eilig hinzurichten. So wart ihr nicht gesinnt in der Noth, ihr, denen das Gedächtniß so treu ist. Damals nanntet ihr mich Vater, wolltet meiner stets als eines Wohlthäters gedenken. Welche Meinung sollen diese Spartaner von euch fassen? Sie mögen richten.»

Er schwieg. Chereminos, der Lacedämonier, trat auf, nannte den Haß der Soldaten ungerecht, und bezeugte, daß Seuthes nichts an ihm zu tadeln gewußt, als daß er den Truppen zu sehr ergeben sei, wodurch er des Königs Neigung verscherzt, und die der Spartaner nicht gewinnen würde.

Digitized by Google

Dann forderte ein Arkadier von diesen, daß sie, zum ersten Mal als Feldherren sich beweisend, von Thracien den Sold mit Güte oder Gewalt zu erlangen streben, und die Griechen eher nicht hinweg führen sollten. Und der Athenienser Polykrates nahm das Wort, auf den Heraklides deutend: »Dieser Mann hat die von uns erkämpften Güter empfangen, verkauft, und das gelöste Geld unterschlagen. Von ihm allein müsse es gefordert werden, denn er ist kein Thracier, sondern ein Grieche, der Griechen betrogen hat.«

Heraklides, erschrocken, flüsterte dem Seuthes zu, es sei gefährlich, hier länger zu verweilen. Beide warfen sich auf die Rosse und flohen zu ihrem Lager. Von dort aus unterhandelte Seuthes noch einmal mit Xenophon. Die alten Zusagen erinnernd, wollte er ihn bewegen, mit tausend Schwerbewaffneten bei ihm zu bleiben, warnte ihn auch insgeheim vor den Lacedämoniern, die ihn würden hinrichten lassen. Gleiche Warnungen empfing er von mehreren Gastfreunden. Aber die Opfer entschieden, daß er den Seuthes verlassen solle.

Dieser entfernte nun sein Lager von dem der Griechen, die, bis zu ihrer Einschiffung, in Dörfern zehrten, welche Medosades, einer seiner Günstlinge, besaß. Der kam erbittert, sammt einem mächtigen Odrysen, aus dem Gebirge herab, stellte Xenophon zur Rede wegen Verwüstung seiner Dörfer, und sprach: »Wir deuten euch an, ich im Namen des Seuthes, und dieser Mann im Namen des Medokas,

Digitized by Google

Königs von Oberthracien, daß ihr aus dem Lande weichet; wo nicht, so werden wir euch vertreiben.»

„Kaum mag ich dir antworten," sagte Xenophon, »doch es geschehe um dieses Fremdlings willen, damit er euch und uns kennen lerne. Ehe wir eure Freunde wurden, durchzogen wir dieses Land und hausten darin nach Gefallen. Ihr zeigtet euch nur verstohlen, und bei Nacht blieben eure Pferde gesattelt als im Lande eines Mächtigeren. Nun ihr unsere Freunde geworden, und durch unsere Waffen es besitzt, nun wollt ihr uns heraus treiben. Statt mit Geschenken uns zu entlassen, mißgönnt ihr uns sogar den Lager-Platz."

„Du lebtest nur vom Raube, ehe wir dich reich gemacht, und nun schämst du dich weder vor den Göttern, noch vor diesem Manne, so zu reden? Warum wendest du dich an mich? bin ich doch kein Feldherr mehr; habt ihr doch die Truppen, ohne meine Zustimmung, den Lacedämoniern überlassen. Mir hätte dies gebührt, um dadurch die Liebe derer wieder zu erlangen, deren Haß mich trifft, weil ich sie zu euch geführt."

Der Odryser, das vernehmend, sprach: „Medosades, ich schäme mich vor dir. Hätte ich das zuvor gewußt, nimmer würde ich dich begleitet haben. Jetzt scheide ich von dir, denn mein König mag seine Wohlthäter nicht vertreiben."

Mit diesen Worten ritt er davon. Medosades wollte nun an die Spartaner sich wenden; Xenophon gab ihnen

Digitized by Google

Nachricht davon und ermahnte sie, auf dem Solde zu bestehen. Sie thaten es drohend. Da versprach Medosades demüthig, ihre Forderung zu unterstützen, wenn sie selber mit zum Könige sich verfügen, oder den Xenophon abordnen wollten. Das Letztere geschah. Und Xenophon sprach zu Seuthes: »Ich komme nicht, um zu bitten, sondern um deinen ungerechten Zorn durch Ueberredung zu entwaffnen. Denn ich habe für das Heer nur gefordert, was du freiwillig versprochen hattest. Dir würde es nicht minder vortheilhaft gewesen sein, zu bezahlen, als den Truppen, bezahlt zu werden. Sie und die Götter haben dich auf einen glänzenden Thron erhoben. Deine guten oder bösen Thaten können da nicht verborgen bleiben. Einem großen Manne ziemt Undank nicht, am größten erscheint er, wenn er nie sein Wort verletzt. Ohnmächtig und verachtet sind die Wortbrüchigen; allein der Wahrhafte wirkt durch sein Wort mehr, als Jene durch Gewalt; seine bloße Drohung ist gefürchteter als die Strafen Jener; durch ein Versprechen erlangt er mehr, als Jene durch Gaben. Du hast uns nichts gegeben, sondern nur versprochen, und dadurch ein Heer bewogen, dir eine Herrschaft zu erobern, die wohl von höherem Werthe ist, als die fünfzig Talente, welche wir zu fordern haben. Auf Treue und Glauben haben wir dir beigestanden, und Treue und Glauben verkaufst du jetzt für jene Summe. Möchtest du die erworbene Herrschaft dagegen vertauschen? oder scheint sie dir nicht wichtiger als dies Geld, wär' es auch noch mehr? — Sie nicht

Digitized by Google

zu behaupten wäre schimpflicher, als sie nie erlangt zu haben; so wie es leichter ist, arm zu sein als zu werden, leichter, nie geherrscht zu haben, als vom Throne herabzusteigen. Nicht Neigung, sondern Zwang hat dein Volk dir unterworfen, nur die Furcht erhält es dir. Was sollen sie aber fürchten, wenn deine Treulosigkeit jetzt und künftig uns und Andere verscheucht? Ihnen mangelt nicht Muth, sondern ein tapferer Anführer. Wie? wenn sie Einen der von dir beleidigten dazu wählen? oder wenn die mächtigen Spartaner ihre neuen Söldner vertreten? — Lieber werden die Thracier gegen dich, als für dich streiten, denn als deine Ueberwinder hören sie auf, deine Sklaven zu sein. — Und liegt dir nicht ob, für das Land zu sorgen, dessen Herr du geworden? und meinst du, es werde minder leiden, wenn die Griechen, das Ihrige empfangend, friedlich abziehen, als wenn sie bleiben und feindlich es rauben? Du aber, um mit Gewalt ihrer los zu werden, mehr Truppen, als sie zählen, besolden mußt? — Heraklides nennt die geforderte Summe groß. Zahlen bestimmen das nicht, sondern das Vermögen des Gebers. Deine Einkünfte sind in diesem Jahre größer, als der Werth aller deiner vorigen Besitzungen, und du kannst die ganze Summe jetzt leichter zahlen, als zuvor den zehnten Theil. Ich rede als dein Freund. Zeige dich der Götter Gaben würdig und stelle meinen Ruhm beim Heere wieder her. Ich fordere dich selbst und die Götter zu Zeugen, daß ich, was den Truppen gebührt, nie für mich begehrt, ja

Digitized by Google

nicht einmal um das mir Versprochene dich gemahnt habe. Nur zugleich mit Jenen wollt' ich es empfangen, das schwör' ich dir!»

»Doch alles Dessen achtet Heraklides nicht, wenn er nur Gold, gleichviel wie, zusammen scharren kann. Aber die höchsten Güter eines Mannes, vor allen eines Königs, sollen Tugend, Gerechtigkeit und Edelmuth sein. Mit diesen ist er reich an Freunden. Alle freuen sich seines Glückes, alle helfen ihm gern im Unglücke.»

»Daß ich dein wahrer Freund gewesen, haben meine Handlungen dir bewiesen, und selbst die Klagen, welche, in deiner Gegenwart, die Soldaten gegen mich erhoben, sind Beweise davon. Denn würden sie argwöhnen, du hättest mich bestochen, wäre nicht meine Neigung zu dir unverholen gewesen? Du, der du mich so freundlich aufgenommen mit Worten, Blicken und Gastgeschenken, ehe ich noch für dich gefochten, du könntest jetzt, nachdem ich deine Größe, so viel in meinen Kräften stand, befördert, der Verachtung meiner Kriegsgefährten mich preisgeben? Du könntest ungerührt die Klagen deiner Wohlthäter hören? — Nein, du wirst Wort halten, und thust du es, so bitte ich dich, so zu verfahren, daß ich die Achtung wieder gewinne, in deren Besitz ich war, als ich zu dir kam.»

Beschämt ergrimmte Seuthes gegen den, der ihn verleitet, mit dem Sold zu zögern. »Ich will ihn zahlen,» sagte er, »und war nie gesonnen, euch zu betriegen.»

»So zahle durch mich,» sprach Xenophon, »auf daß

mein Ansehen im Heere wieder hergestellt werde.“ Seuthes gelobte ihm, seine Ehre nicht zu kränken, und wiederholte glänzende Erbietungen, wenn er mit tausend Schwerbewaffneten bei ihm bleiben wolle, das auch wegen seiner Sicherheit für ihn am gerathensten sei. Aber Xenophon lehnte es dankbar ab, und gelobte künftig ihm nützlich zu werden, wo sein Ansehen es verstatte.

Nicht mehr als ein Talent hatte Seuthes bar, das gab er, und sechshundert Ochsen, viertausend Schafe und hundert zwanzig Sklaven. Alles brachte Xenophon zu den Griechen, unter denen schon das Gerücht sich verbreitet hatte, er bleibe dort und habe alles Versprochene für sich empfangen. Darum strömten sie jetzt freudig ihm entgegen, und er übergab, was er gerettet, den Lacedämoniern, um es zu vertheilen. Das geschah, doch nicht ohne Murren der Soldaten gegen die Beuteverkäufer.

Xenophon, der nicht dabei erschien, wollte nun heimreisen, wurde jedoch von seinen Freunden überredet, das Heer nicht eher zu verlassen, bis er dem spartanischen Feldherrn Thimbro es übergeben hätte. Sie schifften nun nach Lampsakos, wo ein Wahrsager dem Xenophon zu seiner Rettung Glück wünschte, und nicht glauben wollte, als dieser ihm betheuerte, er könne nicht einmal heim reisen, ohne seine Pferde und Gepäck zu verhandeln. Wirklich verkaufte er hier aus Noth sein Lieblingsroß, welches jedoch von seinen Freunden zurückgekauft und ihm geschenkt wurde. Er führte nun das Heer bis Pergamos, wo er in Er-

Digitized by Google

fahrung brachte, daß ein reicher, vornehmer Perſer, Aſiodotes, mit Weib und Kind und Schätzen nicht fern hauſe und in der Nacht wohl könne aufgehoben werden. Dieſes letzte Abentheuer unternahm er mit den Getreueſten. Es mißlang zum erſten Mal, trotz der günſtigen Opferzeichen, glückte aber zum zweiten Male, und die Beute war ſo reich, daß er nun auch Andern wohlthun konnte. Zu Pergamos übergab er dann dem Thimbro die Truppen, der ſie zu dem gegen Perſien verſammelten Heere ſtoßen ließ. In fünfzehn Monaten hatten ſie zweihundert fünfzehn Tagemärſche zurück gelegt.

Nachſchrift.

Als Geſchichtſchreiber mag Xenophon wohl groß erſcheinen, als Feldherr bleibt er nur ein Räuberhauptmann, dem Gewalt immer auch Recht war. Ob er eine Bande von zehn oder von zehn tauſend Mann kommandirte, das gilt gleich. Alle, die nicht für eine gerechte Sache kämpfen, ſind nicht Soldaten, ſondern Räuber. Xenophon und ſeine Griechen unterſcheiden ſich in nichts von den Söldnern des Mittelalters, die auch nie fragten: warum ziehen wir aus? Sondern, wer bezahlt uns? und wurde dieſe Frage genügend beantwortet, ſo ſchlugen ſie zu, gleichviel warum? für wen? und gegen wen?

Die Perſer hatten ganz Recht, ſolche Vagabunden vertilgen zu wollen. Jeder Monarch in unſern Tagen würde an des Artaxerxes Stelle eben ſo gehandelt haben. Daß

Digitized by Google

Tissaphernes die Feldherren auf solche tückische Weise in seine Gewalt brachte, war freilich ein schlechter Streich; daß aber der König sie hinrichten ließ, daran geschah ihnen ganz recht, sogar nach Xenophon's eigener Erzählung; wie würde die Sache uns erst erscheinen, wenn wir sie in einem guten, persischen Geschichtschreiber läsen! Da würde sich vielleicht finden, daß Klearch wirklich mit Verrath umging. Xenophon mag nichts davon gewußt haben, denn Klearch war verschwiegen in solchen Dingen, das hatte er schon bewiesen, da er der einzige Grieche war, der um des Cyrus brudermörderischen Vorsatz wußte. Ein Mann, der, gleich nach dem Tode des Cyrus, einen General dieses Prinzen auf den Thron heben wollte, konnte auch noch einige Monate später einen ähnlichen Gedanken fassen und blieb immer ein sehr gefährlicher Mann. Alle seine Betheuerungen, daß er blos dem Cyrus angehangen, nun aber durchaus nichts Feindliches gegen den König im Schilde führe, mußten, durch seine Unterhandlung mit Ariäos, den Glauben verlieren, und es war nicht zu zweifeln, daß er seinen Arm einem jeden Wagehalse vermiethen würde, der ihn bezahlen konnte. Nach seinem Tode war und blieb das griechische Heer nichts weiter als eine Räuberbande, denn nicht die Zahl der Streitenden, sondern die Rechtlichkeit des Kampfes machen den Unterschied zwischen Räubern und Soldaten. Darum nennen auch die Franzosen in unsern Tagen die Spanier Banditen, wenn sie gleich viele tausend Mann stark sind.

Ja, wenn die Griechen nur aus Noth geraubt und ge-

Digitized by Google

plündert hätten, so möchte es noch hingehen; aber Xenophon, dieser Schüler des Sokrates, ist unverschämt genug, an mehreren Stellen zu bekennen, daß die infamsten Raubzüge blos deshalb unternommen wurden, um nicht mit leeren Händen nach Hause zu kommen; ja seine letzte Heldenthat, der nächtliche Einbruch beim Asiodotes, geschah blos in dieser Absicht, denn man erfährt durchaus nicht, daß dieser Mann die Griechen auf irgend eine Weise beleidigt habe. Er war ein Perser, das ist Alles, was Xenophon gegen ihn vorbringen kann.

Nur in einer Rücksicht scheint mir dies Büchlein von Nutzen für den Krieger; nämlich, es ist daraus zu lernen, wie man den Soldaten am Gängelbande führen kann; denn es ist nicht zu leugnen, daß Xenophon's Reden von tiefer Menschenkenntniß zeugen. Sonst aber möchte seine Geschichte (deren Wahrhaftigkeit wir nicht einmal beprüfen können) in jeder andern Rücksicht schädlich sein, da sie so laut den verfluchten Satz predigt, daß man Alles kann und darf, wozu man die Gewalt in Händen hat.

Auch die Verdienste Xenophon's als Feldherr waren wohl bei weitem nicht so groß, als man sie aus langer Gewohnheit zu machen pflegt, denn es muß auch einem Laien in der Kriegskunst auffallen, daß alle Völker, die sich ihm entgegen stellten, durch Feigheit oder Dummheit ihm sehr leichtes Spiel machten. So ist denn die Nachwelt blos durch eine geschickte Feder und durch den Namen der Griechen bestochen worden.

Digitized by Google

Fragmente aus der Geschichte der Insel Borneo.

Wir verdanken dieses Bruchstück dem berühmten Fontenelle, der aus einem von Batavia den 27. November 1684 geschriebenen Briefe es bekannt machte. Sie wissen, hebt dieser Brief an, daß bei unsern Nachbarn in Borneo nur Frauenzimmer den Thron besteigen können. Diese Insulaner halten sehr viel auf die Echtheit des königlichen Geblütes, und, weil sie wissen, daß selbst ihren Königinnen nicht immer zu trauen ist, so müssen die Vornehmsten des Landes bei deren Niederkunft gegenwärtig sein. Vor einigen Jahren starb die Königin Mliseo, der ihre Tochter Mneo folgte. Anfangs wurde sie geliebt, als sie aber mancherlei Neuerungen einführte, murrten die Unterthanen. So z. B. mußten alle ihre Minister halb verschnitten sein, was zuvor nie gewöhnlich gewesen, und doch die eifersüchtigen Männer nicht ganz sicher stellte. Die Theuerung der Lebensmittel unter ihrer Regierung schrieb man gewissen Zauberern zu, die von ihr besoldet wurden. Sie beschränkte die öffentlichen Feste, baute neue Gefängnisse, warf Unschuldige hinein, erpreßte Geld von ihnen u. s. w. Doch nichts war den Insulanern von Borneo anstößiger, als der Saal der Leichname mitten im Palaste der Königin, obgleich dies Uebel im Grunde nur eingebildet war. Sie ließ nämlich die Leichname ihrer Günstlinge einbalsamiren, stellte sie in diesem Saale mit großem Prunke auf, und verlangte,

daß, ehe man zu ihr käme, man zuvor diesen Mumien Ehrerbietung beweisen solle. Das verursachte eine große Gährung unter dem Volke. Und, siehe da, plötzlich trat eine neue Königin auf, diese Stimmung der Gemüther benutzend. Sie nannte sich Cenega, gab sich für eine Tochter der Miseo aus, entthronte ihre Schwester, und fing damit an, alle Neuerungen abzuschaffen. Dies Benehmen, und ihre Aehnlichkeit mit ihrer vorgeblichen Mutter, sprachen sehr zu ihrem Vortheil; denn die Einwohner von Borneo stehen in dem festen Glauben, daß echte Kinder ihren Eltern stets ähnlich sein müssen, und es kam ihnen schon längst verdächtig vor, daß Mneo keinen Zug von Miseo hatte, sich auch ungern öffentlich sehen ließ, und sogar alle Bilder ihrer Mutter so viel möglich bei Seite schaffte. Hingegen war sie unbezweifelt in Gegenwart der Großen von Borneo geboren, Cenega aber nicht, welchen Mangel diese bald durch unglaubliche Märchen, bald durch die Behauptung bemänteln wollte, die Großen wären bestochen gewesen. In solchen Fällen nun geht es auf Borneo gerade so zu, wie in Europa und in der übrigen Welt, man führt nämlich den Beweis durch das Schwert. Das Volk theilte sich zwischen beiden Königinnen und ein blutiger Krieg entstand, welche von den beiden Damen Siegerin geblieben, ist unbekannt.

Digitized by Google

Aethiopien.

In dem Aufsatze: Die Amazonen*), ist einer Geschichte von Aethiopien von dem potugiesischen Dominikaner Johann dos Santos erwähnt worden. Aus dieser möge hier noch ein kurzer Auszug stehen, theils zur Gemüths-Ergetzung des Lesers, theils um zu beweisen, daß der Philosoph Petrus Petitus in der Wahl seiner Gewährsmänner eben nicht ekel war. Der portugiesische Herr Pater erzählt, daß er sich als Missionär auf der Flotte eingeschifft habe, welche der König von Portugall, Emanuel, im Jahre 1586 auf neue Entdeckungen aussandte. Sie lief am 13. August von Lissabon aus, steuerte nach Brasilien, und konnte, der heftigen Stürme wegen, das Vorgebirg der guten Hoffnung nicht eher als am 25. Julius desselben Jahres umschiffen. Man muß bekennen, daß schon diese Geographie und Chronologie kein günstiges Vorurtheil für die Glaubwürdigkeit des Verfassers erregt. Die erste Heldenthat der Portugiesen bestand darin, daß sie Sofala durch den schändlichsten Betrug einnahmen, nachdem der König dieses Landes sie sehr gastfrei aufgenommen hatte. Solche Beispiele in der alten Geschichte sind um so fluchwürdiger, da sie leicht in der neuen zur Bemäntelung ähnlicher Unthaten dienen können. Man sagt, die Christen der ersten Jahr-

*) Band 30, Seite 233, dieser Ausgabe.

Digitized by Google

hunderte hätten ihre vornehmſten Glaubensſätze den Heiden verborgen; jetzt würde man wohl thun, ihnen die ganze Geſchichte des Chriſtenthums zu verheimlichen; denn wenn ſie wüßten, wie die Chriſten untereinander ſeit mehr als tauſend Jahren ſich erwürgen, ſie würden keines dieſer Raubthiere einen Fuß an ihre Küſten ſetzen laſſen, ſondern alle ſo vernünftig werden, als die Chineſer und Japaner, welchen der Himmel die Freiheit, nach ihrer Art glücklich zu ſein, noch lange erhalten wolle.

Wunderliche Dinge kramet der Herr Pater dos Santos über Aethiopien aus. Ein König von Quiteve kann nach Belieben ſeine Töchter und ſeine Schweſtern heirathen. — Am Hochzeitstage eines Caffern muß der Bräutigam ſich von einem andern nach der Wohnung ſeiner Braut tragen laſſen, und der Träger darf nicht ein einziges Mal unterwegs ausruhen, denn ſobald er ermüdet, ſo gibt es für dieſen Tag keine Hochzeit, ſondern ſie wird verſchoben, bis ein Athlete ſich findet, der, ohne zu verſchnaufen, den Bräutigam an Ort und Stelle bringt. — Viele Kinder werden von Männern geſäugt, die in ihren Brüſten eben ſo viel Milch haben als die Weiber. — Es gibt dort Raubvögel, deren ausgebreitete Flügel die Luft verfinſtern, und die einen, mit Ketten an einen Baum geſchmiedeten Affen losreißen und in die Luft führen. — An dem Strome von Sofala wächſt ein Kraut, welches gegen den Biß der Krokodille ſchützt; denn wenn dieſe Unthiere einen Menſchen, der ſich mit jenem Kraute gerieben hat, beißen, ſo werden ihnen

Digitized by Google

die Zähne weich wie Wachs. — Der Herr Verfasser citirt auch den Marco Paolo, der auf der Insel St. Lorenzo einen Vogel will gesehen haben, welcher einen Elephanten mit unglaublicher Geschwindigkeit in die Lüfte führt. Vermuthlich war es derselbe, dessen Abbildung man in Bertuch's Bilderbuche findet. — Von allen diesen Herrlichkeiten wünschen wir uns blos das Kraut, welches die Zähne weich macht, denn es gibt jetzt in Europa Krokodille so gut als in Afrika, und sie haben vortreffliche Zähne.

Historisches Quodlibet.

Als im vorigen Jahre der unglückliche Andreas Hofer den Tiroler Damen befahl, ihr Arm- und Brustfleisch zu bedecken, und in keinen durchsichtigen Hadern ihre Reize blos zu stellen, da lachte man in Europa über ihn, und er that doch nur, was manche Päpste vor ihm gethan hatten. Schon im Jahre 1635 schrieb der päpstliche Nuntius in den Niederlanden, auf Befehl Urban VIII., an alle Bischöfe, daß sie gegen die Weltfrauen Strenge üben sollten, „die den Busen und die Schultern entblößen, und das Gesicht mit Schönpflästerchen besäen.“ Sogar der Eintritt in die Kirche sollte ihnen versagt werden. Papst Innocenz XI. gab sich gleichfalls viele Mühe, jenem Unwesen zu steuern, und als er sah, daß nicht

Digitized by Google

einmal die Furcht vor den Türken, die damals Wien belagerten, die Damen bessern konnte — obgleich ganz Italien zitterte — so verordnete er am 30. November 1683 mit großem Ernst: »daß alle Weiber und Mädchen sich den Busen und die Schultern bis an den Hals hinauf, und die Arme bis an die Brust hinunter bedecken sollten, und zwar mit einem dichten, ja nicht durchsichtigen Stoffe.« Diejenigen, die binnen sechs Tagen diesem Befehl nicht gehorchten, sollten ispo facto excommunicirt sein, und, ausgenommen auf dem Todbette, sollte nur der Papst diesen Bann lösen können. Beichtväter, die sich etwa unterfangen würden, zu absolviren, wurden mit gleicher Strafe bedroht, so wie auch die Familien-Häupter, die bei dem Unfug durch die Finger sähen. Bald nachher (1685) ließ ein Geistlicher ein Sendschreiben an die Nonnenklöster drucken, in welchen junge Mädchen erzogen wurden. Hier legt er sowohl den Nonnen als ihren Zöglingen mit heiligem Eifer eine keusche Kleidung an die Herzen, und ermahnt sie »jenen verdammten Moden zu entsagen, die gleichsam mit offener Gewalt sträfliche Begierden durch die Augen in sonst wohl disponirte Herzen eindringen lassen.« Aber weder dieser Geistliche, noch Urban VIII. mit seinen Drohungen, noch Innocenz XI. mit seinen Bannstrafen, noch der ehrliche Andreas Hofer haben auf die Toiletten unserer Damen den mindesten Einfluß bewiesen, und fast sollte man glauben, daß sie beständig in Bereitschaft wären, Eide nach der Vorschrift des Se-

Digitized by Google

neka abzulegen, welcher meint, man sollte eigentlich nur nackend schwören. (de Ben. I. 7 c. 9. it. epist. 90.)

* * *

Ein gewisser Almeloveen, in seinen opusculis, sucht den Ursprung der heidnischen Alterthümer aus der heil. Schrift zu erweisen. Die Bildsäulen des Priap z. B. sollen aus Feigenholz bestanden haben, weil Adam im Paradiese sich mit Feigenblättern bedeckte. Auch die heidnische Gewohnheit, die Götter unter Bäumen und in heiligen Hainen zu verehren, leitet er aus dem Paradiese ab; denn da standen ja zwei ganz besondere Bäume, und überdies ohne Zweifel viel Gebüsch, weil Adam glaubte, er könne sich darin verstecken. Der Verfasser beweist aus vielen Stellen, daß, da die Unendlichkeit Gottes nicht von uns begriffen werden kann, man von jeher Schweigen und Dunkelheit für angemessen seinem Dienste gehalten. Schon Plinius hat gesagt: »Weniger die Bilder von Gold und Elfenbein, als die Haine, und in diesen das Schweigen, beten wir an.«

Aus dem Beispiel der Rebecca, die, sammt ihrer Amme, den Boten des Abraham überliefert wurde, schließet der Verfasser, daß die Hebräer, wie die Heiden, ihre jungen Mädchen bis zu ihrer Verheirathung unter die Obhut ihrer Ammen gestellt. Diese waren denn auch so sorgsam, daß sie an jedem Morgen den Umfang des Halses ihrer Pflegbefohlnen maßen, um daraus zu erkennen, ob ihnen noch zu trauen sei.

Digitized by Google

Ferner untersucht er: ob es jederzeit Hebammen gegeben? welche die ersten gewesen? und ob die Männer vor alten Zeiten sich, wie heutiges Tages mit dieser Kunst befaßt haben? Er führt eine lange Stelle aus dem Hyginus an, die uns belehrt, daß bei den Alten viele Frauen aus Mangel der Hebammen starben, und weil sie sich schämten, ihre Zuflucht zu Männern zu nehmen. In Athen verbot ein Gesetz den Weibern, Arzeneikunst zu treiben. Ein junges Mädchen, Namens Agnodice, spürte einen besonderen Beruf in sich, dies Gesetz zu übertreten. Sie zog Mannskleider an, studirte die Arzneikunst, und ging zu den Weibern in Kindesnöthen, denen sie ihr Geschlecht entdeckte und dann half. Die Aerzte machten ihr einen Prozeß, und beschuldigten sie eines unerlaubten Umganges mit den Weibern, deren manche blos deshalb krank würden, um den hübschen jungen Arzt rufen zu lassen. Sie brachten es wirklich dahin, daß Agnodice von den Areopagiten verurtheilt wurde. Allein sie beschämte die graubärtigen Richter durch Enthüllung ihres Busens. Sogleich öffneten die Aerzte eine andere Batterie, und bestanden auf der Beobachtung des erwähnten Gesetzes. Aber nun rüttelten sich die atheniſchen Damen, das Gesetz wurde abgeschafft, und allen freien Weibern erlaubt, die Arzneikunst zu studiren.

So wie noch jetzt die Christen mit dem Worte Abracadabra die Zahnschmerzen vertreiben, so schrieben auch die Heiden manchem sinnlosen Worte große Kräfte zu. So

Digitized by Google

ſetzten ſie z. B. über ihre Hausthüren: Arse verse, und über die Thüren ihrer Speiſeſäle S. T., welche der Verfaſſer durch sed tace, oder silentium tene als eine Ermahnung zum Schweigen erklärt.

Ein von den Chriſten erfundenes Mittel, um Schnecken und Raupen von den Feldern zu vertreiben, ſtehe hier zur Freude aller Landwirthe. Man darf nur die Worte Joel's auf Pergament ſchreiben: »Die Ueberreſte der Kohlraupe (eruca) frißt die Heuſchrecke (locusta) und die Ueberreſte der Heuſchrecke frißt wiederum eine Heuſchrecke (bruchus).« Dieſe Pergamentſtreife wickelt man um hölzerne Stäbe, und ſteckt ſie an den vier Ecken des Feldes in die Erde. Das iſt das große Geheimniß, alles Ungeziefer zu verbannen.

* * *

In einem Buche von Menage, gli origini della lingua italiana findet man die Etymologie vieler Namen, ſowohl von Städten als Familien, mit intereſſanten Anekdoten durchwebt. In Rom z. B. lebte ein dem heil. Gregorius verwandtes Geſchlecht. Einer aus dieſer Familie theilte bei einer Hungersnoth Brot unter die Armen aus, und ſeitdem bekamen ſie den Namen Frangipani. Gewiß ein ſehr ehrenvoller Urſprung; aber lächeln muß man, wenn man lieſt, daß unter der Regierung Ludwig XIII. eine gewiſſe Gattung von wohlriechenden Handſchuhen Frangipani genannt wurden, weil ein Nachkömmling von jenem edlen Frangipani, der ſeinem Ahnherrn ſchwerlich

Digitized by Google

glich, damals solche Handschuhe nach Frankreich brachte. Cerisantes, ein guter lateinischer Dichter, zählte es unter die Kennzeichen seiner hinsterbenden Galanterie, daß er keine Handschuhe à la Frangipani mehr trüge. Die Stelle ist in einer Ode an Voiture enthalten.

Menage erzählt uns auch, daß die China Anfangs das Pulver des Kardenal de Lugo genannt wurde, und daß die Engländer sie Jesuiten-Pulver nennen. — Man weiß, daß die Gelehrten vormals gar zu gern ihre Namen in's Lateinische und Griechische übersetzten. Hier werden die wahren Nahmen von Wörtern wieder an's Licht gezogen, die freilich unter beiden Namen längst vergessen sind. Ein gewisser Petau nannte sich Kercoëtius, welches im Griechischen der Bedeutung eines Affen ziemlich nahe kommt. Der berühmte Salmasius, der von ihm beißend kritisirt worden war, benutzte diesen Umstand, um ihn mit einer Gattung von Affen zu vergleichen, die auf die Spitzen der Bäume klettern, um — ihren Hintern zu zeigen. (Herr Merkel ist auch so ein Kercoëtius.) Nach Montaigne's Zeugnisse hat der Kanzler Olivier diesen Gedanken sogar auf seine Nation angewendet. Mit welchem Rechte? das dürfen wir heut zu Tage nicht entscheiden.

* * *

Wenn zu den Zeiten des heil. Gregorius, der auch Pabst war, ein Geistlicher Bischof werden wollte, so befragte man ihn insgeheim und auf sein Gewissen; ob er

Digitized by Google

seine Junggesellenschaft noch habe? Konnte er diese Frage nur stockend beantworten, so rieth man ihm freundlich, lieber in ein Kloster zu gehen. War er vermählt gewesen, so mußte er wenigstens eine lange Zeit in keuscher Witwerschaft zugebracht haben. Bei solchen Vorkehrungen sollte man denken, es müsse damals ein großer Mangel an Bischöfen, oder die Kandidaten eben nicht sehr gewissenhaft in ihren Antworten gewesen sein.

* * *

Ein französischer Erzbischof sagte einst zu der Königin Marie von Medicis: »die Wahrheit wäre nun seit fünfzig Jahren nicht über die Schwelle ihres Kabinets gekommen,« und ein anderer Prälat predigte bald nachher vor dem Könige: »die Wahrheit schleiche nur verstohlen und durch die Fenster in die Paläste der Könige.« Ach! es ist noch immer ein Glück, wenn wenigstens die Fenster ihr offen stehen. Zu gewissen Zeiten wird sie blos zum Fenster hinaus geworfen.

Bayle machte irgendwo die Bemerkung, daß Milde und Strenge sehr relative Eigenschaften wären, deren Größe man blos nach gewissen Organen beurtheilen müsse. Ein Schmied gewohnt mit glühendem Eisen umzugehen, finde nur warm, woran eine zarte Dame sich schon verbrenne. Von Natur hartselige Menschen halten ein Verfahren gegen Ketzer (ich meine die politischen) für sehr milde, wenn dabei nicht gleich vom Erschießen die Rede ist.

* * *

Digitized by Google

Der Geschichtschreiber Zosimus versichert, Kaiser Konstantin sei blos deshalb ein Christ geworden, weil die heidnischen Priester sich geweigert hätten, ihn von seinen schweren Sünden zu absolviren, die christlichen hingegen ihm ohne alles Bedenken das Himmelreich aufgeschlossen hätten. Eben so erzählt man von der Herzogin von Etampes, der Maitresse Franz des Ersten, sie sei dem Lutherthum sehr geneigt gewesen, weil sie gute Ursachen gehabt habe, die Ohrenbeichte zu vermeiden. Gott bedient sich sehr verschiedener Wege um Herzen zu erleuchten. Auch die Maitresse Eduard's III. soll aus gleichen Gründen Wicleff's Ketzereien begünstigt haben.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Bruchstücke aus den Memoiren der Madame de Motteville .	7
Xenophon's Feldzug	145
Fragmente aus der Geschichte der Insel Borneo	272
Aethiopien	274
Historisches Quodlibet	276

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 100 908 144

Digitized by Google